Goethe

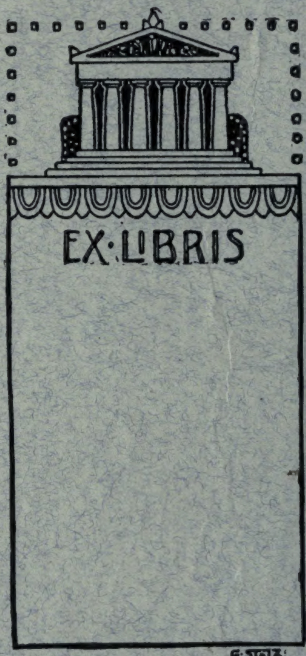
von

Karl Alt

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

1142/5



Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben v. Professor Dr. Paul Herre, Leipzig

Im Umfange von 130—180 Seiten
Geh 1 M. Originalleinenbd. 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten. ▫▫ Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten. ▫ Ein planmäßiger Ausbau der Sammlung wird durch den Herausgeber gewährleistet. ▫ Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.

Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk

Geb. M. 1.80 | Geb. M. 1.80

Herausgegeben von Konrad Höller und Georg Ulmer.
Reich illustrierte Bändchen im Umfange von 140 bis 200 Seiten.

In die Liste der von den Vereinigten Jugendschriften-Ausschüssen empfohlenen Bücher aufgenommen.

Aus Deutschlands Urgeschichte. Von G. Schwantes.

„Eine klare und gemeinverständliche Arbeit, erfreulich durch die weise Beschränkung auf die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft; erfreulich auch durch den lebenswarmen Ton." Frankfurter Zeitung.

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. M. Buesgen.

„Unter den zahlreichen, für ein größeres Publikum berechneten botanischen Werken, die in jüngster Zeit erschienen sind, beansprucht das vorliegende ganz besondere Beachtung. Es ist ebenso interessant wie belehrend." Naturwissenschaftliche Rundschau.

Die Heide. Von W. Wagner.

„Alles in allem — ein liebenswürdiges Büchlein, daß wir in die Schülerbibliotheken eingestellt wünschen möchten; denn es gehört zu jenen, welche darnach angetan sind, unserer Jugend in anregendster Weise Belehrung zu schaffen." Land- u. Forstwirtschaftl. Unterrichtszeitung.

Im Hochgebirge. Von Prof. C. Keller.

„Auf 141 Seiten entrollt der Verfasser ein so intimes, anschauliches Bild des Tierlebens in den Hochalpen, daß man schier mehr Belehrung als aus dicken Wälzern geschöpft zu haben glaubt. Ein treffliches Buch, das keiner ungelesen lassen sollte." Deutsche Tageszeitung.

Die Tiere des Waldes. Von Forstmeister K. Sellheim.

„Die Sehnsucht nach dem Walde ist dem Deutschen eingeboren... Aber wie wenig wird er dabei das Tierleben gewahr, das ihn da umgibt. Da wird dieses Buch ein willkommener Führer und Anleiter sein." Deutsche Lehrerzeitung.

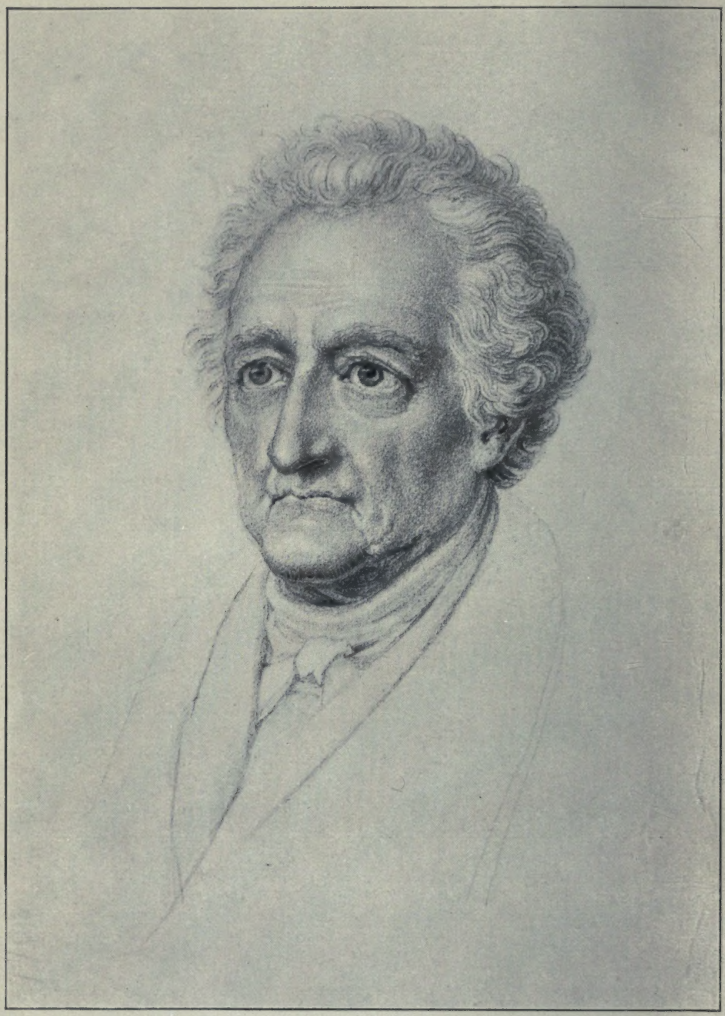
Unsere Singvögel. Von Prof. Dr. A. Voigt.

„Mit nicht geringen Erwartungen gingen wir an Professor Voigts neuestes Buch. Aber als wir nur wenige Abschnitte gelesen, da konnten wir mit Freude feststellen, daß diesmal der Meister sich selbst übertroffen...." Nationalzeitung.

Fortsetzung auf dem hinteren Vorsatz.

Alt, Goethe

Gravüre im Verlag von Gustav Schauer, Berlin



GOETHE

⟨1832⟩

1599
Yal

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre
99

Goethe und seine Zeit

Von

Professor Dr. Karl Alt
Privatdozent an der Technischen Hochschule in Darmstadt

Mit einem Porträt

190840
15/9/24

1911
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Germany

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Vorwort.

Der Inhalt der vorliegenden Schrift deckt sich mit Vorträgen, die ich im August 1911 in den Ferienkursen in Jena gehalten habe. Ihre Aufgabe ist, in großen Umrissen Goethes Entwicklung im Zusammenhang mit der Entwicklung seiner Zeit darzustellen; sie soll also weder eine Biographie noch eine allseitige Würdigung der Werke enthalten. Bei der Beschränktheit des Raumes war es vielmehr geboten, den äußeren Lebensgang des Dichters und seine Hauptwerke als bekannt vorauszusetzen. Wie sehr ich der Goetheliteratur, besonders der im Anhang verzeichneten, zu Danke verpflichtet bin, brauche ich dem Kundigen nicht zu sagen. Schlechthin Neues läßt sich über den Gegenstand kaum sagen, doch hoffe ich manches in neuer Beleuchtung dargestellt zu haben.

Darmstadt, im August 1911.

Karl Alt.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort III
Im Zeichen der Aufklärung 3
Im Sturm und Drang 24
Das Ideal der Humanität und die Bedeutung der Antike . . . 49
Goethe und Schiller 74
Goethe und die Romantik 98
Der alte Goethe und der Geist des neuen Jahrhunderts . . . 122
Anhang. Literatur 146
Personenverzeichnis 148
Verzeichnis der besprochenen Werke Goethes 151
Sachverzeichnis 153

Wie heute Angehörige aller politischen Parteien sich gern auf Aussprüche Bismarcks berufen, so begegnet man dem Namen Goethes überall da, wo Fragen der Bildung, der Kunst und Dichtung erörtert werden. Es ist nicht nur die herzenbezwingende Macht seiner tönereichen Dichtung, nicht nur die Fülle großer und eigenartiger Gedanken, die ihm den alles überragenden Platz erworben hat; in Goethe, dem Menschen und Künstler, verkörpert sich für uns, soweit das möglich ist, ein Bildungsideal, das man lange dunkel geahnt und heiß ersehnt hatte und das auch heute nichts von seiner Größe eingebüßt hat, obwohl das neunzehnte Jahrhundert vielfach andere Aufgaben gestellt, andere Ziele gewiesen hat. Goethes Persönlichkeit wurzelt, so gewaltig ihre Wirkungen auf die Gegenwart noch sind, in einer Zeit, die vergangen ist. Nur eine Betrachtung Goethes im Zusammenhang mit seiner Zeit kann uns darüber belehren, was an ihm zeitlich bedingt ist, aber auch wie er über seine Zeit hinausgewachsen ist. Kann eine solche Betrachtungsweise auch nicht das Rätsel lösen, wie Goethe der geworden ist, der er war, so vermag sie doch, seine Bedeutung in der Entwicklung unseres geistigen Lebens zu verdeutlichen und damit auch die Frage zu klären, was Goethe uns heute unter vielfach veränderten Lebensbedingungen sein kann.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts steht das geistige Leben Deutschlands im Zeichen der „Aufklärung“: in ihrer Luft ist der Knabe Wolfgang Goethe herangewachsen. Schon in dieser Zeit einer vorwiegend verstandesmäßigen Kultur entwickelt sich daneben als Unterströmung ein reicheres Gefühlsleben, das sich zunächst als „Empfindsamkeit“, dann rücksichtsloser und gewaltsamer als „Sturm und Drang“ gegen die Nüchternheit der Aufklärung auflehnt. Unter den Stürmern und Drängern erscheint Goethe zum erstenmal als einer der Führer im Streit. Doch bleibt diese Bewegung für ihn nur eine Durchgangsstufe; in

ernster Arbeit und Selbstzucht strebt er einem Ideal harmonischer Vollendung zu, worin jene Einseitigkeiten überwunden sind und worin sich das Eigentümlichste und Höchste seines Lebens zu entfalten scheint. Nun wird Schiller sein Weggenosse, dem es gelingt, das klassische Bildungsideal, das Goethe „teils lebte, teils zu leben wünschte", philosophisch zu begründen und auszusprechen und in diesem Zusammenhang Goethes Bedeutung zu würdigen. Als Weggenossen scheinen sich zunächst auch die jungen Romantiker den beiden zur Seite stellen zu wollen, doch hat zuerst Schiller, etwas später Goethe eingesehen, daß bei so mancher Übereinstimmung in wichtigen Fragen die Wege allmählich auseinanderführen mußten. Auch von ihnen hat Goethe gelernt, auch mit ihnen hat ihn manches verknüpft, dennoch ist Goethe den Romantikern gegenüber mehr der Gebende als der Empfangende gewesen. Es liegt in der Natur der Sache, daß der alternde Goethe sich den Forderungen einer neuen Zeit, die mit den napoleonischen Kriegen anbrach, nicht so willig und freudig zu fügen vermochte, wie ein jüngeres Geschlecht; doch hat er auch im hohen Alter nicht verschmäht zu lernen und in seiner Weise versucht, sich mit dem erwachenden sozialen Leben auseinanderzusetzen.

Diese eben kurz angedeuteten Beziehungen zu entwickeln, soll die Aufgabe der folgenden Darstellung sein. Wohl werden Einzeluntersuchungen noch manches aufklären müssen; im großen und ganzen ist es doch schon möglich, das Verhältnis Goethes zu seiner Zeit zu übersehen und in seinen wichtigsten Beziehungen darzustellen.

Im Zeichen der Aufklärung.

Kant hat das Wesen der Aufklärung im Ausgang des Menschen aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit gesehen, d. h. in der Befreiung von der Bevormundung durch die Theologie. In diesem Sinne beginnt das Zeitalter der Aufklärung mindestens mit der Reformation. Wenn wir dem 18. Jahrhundert vorzugsweise den Namen eines Jahrhunderts der Aufklärung beilegen, so denken wir dabei vor allem daran, daß erst in diesem Jahrhundert die Gedanken der Philosophen zum Gemeingut aller Gebildeten werden. Mit dem Streben, selbst zu denken, erwacht das Bedürfnis, das ganze Dasein nach den Forderungen der Vernunft neu zu gestalten. Dabei ist man von der festen Zuversicht erfüllt, daß ein schönes und glückliches Zeitalter anbrechen wird, sobald man diesen Forderungen Genüge tut.

In gewissem Sinn ist die Aufklärung die Fortsetzung jener gewaltigen Kämpfe, die wir mit den Namen der Reformation bezeichnen. Indem Luther die „Rechtfertigung durch den Glauben", also einen ganz innerlichen Vorgang, in den Mittelpunkt seiner Lehre stellte, überwand er die das Mittelalter beherrschende Vorstellung, als ob es besondere Gott wohlgefällige Werke oder Berufe gebe. Hinfort konnte man in jedem Berufe ein Gott wohlgefälliges Dasein führen, wenn man nur von dem rechten Glauben erfüllt war. Nicht Weltflucht, sondern Heiligung des Lebens war nun das, was die Religion vom Menschen verlangte. „Staat, Familie, Beruf, Wissenschaft, Kunst, Recht, Wirtschaft sind nunmehr selbständige Wirkungsgebiete mit eignen Gesetzen, der Glaube ist nichts als die allgegenwärtige adelnde Macht, die sich auf jedem Punkte bewähren kann, und die christliche Vollkommenheit ist in jedem Kleide erreichbar"[1]). Als einen Befreier in diesem Sinne hat gerade Goethe wenige Tage vor seinem Tode Luther gepriesen: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger

[1]) A. E. Berger, Luther, Bd. 1, S. 148.

Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen." (Gespräch mit Eckermann, 11. März 1832.)

Freilich nur grundsätzlich war die Freiheit der Wissenschaft ausgesprochen, in der Tat war Luther weit davon entfernt, die Berechtigung einer selbständigen Wissenschaft anzuerkennen. Er, dessen ganzes Sinnen und Denken von religiösen Fragen in Anspruch genommen war, hat ein solches Bedürfnis nicht gekannt und noch weniger begünstigt. Ihm war es selbstverständlich, daß Philosophie und Philologie der Theologie zu dienen haben, wenn er nicht gar in mittelalterlichem Sinn seinen zornmütigen Eifer gegen die „Bestie Vernunft" richtete. Wohl war er ein Befreier, wenn er in Worms bekannte, daß auch Papst und Konzil ihn nicht zwingen könnten, gegen sein Gewissen zu handeln. Auf das Gewissen allein aber ließ sich keine Kirche gründen, und so wurde schon Luther dazu genötigt, den Geist seines Glaubens in Lehren zu bannen, die bald mit so beschränkter Buchstabengläubigkeit, mit so pfäffischem Hochmut, mit so gehässiger Verdammungssucht gegen Andersgläubige ausgelegt und verkündet wurden, daß der lutherischen Kirche der Geist ihres Urhebers völlig abhanden gekommen zu sein schien.

Nicht die lutherische Kirche, sondern die Naturwissenschaft ist es gewesen, die das mittelalterliche Denken zuerst entscheidend überwunden hat. Das Wort, das Galilei (1564—1642) nach dem abgenötigten Widerruf seiner Lehre gesprochen haben soll: „Und sie bewegt sich doch" gilt uns deshalb mit Recht als ein Markstein in der Entwicklung des menschlichen Denkens, wobei es wenig verschlägt, daß Galilei selbst sich endlich gebeugt hat. Die Erde bewegt sich um die Sonne, hatte Galilei nach Kopernikus behauptet, die Sonne bewegt sich um die Erde, lehrte die Kirche auf Grund der Schrift. Wenn sie aber auch die Machtmittel hatte, den Widerruf zu erzwingen, der Siegeslauf der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ließ sich nicht aufhalten, das selbständige Denken ließ sich auf die Dauer nicht durch ihre Autorität beugen. So wurde denn durch die Forschungen Newtons, Keplers u. a. das mittelalterliche, auf der Bibel beruhende Weltbild zerstört und ein neues an seine Stelle gesetzt, das sich auf

Erfahrung und Beobachtung gründete. War die Erde nicht mehr der Mittelpunkt der Welt, so war es auch um den Anspruch des Menschen übel bestellt, daß er die Krone der Schöpfung sei, daß in der Heilslehre der Kirche die ganze Weltgeschichte beschlossen sei. Und auch der Wunderglaube der Kirche mußte durch die Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Naturerscheinungen erschüttert werden.

Unter den Geisteswissenschaften sind es zuerst die Rechtswissenschaft und die Geschichtschreibung gewesen, die nach einer selbständigen Begründung strebten. Für das Mittelalter hatten als Quelle des Rechts die zehn Gebote gegolten, für die Geschichte war in den vier Weltmonarchien des Propheten Daniel das Schema gegeben, die man auf das babylonische, persische, griechische und römische Reich gedeutet hatte, dem auch das heilige römische Reich deutscher Nation zugezählt wurde. Pufendorf (1632—1694) zuerst leitete das Recht aus der vernünftigen Natur und dem Geselligkeitstrieb des Menschen ab (1672); und derselbe Pufendorf untersuchte die Staatengeschichte, ohne auf die Heilsgeschichte Rücksicht zu nehmen, und spürte dem inneren Zusammenhang der Ereignisse nach.

Leibniz (1646—1716), der größte deutsche Denker des 17. Jahrhunderts, wagte zuerst den Versuch, die neugewonnenen Einsichten in einem philosophischen Weltgebäude zusammenzufassen. So stark war inzwischen schon das Vertrauen auf die Kraft menschlicher Vernunft geworden. Dabei bleibt es für sein Denken bezeichnend, daß er nicht den Gegensatz von Vernunft und Offenbarung hervorkehrt, vielmehr ihre Vereinbarkeit nachdrücklich betont: Vernunftwahrheit und Glaubenswahrheit könnten sich als Gaben desselben Gottes nicht widersprechen, ja die Offenbarung sei notwendig, da sie mehr enthalte, als die Vernunfterkenntnis. In gleicher Weise haben Thomasius (1655—1728) und Christian Wolff (1679—1754) zwar an der Offenbarung festgehalten, aber der Theologie keinen Einfluß auf ihr Philosophieren gestattet. Ein Wort des Thomasius kennzeichnet die Stellung zu dieser Frage besonders deutlich: „Das Licht der Natur und das Licht der Offenbarung sind verschiedene Quellen; die Theologie ist aus der Schrift, die Philosophie aus der Vernunft herzuleiten. Der Zweck der Philosophie ist das irdische Wohlsein des Menschengeschlechts, der Zweck der Theologie das himmlische." Der Geist der Mäßigung, der in solchen Worten zum Ausdruck kommt, bleibt auch weiterhin der deutschen Aufklärung

eigen. Ja als die viel weiter gehenden Lehren englischer und französischer Freidenker bekannt wurden, haben sich nur wenige Denker in Deutschland bis zu einem völligen Bruch mit der Offenbarung führen lassen. Man verurteile das nicht als Halbheit: aus den oft unbeholfenen Versuchen, Glauben und Vernunfterkenntnis miteinander in Einklang zu bringen, spricht im Grunde doch nur die Einsicht in den unerschöpflichen Kulturwert des Christentums, den man nicht preisgeben mochte.

Wie die Wissenschaft sich allmählich aus der Abhängigkeit von der Theologie befreite, so wurden auch die sittlichen Urteile und Forderungen nun nicht mehr ausschließlich auf die Gebote Gottes begründet. Wolff wagte den für seine Zeit unerhört kühnen Satz auszusprechen, daß auch ein Atheist ein guter Mensch sein könne, und er feierte den chinesischen Weisen Confucius als einen Lehrer reiner Sittlichkeit. Das erschien den Theologen als eine so frevelhafte Ketzerei, daß sie gegen Wolff einen heftigen Feldzug eröffneten, der schließlich zu seiner Landesverweisung führte.

Leibniz, Thomasius und Wolff, die ersten Vorkämpfer der Aufklärung in Deutschland, sind noch durch einen gemeinsamen Zug ausgezeichnet, der auch bei ihren Nachfolgern immer wieder hervortritt: durch ihren gemeinnützigen Sinn. Alle drei haben sich in verschiedener Weise bemüht, die Ergebnisse ihrer Wissenschaft zu verbreiten und für das Gemeinwohl fruchtbar zu machen. Leibniz hat sich zahlreichen praktischen Aufgaben zugewandt, Thomasius den wichtigsten Schritt zur Ausbreitung wissenschaftlicher Erkenntnis getan: er hat als erster Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten (1687) und die erste wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache herausgegeben (1688); zugleich war er bemüht, seine Schüler zu weltmännischer Lebensgewandtheit zu erziehen. Gründlicher, aber auch schwerfälliger ging Wolff zu Werke, dem kein Geringerer als Kant, der Überwinder der Wolffischen Philosophie, das Zeugnis ausgestellt hat, daß er „durch gesetzmäßige Feststellung der Prinzipien, deutliche Bestimmung der Begriffe, versuchte Strenge der Beweise, Verhütung kühner Sprünge in Folgerungen" der Urheber des Geistes der Gründlichkeit in Deutschland geworden sei. Wolff hat der deutschen Aufklärung für lange Zeit ihr eigentümliches Gepräge verliehen: neben dem Geist der Gründlichkeit ist auf ihn die nüchterne Verständigkeit und „Selbstklugheit" des 18. Jahrhunderts zurück-

zuführen, soweit man einen einzelnen für solche Erscheinungen verantwortlich machen kann. Wolff, dessen Gedankenwelt durch Leibniz und Descartes bestimmt ist, sucht nicht die Wahrheit, sondern will nur die Wahrheit, die er besitzt, durch Beweise ausbreiten. Er ist überzeugt, mit Hilfe der Logik alle Wahrheiten, den ganzen Inhalt der Wissenschaft, aus dem Satz des Widerspruchs entwickeln zu können. Diese auf philosophischem Wege gefundenen Wahrheiten haben einen höheren Wert als die von der Erfahrung gelieferten Tatsachen, die lediglich zur Bestätigung der Vernunftwahrheiten dienen. Dieses unbegrenzte Vertrauen auf die Kraft der Vernunft ist ebenso bezeichnend für seine Geistesart wie die Ansicht, daß in der Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen die eigentliche Vollkommenheit der menschlichen Seele beruhe. Je aufgeklärter, desto besser und glückseliger ist der Mensch; wer die Menschen aufklärt, befördert auch ihre Tugend und ihr Glück.

Auch den Staat will Wolff in den Dienst der Aufklärung stellen. Er führt die Sache derjenigen Staatsform, in der das 18. Jahrhundert die höchste erblickte, die Sache des aufgeklärten Despotismus, dessen Wesen man treffend in die kurze Formel gefaßt hat: Alles für das Volk, nichts durch das Volk. Über diese Anschauung ist man im 18. Jahrhundert kaum hinausgekommen. Von der Weisheit und Gerechtigkeit des Fürsten erwartet man alles Heil für die Untertanen. Man mahnt die Fürsten an ihre Pflichten und verfaßt Anleitungen zur Prinzenerziehung, die sogenannten „Fürstenspiegel". Wie sollte sich auch ein eigentliches Staatsbewußtsein entwickeln, da der Untertan doch von jeder Teilnahme am politischen Leben ausgeschlossen war?

Neben Wolff haben die englischen Deisten (Herbert von Cherbury, Toland, Tindal u. a.), deren Lehren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Eingang fanden, die Denkweise der deutschen Aufklärung am stärksten beeinflußt. Weniger bedeutsam ist der Einfluß der französischen Freidenker. Inhaltlich war die französische Aufklärung von der englischen abhängig, ihre Neigung zum Radikalismus und zu agitatorischer Ausbeutung der Ideen fand in Deutschland keine Nachfolge. Voltaires fanatischer Haß gegen das Christentum, seine Spottlust und Frivolität sagten seinen deutschen Zeitgenossen im allgemeinen ebensowenig zu, wie der unerschrockene philosophische Materialismus eines La Mettrie, Diderot, Holbach.

Der englische Deismus ist aus dem tiefen Überdruß an den unendlichen Religionsstreitigkeiten hervorgegangen; man suchte in dem, was den streitenden Konfessionen gemein war, das eigentliche Wesen der Religion zu ergründen, die allen Menschen angeboren und deshalb als „natürlich" anzusehen ist. In dem Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele, in dem Glauben, daß man Gott durch sittliches Leben — Tugend, wie man damals sagte — am besten diene, meinte man etwa das Wesen dieser natürlichen Religion ausgesprochen zu haben. Was darüber hinausgeht, galt als Fälschung herrschsüchtiger Priester. Christus habe die Naturreligion in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherstellen wollen, doch sei das nicht vollständig geschehen, und auch das Christentum müsse von allerhand Zutaten befreit werden, wenn man zum eigentlichen Kern durchdringen wolle.

Besonders befördert wurde die Ausbreitung dieser Ideen durch den Bund der Freimaurer, der sie sich im wesentlichen angeeignet hatte, zugleich aber durch sinnvolle Bräuche auf Phantasie und Gemüt zu wirken wußte. Alle Standes- und Glaubensunterschiede sollten in diesem Bunde aufgehoben sein, ein Tempel reinen Menschentums, allgemeiner Duldung und tätiger Menschenliebe sollte errichtet werden, und man hoffte, daß der Bund dereinst die ganze Menschheit umfassen werde. Die große Loge in London ist 1717, die erste auf deutschem Boden 1737 in Hamburg gegründet worden.

Die Theologen hatten die Lehren der Deisten anfangs bekämpft. Ein jüngeres Geschlecht eignete sich manche ihrer Ideen an, zunächst ohne den Glauben an die Offenbarung aufzugeben. Man suchte sie aber im Sinne der Vernunftreligion zu deuten oder sie von gewissen Lehren zu befreien, die zu der eigenen Anschauung nicht stimmen wollten. Bis zu völliger Verneinung der Offenbarung ist nur ein Denker fortgeschritten: Hermann Samuel Reimarus (1694—1768). Er selbst hat diese gefährlichen Untersuchungen aber nicht mehr der Öffentlichkeit übergeben; erst Lessing hat Bruchstücke daraus als „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten" bekannt gemacht. Schritt für Schritt war der Sohn frommer Protestanten zum Zweifel an Bibel und Kirche geführt worden, bis er in der Lehre des Deismus eine seinen Verstand wie sein Gemüt befriedigende Religion fand. Diese Naturreligion ließ ihm den Gedanken einer Offenbarung als überflüssig und verwerflich erscheinen. Soll das Seelenheil

des Menschen vom Glauben an die Offenbarung abhängen, dann hätte sie nicht nur allen Völkern zu teil werden, sondern auch so klar und bestimmt abgefaßt sein müssen, daß ein Streit über ihre Auslegung nicht möglich sei. Zu den inneren kommen äußere Gründe: weder die Persönlichkeiten noch die Lehren des alten Testaments lassen den Gedanken an göttlichen Ursprung zu. Christus ist für Reimarus zwar ein edler Lehrer allgemeiner Menschenliebe, zugleich aber ein Aufrührer, der sich zum König Israels ausrufen lassen wollte. Als dieses Unternehmen gescheitert sei, hätten die Apostel die Lehre vom leidenden und sterbenden Erlöser ersonnen und die Auferstehung Christi behauptet, die niemand außer den Aposteln gesehen habe. Ihre Aussagen seien reich an Widersprüchen, wahrscheinlich hätten sie den Leichnam Christi gestohlen, um die Auferstehung behaupten zu können.

Bei all diesen Ketzereien gegenüber dem Christentum und der Kirche war Reimarus im Herzen ein überzeugter Deist, der den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele unverrückt festhielt. Diesen Glauben mit Hilfe der Wolffischen Philosophie zu beweisen und ihn mit warmer Überzeugung zu verkünden, ist die vornehmste Lebensaufgabe Moses Mendelssohns (1729 bis 1786) gewesen. Zugleich war er ein beredter Vorkämpfer gegenseitiger Duldung auf religiösem Gebiet. Zum erstenmal kämpft wohl nun ein Jude Seite an Seite mit christlichen Gesinnungsgenossen — ein Zeichen, wie sehr man allmählich über konfessionelle Gebundenheit hinausgewachsen war. Nüchterner und flacher, aber mit unermüdlicher Betriebsamkeit hat der Freund Mendelssohns und Lessings, Friedrich Nicolai (1733 bis 1811), seine Zeitschriften in den Dienst der gleichen Sache gestellt. Besonders hat die „Allgemeine deutsche Bibliothek" von 1764 bis 1805 in 268 Bänden den Kampf gegen die Orthodoxie geführt und den liberalen Ideen zum Siege verholfen.

Mit der Tätigkeit der zuletzt genannten Männer, der sogenannten Popularphilosophen, findet die Bewegung der Aufklärung einen gewissen Abschluß, wenn auch ihre Nachwirkung noch in der Gegenwart zu spüren ist. Die Popularphilosophen sind nicht eigentlich schöpferische Geister, „sie suchen die Wahrheit nicht, sie glauben sie zu besitzen und wollen sie nur verbreiten" (Windelband.) Das bedeutet aber naturgemäß ein gewisses Erstarren der Bewegung. Namentlich Nicolai war so felsenfest davon über-

zeugt, im Besitz der vollen und alleinigen Wahrheit zu sein, daß ihm für Bedürfnisse, die ihm fremd waren, für Erscheinungen des geistigen Lebens, die nicht in der Aufklärung wurzelten, jedes Verständnis fehlte; er errichtete gewissermaßen ein Papsttum der Aufklärung und war für ein jüngeres Geschlecht nur ein Gegenstand des Spottes. Freilich ist sein Unfehlbarkeitswahn eigentlich mit dem Geist der Aufklärung nicht vereinbar, die ja gerade dem Selbstdenken zum Siege verhelfen wollte; aber begreiflich ist es ja wohl, daß das der Ausgang der Aufklärungskämpfe wurde. Im Kampf gegen das Dogma hatte man sich immer wieder auf die Vernunft berufen; man war überzeugt, ein vernünftiges und also auch tugendhaftes und glückseliges Zeitalter heraufführen zu können, wenn man sich im Denken und Handeln ausschließlich von der Vernunft bestimmen ließ; ebenso war man überzeugt, daß die Vernunft überall dieselbe sei und zu denselben Ergebnissen führen müsse. Man besaß in der Vernunft allgemeine, überall geltende Maßstäbe zur Beurteilung von Menschen und Dingen, es fehlte an Verständnis für das Recht des Individuellen und, was damit zusammenhängt, an Verständnis für geschichtliche Entwicklung. Hochmütig sah man auf die früheren, nicht „aufgeklärten" Jahrhunderte herab und konnte sich auch ein Fortschreiten nur in den Bahnen der Aufklärung denken. Der freie Sinn, der die Bewegung in ihren Anfängen auszeichnete, war einer Orthodoxie der Vernunft gewichen, die an Starrheit der früheren theologischen Orthodoxie wenig nachgab. Wie diese „Selbstklugheit" jedes Verständnis für fremde Zeiten und Völker und ihre andersgearteten Bedürfnisse ertötete, zeigt etwa die Auffassung der Religionsgeschichte, wo man sich alles, was dem eigenen Empfinden fremd war, nur als Priestertrug erklären konnte. Ein anderer Hauptmangel des Zeitalters besteht in seiner nüchternen Verständigkeit. Wohl fehlt es etwa Mendelssohns Schriften nicht an einer innigen Wärme, wohl versenkte man sich mit liebevoller Andacht in die Schönheit der Welt und bewunderte den Schöpfer in seinen Werken, im ganzen aber war der bloße Glaube an Gott, Tugend und Unsterblichkeit nicht dazu angetan, religiöse Gemütsbedürfnisse zu befriedigen.

Über diesen unverkennbaren Mängeln dürfen wir aber die große Bedeutung der Bewegung nicht übersehen: sie hat durch die Forderung des Selbstdenkens aller Wissenschaft erst die Wege

bereitet und eine rein weltliche Kultur geschaffen. Der gemeinnützige Sinn, die ernste Lebensauffassung der deutschen Aufklärer haben besonders in den Kreisen des Bürgertums die gediegene Tüchtigkeit, Rechtschaffenheit und menschenfreundliche Gesinnung großgezogen, die ihm lange Zeit eigen geblieben ist. Liebenswürdig, wenn auch fast kindlich erscheint uns die zuversichtliche Hoffnung, mit fortschreitender Aufklärung auch Tugend und Glückseligkeit verbreiten zu können.

So hoch übrigens die Bedeutung der Aufklärung für das geistige Leben des 18. Jahrhunderts einzuschätzen ist, man hätte es nur unvollständig charakterisiert, wenn man nicht einer wichtigen Unterströmung gedächte, die eine heilsame Ergänzung zu jener einseitigen Verstandeskultur bildete, des sogenannten Pietismus. Die Verinnerlichung des religiösen Lebens im Pietismus befriedigte unabweisbare Gemütsbedürfnisse, für die der Aufklärer kein Verständnis hatte. Im Kampf gegen die Orthodoxie haben wohl Pietisten und Aufklärer nebeneinander gestanden; in ihrem Wesen sind sie durchaus verschieden.

Als Geburtsjahr des Pietismus kann, obwohl schon früher ähnliche Bestrebungen hervorgetreten waren, das Jahr 1670 gelten, in dem Ph. J. Spener in Frankfurt a. M. gottesdienstliche Hausandachten begründete. Jedermann sollte sich in die Bibel vertiefen, die Hausgenossen sollten miteinander beten und singen, einander trösten und ermahnen und für die eigene Seligkeit sorgen; nicht auf Wissen und Streiten komme es an, sondern auf die Erweckung eines neuen Menschen und die Betätigung christlicher Liebe. Man sieht, es handelt sich im Pietismus um eine innerliche Aneignung des Heils, die keiner Kirche bedarf und Angehörige verschiedener Konfessionen in sich vereinigen kann. In einem inneren Erlebnis, dem „Durchbruch", wurde man der göttlichen Gnade gewiß, und diesen Durchbruch suchte man durch Bußübungen und strenge Selbstprüfung vorzubereiten. Zum Heiland trat man in ein persönliches Verhältnis inniger Freundschaft oder umfaßte den „Seelenbräutigam" mit schwärmerischer Inbrunst. Viel ungesunde Selbstpeinigung und Selbstbespiegelung wurde durch den Pietismus begünstigt, viel Geschmackloses und Abstoßendes trat im Kultus der Wundenmale und des Gotteslammes hervor; wo er aber in edelster Reinheit erscheint, wie in der von Goethe geschilderten „schönen Seele", da kann man ihm bei aller Enge die Bewunderung nicht versagen. Die innige

Gemütswärme und die Aufmerksamkeit auf die heimlichsten Seelenregungen sind auch besonders der Entwicklung der Dichtung zugute gekommen, die in der Luft der eigentlichen Aufklärung nur kümmerlich gedeihen konnte.

Auf dem Boden der Aufklärung waren eigentlich nur zwei Auffassungen von dem Wesen der Poesie möglich; entweder erschien sie als ein bloßes Spiel, dem ein ernster Mann höchstens einige Mußestunden widmen durfte, oder aber sie wurde in den Dienst der Aufklärung gestellt und sollte belehren und bessern. Verstand es der Dichter, zugleich zu belehren und zu ergötzen, so hatte er erreicht, was er erreichen konnte. So sagt Gottsched (1700—1766), der Schüler Wolffs und der einflußreichste Kritiker seiner Zeit, die ersten Dichter hätten zwar nur ihre Affekte auf eine angenehme Art ausdrücken wollen, dann aber weise Lehren und Sittensprüche in die Dichtung eingemischt, die Weisen hätten sich der Poesie bedient, das rohe Volk dadurch zu zähmen. Wohl sei es möglich, „Fabeln zur bloßen Belustigung zu ersinnen, dergleichen manches Märchen ist, das die Ammen ihren Kindern erzählen, ja dergleichen die meisten Romanschreiber in ihren Büchern ausbrüten... allein da es möglich ist, die Lust mit dem Nutzen zu verbinden und ein Poet... auch ein rechtschaffener Bürger und redlicher Mann sein muß, so wird er nicht unterlassen, seine Fabeln so lehrreich zu machen, als es ihm möglich ist; ja er wird keine einzige ersinnen, darunter nicht eine wichtige Wahrheit verborgen läge; denn omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci." Die Dichtung besteht für ihn also wesentlich in der Einkleidung eines lehrreichen moralischen Satzes. Auch in der Form sucht Gottsched die Poesie der Prosa zu nähern. Bilder und Gleichnisse werden zwar geduldet, aber Gottsched warnt vor einer gar zu hitzigen Einbildungskraft und will das Feuer der Phantasie durch gesunde Vernunft mäßigen. Trotz gelegentlicher Forderung einer angeborenen Dichtergabe hält er die Poesie für lehrbar und erblickt den Hauptvorzug seiner „Kritischen Dichtkunst" darin, daß sie lehre, wie man Gedichte machen könne. Wie in der Moral glaubte Gottsched auch in der Kunst an allgemeine Maßstäbe, an ein für allemal feststehende Regeln, die nicht nur ein unfehlbares Urteil ermöglichten, deren Befolgung vielmehr auch die Trefflichkeit einer Dichtung verbürgte. Gottscheds Poetik ist in ihrer nüchternen Vernünftigkeit ein Seitenstück zu den Schriften seines

Lehrers Wolff. Alle „Unwahrscheinlichkeiten" werden den Dichtern als Fehler angekreidet, das Wunderbare wird auf die Dummheit des Pöbels zurückgeführt und statt dessen die Allegorie empfohlen.

Diese unsägliche Nüchternheit ist übrigens historisch begreiflich als Rückschlag gegen den übertriebenen Schwulst und die leeren Formkünsteleien des 17. Jahrhunderts. Es ist der Geist des klaren und korrekten französischen Klassizismus, der nun auch in Deutschland vorübergehend zur Herrschaft kommt. Denselben Geist will Gottsched auch auf der deutschen Bühne einbürgern, und hier muß man — Lessing zum Trotz — sein Wirken als segensreich anerkennen. Hier gilt Gottscheds Kampf den unsäglich rohen Haupt- und Staatsaktionen, bei denen das Tragische zum Gräßlichen, das Komische zur gemeinen Zote ausgeartet war, sowie der Oper, die durch prunkvolle Ausstattung lediglich die Schaulust befriedigte. Sind seine Gründe auch manchmal platt und lächerlich, der Kampf an sich war gut. Und das Muster der französischen Tragödie, die er empfahl, hat den Sinn für Vornehmheit und künstlerische Form wieder geweckt. Vor allem aber hat Gottsched, indem er junge Dichter zur Übersetzung und Abfassung „regelmäßiger" Dramen aufforderte, der deutschen Bühne einen freilich bald veralteten, aber damals gern gespielten Schatz von Theaterstücken geschenkt.

Nicht lange hat die Vorherrschaft der von Gottsched begünstigten französischen Literatur in Deutschland gedauert. Den ersten Vorstoß gegen ihre ausschließliche Mustergültigkeit unternahmen die Schweizer Bodmer (1698—1783) und Breitinger (1701—1776), die sich für die schwungvolle Erhabenheit Miltons begeisterten und beredt seinen Ruhm verkündeten. Dieses Eintreten für Milton, bei dem es doch so viel Unwahrscheinliches und Wunderbares gab, führte zum berühmten Kriege Gottscheds und der Schweizer. Die Lehren der feindlichen Parteien berühren sich sehr vielfach, die Schweizer haben aber vor ihrem Gegner das tiefere Verständnis für die Kraft der Phantasie, für die Bedeutung der Affekte, für die schöpferische Tätigkeit des Künstlers voraus. Dieses Verständnis ist ihnen aber vornehmlich aus dem Studium Miltons erwachsen. Auch auf Shakespeare, dessen Stücke nach Gottsched „voll von Schnitzern und Fehlern wider die Regeln der Schaubühne und der gesunden Vernunft" waren, deuten Bodmer und Breitinger bereits hin.

Ihnen folgen darin Johann Elias Schlegel (1741) und Nicolai (1755), so daß schon in der Blütezeit der Aufklärung nachdrücklich auf den Dichter hingewiesen wird, der bald zum Abgott des jungen Geschlechts werden sollte.

Wie sah nun die Dichtung aus, die sich im Zeitalter der Aufklärung entwickelte? Wir können, wenn wir uns der Ausdrucksweise jener Zeit bedienen, zwei Gruppen von Dichtern unterscheiden: solche, die mehr ergötzen, und andere, die vorzugsweise belehren wollen.

Die erste Gruppe wird hauptsächlich durch die sogenannten Anakreontiker (Gleim, Uz u. a.) vertreten, die zu heiterem, maßvollem Lebensgenuß auffordern, allen Trübsalpredigern den Rücken wenden, sich mit Myrten und Rosen bekränzen, und unter Lachen, Küssen und Trinken ihr Dasein hinzubringen scheinen. In lauschigen Tälern ergehen sich galante Schäfer und Schäferinnen, deren Gottheiten Amor, Hymen und Bacchus sind. Anmutige Erfindung und zierliche Formgebung erfreuen an den besten dieser Gedichte, doch wirkt das Behagen an den nichtigen Tändeleien bald ermüdend. Es ist bezeichnend, daß alle diese Dichter sich immer wieder dagegen verwahren, daß man aus den Gedichten auf ihren Charakter und ihre Lebensweise schließt. Damit wurde die Anakreontik natürlich zu einer leeren Spielerei ohne tieferen Gehalt, so daß männlichere Naturen sich bald von ihr abwandten.

Unter den lehrhaften Dichtern finden wir sehr verschiedenartige Naturen. Hallers (1708—1777) männlicher Ernst, der, immer mit großen Gedanken beschäftigt, sehnsüchtig nach Klarheit ringt, sein nachdrückliches Pathos stehen weit ab von Hagedorns (1708—1754) weltmännischer Munterkeit und Gellerts liebenswürdiger Schalkhaftigkeit. In Gellert (1715—1769) hat wohl der Geist der Aufklärung seinen vollkommensten Ausdruck gefunden. Seine schlichte Frömmigkeit, die sich anfangs ganz wohl mit heiterem Scherz vertrug und erst später einen unerfreulich wehleidigen Zug zeigte, sein sittlicher Ernst, seine milde Menschenfreundlichkeit, sein anmutiges Plaudertalent machten ihn naturgemäß zum Liebling seiner Zeit. Daß es seinem Charakter an fester Männlichkeit, seiner Dichtung an Tiefe, Kraft und Leidenschaft fehlte, wurde kaum als Mangel empfunden. Bei Gellert tritt auch gelegentlich schon deutlich ein Schwelgen in weichlicher Rührung und Tränenseligkeit hervor, die das Er-

wachen eines stärkeren Empfindungslebens ankündigt. Beim Lesen von Richardsons Romanen zerfließt er in Tränen und empfindet dabei ein wonnevolles Entzücken, und diese „Empfindsamkeit" erscheint ihm als ein besonderer Vorzug.

Im allgemeinen beobachten wir im 18. Jahrhundert ein immer stärkeres Erwachen des Gefühlslebens, wenn auch das Lehrhafte überwiegt. Schon wenn viele Sänger das Lob Gottes in der Natur anstimmen, erklingt ein herzlich-inniger Ton; und bald erwacht der Sinn für die sanften Reize einer anmutigen Landschaft. Schon vor Rousseau wird bei Haller eine elegische Sehnsucht nach Natur und Sitteneinfalt laut, und später führt Geßner (1730—1788) zurück in eine erträumte Schäferwelt voll Unschuld, Tugend und Glückseligkeit. Bei aller eintönigen Weichlichkeit empfinden wir in seinen Idyllen den Reiz der Stimmung. Besonders aber zeigt sich im schwärmerischen Freundschaftskultus eine stärker hervorbrechende „Empfindsamkeit". Immer aber sind es zunächst sanfte und zarte Gefühle, die nach Ausdruck in der Dichtung ringen; das Starke, Leidenschaftliche, Gewaltige findet keinen Widerhall — begreiflich genug, ist doch dem Aufklärer Leidenschaftlichkeit eine Trübung der Vernunft und also eines weisen Mannes nicht würdig.

In dieser Zeit, da zierliche aber gehaltlose Tändelei, verständige Lehrhaftigkeit und mattherzige Weichlichkeit der Dichtung ihr Gepräge gaben, erschien Klopstocks (1724—1803) Messias, dessen erste Gesänge 1748 hervortraten, als eine Offenbarung von ungeahnter Größe. Der hoheitsvolle Ernst, die feurige Begeisterung, die feierliche Erhabenheit machten auf alle empfänglichen Gemüter den stärksten Eindruck. So aus tiefstem innerem Erleben heraus hatte noch kein Dichter jener Tage geschaffen, keiner hatte so zu Herzen gehende Töne gefunden. Daß es dem Epos an bewegter Handlung, an sinnenfälliger Anschaulichkeit, an eindringlicher Charakteristik gebrach, daß das Streben nach dem Erhabenen zu verschwommener Unklarheit geführt hatte, das übersah man zunächst. Und auch Klopstocks Oden, besonders die früheren, verraten den Pulsschlag des Herzens, mag er Freundschaft oder Liebe besingen oder Lieder zum Preise Gottes und der Unsterblichkeit anstimmen. Stimmungsvolle Landschaftsbilder weiß er zu zeichnen und „unaussprechliche" Gefühle auszudrücken. Doch drängt auch bei Klopstock die Reflexion oft das unmittelbare Gefühl zurück, mythologischer Aufputz und

Formkünsteleien wirken nicht selten erkältend. Im allgemeinen ist ihm aber gerade das besonders nachzurühmen, daß mit dem sittlichen Ernst der künstlerische Ernst Hand in Hand geht, daß er sich in der Durchbildung der Form nicht genug tun kann. Er hat den Stil der Dichtung um manche Ausdrucksmittel bereichert, die von Goethe dankbar aufgenommen und fortgebildet worden sind.

Klopstocks seraphische Schwärmerei hat es auch dem jungen Wieland (1733—1813) angetan, der sein Urbild noch an Verstiegenheit übertraf, bis sehr irdische Erfahrungen ihn erkennen ließen, daß es dem Menschen nicht möglich sei, seine menschliche Natur zu verleugnen. Seitdem bildet der Gegensatz von Tugend und Schwärmerei auf der einen, natürlicher Sinnlichkeit auf der anderen Seite den Hauptgegenstand seiner Dichtung. Der Tugendglaube der Aufklärer wird bedenklich erschüttert, dem Naturtrieb, der nun einmal mit zum Wesen des Menschen gehört, eine gewisse Berechtigung zuerkannt, Genußfreude als Lebensziel gepriesen, anfangs mit zynischem Behagen, später mit maßvoller Heiterkeit. Weltfremde Philosophen werden verspottet, Leben und Erfahrung sind bessere Lehrmeister. Mag Wieland zuzeiten übers Ziel hinausschießen, die Einseitigkeit Klopstockischer Verstiegenheit und Weltfremdheit hat er mit Glück überwinden helfen, wie auch seine leicht hinströmenden, gefälligen Verse ein wohltuendes Gegengewicht zum gewichtigen Pathos Klopstocks bilden.

Das Beste der Aufklärungszeit hat sich in Lessing (1729—1781) verkörpert: die reine Wahrheitsliebe und der unerschrockene Wahrheitsmut ohne den Unfehlbarkeitsdünkel eines Nicolai, der sittliche Ernst, der sich bei ihm mit kraftvoller Männlichkeit paart, der Geist edler Duldsamkeit und Menschenliebe, der sich bei ihm gar wohl mit frischer Kampfesfreudigkeit verträgt, das zuversichtliche Vertrauen auf eine Entwicklung zu immer höheren Zielen. Der Kritiker Lessing hat als Schüler Gottscheds begonnen, aber bald die Unzulänglichkeit dieses Lehrmeisters erkannt und ihn leidenschaftlich, wohl auch ungerecht befehdet. In den Literaturbriefen eröffnete er den Kampf gegen die Mustergültigkeit der klassischen französischen Tragödie, um auf den unserem Empfinden so viel näherstehenden Shakespeare hinzuweisen; und in der Hamburgischen Dramaturgie hat er diesen Kampf fortgeführt. Shakespeare und die Alten sind ihm die

wahren Meister des Tragischen, während das französische Trauerspiel uns kalt läßt. Die vermeintliche Regelmäßigkeit aber wird in ihrer ganzen Verständnislosigkeit gegenüber dem Wesen des Dramatischen und Tragischen enthüllt und dem Spott preisgegeben. Höher als der einengende Regelzwang steht die Naturwahrheit der Darstellung und das sichere Empfinden des schaffenden Künstlers. Durch solche Lehren ist Lessing ein Befreier wahrer Dichtung und ein Vorläufer des Sturmes und Dranges geworden, gegen dessen Übertreibungen er sich freilich auch schon mit der gleichen Entschiedenheit auflehnte, wie gegen die saftlose Korrektheit Gottscheds.

Was der Kritiker forderte, setzte der Dichter Lessing in die Tat um. In „Miß Sara Sampson" hat er nach englischem Muster einen Stoff aus der Gegenwart behandelt, Naturtreue und Lebenswahrheit an Stelle eines gespreizten Heldentums erstrebt und den im Deutschen meist eintönigen Alexandriner durch schlichte Prosa ersetzt. Mit reiferem Können und größerer Selbständigkeit ist er in „Minna von Barnhelm" auf dieser Bahn fortgeschritten. Hier spüren wir den frischen Luftzug des siebenjährigen Krieges und den männlich-stolzen Sinn Lessings. Was dem 18. Jahrhundert fast ganz fehlte, die Freude am Heldentum und an der Größe des Staates, war durch die Siege Friedrichs des Großen bei den Preußen erwacht. Gleim, Kleist und Ramler besangen in ihrer Art die Taten des Königs und seines Heeres; die „wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges" aber war nach Goethes Wort Lessings Lustspiel. Dieser starke Lebensgehalt hat, vereint mit der Kunst der Menschenschilderung und der Gewandtheit des geistreichen Dialogs, das Stück bis zur Gegenwart der Bühne erhalten. Noch mehr kündigt sich in der „Emilia Galotti" eine neue Zeit an: wir vernehmen darin ein dumpfes Grollen, das mächtiger in den Anklagedramen des Sturmes und Dranges laut wird.

Zu keiner Zeit seines Lebens ist Lessing ausschließlich durch literarische Fragen in Anspruch genommen worden; er hat namentlich an den theologischen Kämpfen der Zeit leidenschaftlich teilgenommen. Gegen ein verknöchertes Luthertum ruft er den Geist Luthers an: „Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens? Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!"

Nirgends zeigt sich die Geistesfreiheit Lessings schöner, als in den theologischen Schriften, er wahrt sich diese Freiheit ebensowohl gegenüber den Aufklärern, wie gegenüber der Orthodoxie. Weit entfernt von dem Wahn, die Wahrheit zu besitzen, bleibt er ein unermüdlicher Wahrheitsucher. Und wie ihm der Dünkel eines Nicolai fremd ist, so erhebt er sich auch über die ungeschichtliche Auffassung seiner Zeit, die alle positive Religion nur auf Priestertrug zurückzuführen weiß. Unter dem Bilde einer „Erziehung des Menschengeschlechts" begreift er die verschiedenen Religionen als Entwicklungsstufen; diese Entwicklung ist ihm dann natürlich auch mit der Gegenwart nicht abgeschlossen: begeistert sieht er eine bessere Zukunft, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums vor sich, eine Zeit der völligen Aufklärung und Herzensreinheit, in der man das Gute um des Guten willen tut.

Noch einmal betrat Lessing, als ihm die Fortsetzung des theologischen Kampfes untersagt wurde, seine alte Kanzel, das Theater, um auch von dort her sein Ideal reinen Menschentums zu verkünden. Über die Schranken des Glaubens und Volkstums hinweg reichen im „Nathan" sich wackere, edle Menschen die Hand; nicht das Kleid, sondern der innere Wert macht das Wesen des Menschen aus. In dieser Dichtung der „Humanität" hat Lessing sein Ideal zu gestalten gesucht, und die Wärme, mit der er es erfaßte, greift noch heute unmittelbar ans Herz. Es ist das Höchste der ganzen Aufklärungsliteratur.

An diesem Beispiel mag es uns auch deutlich werden, daß die Aufklärung nicht nur der Vergangenheit angehört; bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein finden wir ihre Spuren. Deshalb mußte sie auch hier verhältnismäßig eingehend dargestellt werden. Wenn sich Goethe auch ziemlich früh — etwa in Straßburg — von der in seiner Jugend herrschenden Geistesrichtung freigemacht hat, so hat er doch auch noch später ihren Einfluß erfahren. Ferner ist es auch nicht möglich, das Wesen des Sturms und Drangs, der klassischen, ja selbst der romantischen Literatur zu verstehen, wenn man nicht mit der Bewegung vertraut ist, an die sie anknüpfen, indem sie sie fortbilden oder bekämpfen.

Daß Wolfgang Goethe (geb. am 28. August 1749) in den Knaben- und Jünglingsjahren die Ideen der Aufklärer in sich aufgenommen hat, bedarf keines Beweises. Auch dem, der ihre Schriften nicht las, strömten sie aus den mannigfachsten ab-

geleiteten Quellen zu. Nun war aber der alte Rat Goethe der richtige Typus des Aufklärers: ein in jedem Sinne gediegener Mann, lern- und lehrbegierig, peinlich ordnungsliebend, hartnäckig in der Durchführung dessen, was er sich vorgesetzt hatte. Es fehlte ihm nicht an Verständnis für bildende Kunst und Dichtung, doch bevorzugte er begreiflicherweise die klaren, „regelmäßigen", lehrhaften Dichter aus dem Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts: die Werke von Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller standen auf seinen Bücherbrettern.

Aus „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung", die wir darin unbedenklich als Selbstbiographie des Dichters ansprechen dürfen, erfahren wir, wie Gottscheds Bühne ihm zum Maßstab dramatischer Kunst wurde, wie Corneille auf ihn wirkte, wie er sich über die „drei Einheiten" den Kopf zerbrach und wie er sich selbst in heroischen Schäferspielen und Alexandrinertragödien versuchte. Stärker als der Geschmack des Vaters dürfte allerdings das französische Theater auf ihn gewirkt haben, das während der französischen Einquartierung in Frankfurt spielte und übrigens neben der klassischen Tragödie auch das modernere bürgerliche Lust- und Schauspiel pflegte.

Eine andere Welt wurde dem Knaben durch die Mutter aufgetan. Ihre köstlichen Märchen haben wohl zuerst seine Phantasie angeregt. Die bibelfeste Frau wird ihm aber auch zuerst die Bibel lieb und vertraut gemacht haben, die Bibel, der er fast allein seine sittliche Bildung zu verdanken meinte. Die Mutter endlich war es auch, die ihm den Klopstockischen Messias zugänglich machte und damit die nachhaltigste Wirkung erzielte. Hier ist wohl die Veranlassung zu suchen, daß der Knabe eine ganze Reihe biblischer Stoffe für seine jugendlichen Versuche wählte. Für den „Belsazar" (1765) scheint Klopstocks Drama „Salomo", für das Gedicht von der „Höllenfahrt Christi" (1764) scheinen Gedichte aus dem Kreise Klopstocks (von Joh. Adolf Schlegel, Cramer) das Vorbild gewesen zu sein.

Auch in Leipzig, das Goethe im Herbst 1765 bezog, um die Rechte zu studieren, herrschte damals die Aufklärung. Aufgeklärte Theologen, zu denen sich auch Goethe gehalten haben will, lehrten hier, von hier aus suchte Gottsched den Geschmack Deutschlands zu verbessern, hier hielt Gellert seine berühmten moralischen Vorlesungen. Doch zeigen schon die ersten Briefe Goethes, daß Gottscheds Ruhm dahin war, und Gellerts weh-

leidiges Wesen verscheuchte ihn auch bald. Es war eine andere Spielart der Aufklärung, die den Geist der Stadt Leipzig beherrschte: jene graziöse, wohl auch frivole Galanterie, die von der Dichtung mehr ergötzt als belehrt sein wollte, die deshalb der Anakreontik im weitesten Sinne zuneigte. Diesen Einflüssen erlag bald auch Goethe.

In Leipzig begann Goethe an der Kraft der Tugend zu zweifeln und eignete sich die Anschauung an, der Alceste in den „Mitschuldigen" Ausdruck verleiht,

„Daß es, wenn man in uns das Laster je vermißt,
Beim Jüngling Blödigkeit und Furcht beim Mädchen ist."

Literarische Einwirkungen und eigene Lebenserfahrungen dürften diese Wandlung hervorgebracht haben: Wielands „Komische Erzählungen" beruhen auf denselben Anschauungen, und unter dem Einfluß des Lebemanns Behrisch ist Goethe auf dem besten Wege, sich einem leichtsinnigen und leichtfertigen Lebensgenuß zu überlassen. Im Liederbuch „Annette" wird wohl auch der „Triumph der Tugend" gefeiert, aber die eigentliche Meinung des kecken Dichters enthalten doch wohl die Verse:

„Hat man einmal diese Herzen,
Ha! das andre hat man bald."

Und selbst jenes Gedicht vom „Triumph der Tugend" schwelgt wielandisch im Ausmalen eines recht verfänglichen Abenteuers. Ausdrücklich hebt Goethe hervor, daß seine Leier nicht vom „heiligen Feuer der geweihten Dichter glüht". Er ist von Klopstock zu Wieland und seinesgleichen übergegangen. Mag aber inhaltlich die Leipziger Lyrik wenig anziehend sein, eine gute Schulung war sie doch: in den besten Gedichten weiß der Schüler den Ton zierlicher Tändelei und anmutiger Leichtigkeit gar wohl zu treffen. Gelegentlich begegnet auch schon ein Naturbild, das neben dem herkömmlichen mythologischen Aufputz durch eigenartige feine Züge und wunderbaren Wohllaut der Verse erfreut:

„Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken streu'n mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf."

Deutlicher zeigt sich ein Hinausschreiten über die Überlieferung in Goethes Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" (1767). In der seit dem 16. Jahrhundert beliebten Schäferdichtung regt

sich zuerst die Sehnsucht des gebildeten, verbildeten Menschen nach einem verlorenen Paradies der Tugend und Unschuld, nach einfacheren Lebensformen und reinerer Menschlichkeit; aber freilich nimmt man in die erträumte Schäferwelt doch viel von der eigenen Kultur mit, so daß das Schäferwesen meist als äußerlicher Maskeradenputz erscheint. Goethe lehnt sich in der Erfindung, in der Gruppierung der beiden Liebespaare und in manchen Einzelheiten an Vorbilder (wie Gottsched, Gärtner, Gellert) an, weiß aber das Ganze dadurch lebendiger und wärmer zu gestalten, daß er Selbsterlebtes — sein launisches Verhalten gegenüber Kätchen Schönkopf — in seine Dichtung einfließen läßt, wie sich erlebte Züge auch schon in seiner Lyrik nachweisen lassen. „Und so begann", kann Goethe deshalb mit Recht von seiner Leipziger Dichtung sagen, „diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte..., in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln." (Dichtung und Wahrheit, 7. Buch.) Überwiegt zunächst noch das Erlernte, so ist gerade der Anakreontik gegenüber, die jeden Zusammenhang zwischen Leben und Dichtung leugnet, in Goethes abweichendem Verhalten ein Fortschritt zu erkennen. Allmählich erwacht dann nach anfänglicher Niedergeschlagenheit das Vertrauen auf die eigne Dichterkraft und macht sich übermütig gegenüber Gellerts Kritik geltend: „Habe ich Genie, so werde ich Poete werden und wenn mich kein Mensch verbessert; habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts" (an Cornelia, 11. Mai 1767).

Ein noch größerer Fortschritt vielleicht zeigt sich in der Entwicklung von Goethes Briefstil. Anfangs gibt er seiner Schwester den Gellertischen Rat: „Schreibe nur, wie du reden würdest, und so wirst du einen guten Brief schreiben." (den 6. Dezember 1765.) Was Gellert unter Natürlichkeit verstand, war der Ton eines zwanglosen Geplauders, während in Goethes Briefen an Behrisch sich mehr und mehr eine ungestüme Leidenschaftlichkeit ausspricht. Mit Recht hat man in ihnen eine gewisse Vorschule der Briefe Werthers gesehen; hier vernehmen wir zuerst entschiedene Vorklänge des Sturms und Drangs.

Mit der höchsten Verehrung und Dankbarkeit nennt Goethe Oeser als seinen Lehrer. Aus Oesers Munde wird Goethe zuerst den berühmten Satz Winckelmanns vernommen haben, „das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille" (an Reich, 20. Fe-

bruar 1770), das Ideal, das Winckelmann in der Antike verwirklicht fand. Ein fruchtbarer Keim war in Goethes Herz gesenkt, der erst später aufgehen und Frucht tragen sollte. Auch auf Shakespeare und Wieland hat Oeser nachdrücklich hingewiesen, und so sehen wir denn Goethe nach seiner Rückkehr aus Leipzig sich eifrig mit diesen beiden Dichtern beschäftigen.

Als ein Führer zur „Wahrheit" erscheint ihm Wieland. Er teilt dessen Geringschätzung der „Schulwissenschaften" und hält die „Erfahrung für die einzige echte Wissenschaft" (an Friederike Oeser, 8. April 1769). Auch Wielands Tugendlehre eignet sich der junge Goethe an; darnach lebt in allen Menschen ein untrügliches Gefühl des Wahren und Guten, das zwar höher bewertet wird als der sinnliche Trieb, aber nicht auf eine Unterdrückung des Sinnlichen hinausgehen kann. An Stelle des sinnenfeindlichen Tugendideals im Sinne der Aufklärung tritt ein Verlangen nach einem Ausgleich der Gegensätze, ein Verlangen, das der Empfindungsweise Goethes entsprach und an dem er auch später festhielt. Wenn er zu einem vollen Verständnis Shakespeares nicht durchdrang, so hat offenbar gerade die Bewunderung Wielands dem im Wege gestanden: er vermißte wohl auch bei ihm wie in Gerstenbergs Ugolino, der ersten entschiedenen Nachahmung Shakespeares, die Grazie Wielands.

Wielandische Motive geben in der Hauptsache den Stoff der „Mitschuldigen" her, die in ihrer ersten Fassung im Jahre 1769 entstanden sein dürften: der Kavalier Alceste, der ein Bürgermädchen Sophie rein platonisch geliebt hat, wird durch ihre vermeintliche Untreue zum Freigeist und Lebemann; bei einem späteren Wiedersehen erwacht der Freigeisterei zum Trotz ein edleres Gefühl in ihm, und die Erkenntnis von Sophiens Unschuld und Reinheit bekehrt ihn endgültig zum Glauben an die Tugend. Daß die Tugend auch hier der eigentliche Gegenstand ist, entspricht noch der Auffassung der Aufklärung; daß sie nicht mehr aus Vernunftforderungen, sondern mit Wieland aus dem „Gefühl" abgeleitet wird, führt darüber hinaus. Für die Technik hat im wesentlichen die französische Komödie das Muster abgegeben; für die Vermischung des ernsten Hauptmotivs mit komischen, ja possenhaften Zügen scheint Shakespeare das Vorbild gewesen zu sein, hat doch Wieland gerade das an Shakespeare gerühmt, dessen Stücke ihm eben wegen dieser Mischung „natürliche Abbildungen des menschlichen Lebens sind". Für die Ex-

position endlich hat Goethe selbst auf Minna von Barnhelm als sein Muster hingewiesen. Lessing, dessen kritische Schriften er gleichzeitig studierte, wirkte auch auf Goethes Dichtung.

Anregungen ganz anderer Art, die sich doch in der Ausbildung des Gefühlslebens mit der Einwirkung Wielands berühren, empfing Goethe in den Jahren 1769—1770 durch den Pietismus, dessen Gesinnungen ihm namentlich durch Fräulein von Klettenberg vermittelt wurden. Wie sehr ihn der schlichte fromme Sinn der Pietisten angezogen hat, zeigen deutlich die ersten Briefe aus Straßburg, in denen ihm die Furcht des Herrn als der Weisheit Anfang erscheint. Freilich zu dem Glauben an die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur vermochte er sich damals so wenig wie in späteren Jahren zu bekennen.

Merkwürdig, aber wohl begreiflich ist es, daß im Pietismus, der in der Vernünftigkeit der Aufklärung kein Genüge fand, sich ein scheinbar schon überwundener Wunderglaube und Aberglaube wieder erhebt. Auch Goethe hat mit Fräulein von Klettenberg alchimistische Versuche angestellt und sich in eine mystische Naturphilosophie vertieft, deren Pantheismus den Dichter ansprechen mußte. Manches im „Faust" ist auf diese Versuche und Ansichten zurückzuführen.

So enthüllt sich dem rückschauenden Betrachter so mancher Zug aus dem Bilde des Stürmers und Drängers schon in den Jahren der Vorbereitung. Wohl kommt unter dem Einfluß Herders in Straßburg eine neue Sinnes- und Empfindungsweise zum Durchbruch, aber schon in Leipzig und Frankfurt kündet sich eine Entwicklung in dieser Richtung leise an.

Im Sturm und Drang.

Die Bewegung des Sturmes und Dranges, die nach einem Drama Klingers ihren Namen erhalten hat, begreifen wir am besten als einen Rückschlag gegen gewisse Einseitigkeiten der Aufklärungskultur, auf die bereits hingewiesen worden ist. Auch das ist gezeigt worden, wie schon in der Zeit, da die Aufklärung das geistige Leben beherrschte, andersgeartete Unterströmungen bemerkbar sind, wie sich etwa in der Empfindsamkeit das zurückgedrängte Gefühlsleben zu regen begann. Überhaupt tritt ja eine neue Zeit nicht plötzlich hervor, nur wir sind genötigt, in der Darstellung stärkere Einschnitte zu machen, um die Wandlungen des geistigen Lebens deutlicher hervortreten zu lassen. Wenn in literargeschichtlichen Darstellungen auf das Zeitalter der Aufklärung das des Sturmes und Dranges folgt, so kann das vielmehr nur heißen, daß sich nun ein jüngeres, anders empfindendes Geschlecht durchsetzt und der Zeit sein Gepräge aufdrückt. Ja selbst diese Behauptung ist vielleicht noch einzuschränken: der Sturm und Drang hat nicht entfernt den tiefen und nachhaltigen Einfluß gehabt, wie die Aufklärung, er ist auf engere Kreise beschränkt geblieben und wäre vielleicht rasch vergessen worden, hätten nicht unsere beiden größten Dichter das bleibend Wertvolle dieser Geistesrichtung vor dem Untergang zu retten gewußt.

Wie die Aufklärung hat auch der Sturm und Drang entscheidende Anregungen vom Auslande her erhalten: sehr stark hat Rousseau gewirkt; neben ihm kommen, für die Beurteilung der Kunst und Dichtung vor allem, Engländer wie Lowth, Young, Macpherson, Percy u. a. in Betracht. In Deutschland hat Hamann die ersten Keime der neuen Gesinnung ausgestreut, der geistige Führer des jungen Geschlechts ist Herder geworden, der alle Bestrebungen in sich vereinigt und mit beredtem Munde auszusprechen weiß, was alle bewegt.

Dem auf seine Kultur stolzen Jahrhundert schleuderte, wenn nicht zuerst, so doch am wirksamsten Rousseau (1712—1778) seine leidenschaftlichen Anklagen entgegen. Nicht nur die Kultur seiner Zeit, sondern alle Kultur bekämpfte er, da die Kultur

durch die Arbeitsteilung die Ungleichheit unter die Menschen gebracht habe: den Unterschied von Reichen und Armen, von Herren und Untertanen. Weit glücklicher, friedlicher, menschlicher habe der Mensch vor aller Kultur gelebt; diese glückliche Zeit sei zwar dahin, aber nun gelte es, nach einfacheren, natürlicheren Lebensformen streben, jene trennenden Schranken einreißen, die Rechtsgleichheit herstellen, die Souveränität des Volkes anerkennen. Besonders richtete Rousseau seine Anklagen gegen die Wissenschaften, die schuld seien, daß man Geist und Talent höher schätze, als Tugend, Einfalt und Unschuld. Für Rousseau unterlag es keinem Zweifel, daß das Herz ein besserer Führer sei, als der Kopf. Mit seinem warm empfindenden Herzen wurde er zum beredten Anwalt einer Gefühlsreligion, die weder vom Materialismus noch vom Offenbarungsglauben etwas wissen wollte. Nicht in geschriebenen Büchern suchte er Gott, sondern im eigenen Herzen, das lauter von ihm Zeugnis ablegt als die Offenbarung; das innere Gefühl widerlegt auch alle Einwände des Verstandes gegen den Gottesglauben. Endlich vertrat Rousseau die Rechte des Individuellen gegen die einzwängende Gleichmacherei der Aufklärung.

Nicht so sehr durch die eigenen, anspielungsreichen, schrullenhaften und daher schwer verständlichen Schriften wie durch seinen Schüler Herder hat Hamann (1730—1788) gewirkt. Hamann war ein Prophet des Glaubens, der höher ist als alle Vernunft, ein begeisterter Verkünder der Lehre vom Genie, ein Freund ursprünglicher Dichtung voll Kraft und Sinnlichkeit, ein Freund einer anschaulich-lebendigen, eigenartigen Sprache.

Der eigentliche Führer des Sturms und Drangs aber wurde, wie gesagt, Herder (1744—1803). Herder, schon als Knabe und später noch als Student ein Bücherwurm, kam allmählich zur Einsicht, daß eine ausschließlich gelehrte Bildung eine ungeheure Einseitigkeit ist und die Entwicklung vieler Kräfte hemmt. Im Tagebuch seiner Reise nach Frankreich (1769) schilt er sich „ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften"; er beklagt, daß es ihm an Menschenkenntnis und Erfahrung fehle, er will sich vom Geist der Schriftstellerei abwenden und zum Geist zu handeln gewöhnen; aber auch derbem Lebensgenuß redet er das Wort, und der Glaube an „Tugend" gerät ins Wanken. Immer wiederholt sich die Klage, daß er nie recht jung gewesen, daß er die Jahre der Ju-

gend verloren habe. Wohl dürften solche Gedankengänge durch Rousseau angeregt sein. Daß aber neben, ja vor solchen äußeren Anregungen eigene Erfahrungen Herder zu ähnlichen Ergebnissen geführt haben, das spürt man allein an dem Ton seiner leidenschaftlichen Ergüsse. So klagt nicht, wer nicht selbst gelitten hat unter der Dürre und Einseitigkeit der Verstandesbildung. Und weiter hat Herder doch wohl ein höheres Ziel menschlicher Bildung vor Augen als Rousseau: nicht nur im Namen des Gefühls, des Herzens erhebt er Einspruch gegen die Aufklärung, es handelt sich für ihn um Entwicklung aller Kräfte, um eine allseitige Entfaltung der Menschennatur. Das schon von Hamann gern im Munde geführte Wort des Terenz: „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches bleibe mir fremd" — es kann als eigentlicher Wahlspruch der Sturm- und Drangperiode gelten.

Wie gegen die Einseitigkeit der Aufklärung kämpft Herder auch gegen ihren Mangel an geschichtlichem Sinn. Besonders nimmt er sich, wiederum Anregungen Hamanns folgend, der lange verachteten „wilden" Völker und ihrer Lieder an und verkündet: „Je wilder, d. i. je lebendiger, je freiwirkender ein Volk ist (denn mehr heißt dies Wort doch nicht!), desto wilder, d. i. desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder müssen auch, wenn es Lieder hat, seine Lieder sein!" Nicht Lieder fürs Papier entstehen da, sondern lebendige zum Tanz gesungene Lieder, der ewige Erb- und Lustgesang des Volkes. „Wir sehen und fühlen kaum mehr, sondern denken und grübeln nur; wir dichten nicht über und in lebendiger Welt, im Sturm und im Zusammenstrom solcher Gegenstände, solcher Empfindungen, sondern erkünsteln uns entweder Thema oder Art, das Thema zu behandeln, oder gar beides — und haben uns das schon so lange, so oft, so von frühauf erkünstelt, daß uns freilich jetzt kaum eine freie Ausbildung mehr glücken würde; denn wie kann ein Lahmer gehen?" Hier haben wir also den denkbar schroffsten Gegensatz zum Urteil der Aufklärung: das Denken und Grübeln wird als Entartung angesehen, das aus starkem Empfinden quellende Lied am höchsten geschätzt. Diese Auffassung war für die Entwicklung der Lyrik von unberechenbarer Bedeutung, das Lied wurde wieder zum unmittelbaren Gefühlsausdruck, während es lange von Reflexion überwuchert war. Am Volkslied wurde man sich wieder dessen bewußt, daß die Kraft der Dichtung doch wohl

in etwas anderem liegen müsse, als in ihrer bessernden oder belehrenden Wirkung.

Wenn Herder so zum Verkünder der Volkspoesie wurde, so beruht das in erster Linie auf seinem eigenen lyrischen Empfinden, auf seiner ungewöhnlichen Fähigkeit des Nachempfindens. Ihm war es wie wenigen gegeben, sich in die Seelen fremder Völker und ferner Zeiten zu versetzen und ihre Eigenart zu würdigen. Daneben jedoch wirkten äußere Anregungen besonders von England her. Indem Lowth (1753) den Zusammenhang der hebräischen Poesie mit Sitten und Lebensgewohnheiten der Hebräer nachwies, hat er den Glauben an ein überall geltendes Ideal der Dichtkunst erschüttert und das Verständnis auch für Fernliegendes gefördert. 1760 veröffentlichte Macpherson alte gälische Lieder, die allerdings im Sinne des sentimentalen Zeitgeschmacks bearbeitet waren, 1765 folgte Percy mit altenglischen. An die Lieder des angeblichen Ossian, die Macpherson mitgeteilt hatte, hat Herder die oben mitgeteilten Betrachtungen geknüpft.

Dasselbe nachfühlende Verständnis brachte Herder auch dem Homer, der Bibel, aller echten, ursprünglichen Dichtung entgegen. Er war als Kritiker durchaus Impressionist, d. h. er ließ die Dichtungen auf sich wirken, suchte seinen Eindruck in Worte zu fassen und damit das Verständnis zu fördern, während die Aufklärung und so auch Lessing nach einem festen Maßstab ein Urteil über den Wert des Werks fällen wollte. Sicherlich können wir auch diese Art der Kritik nicht entbehren — es würde uns sonst jedes Gefühl für den Unterschied des Wertvollen und Mittelmäßigen abhanden kommen —, damals war Herders Art neu und zeitgemäß; galt es doch damals, dem Wahn eines für alle Zeiten geltenden Ideals entgegenzutreten. Gegen dieses Ideal der Regelmäßigkeit und Korrektheit hat Herder auch sonst entschieden angekämpft. Wer wie er das Gefühlsmäßige der Dichtung betonte, wer wie er das Individuelle zu würdigen wußte, konnte von Regeln oder von der Nachahmung bestimmter Muster kein Heil erwarten. Wie Young und Hamann, Lessing und Klopstock verteidigte er die Rechte des Genies, die Rechte der schöpferischen Dichterpersönlichkeit gegen einengenden Regelzwang. Wie Young pries er die Schöpferkraft Shakespeares gegenüber der Unnatur, der falschen Dezenz, dem Stelzengang der französischen Tragödie, die selber ein lebloses Nachbild des

griechischen Theaters sei. Er fand bei Shakespeare eine „Welt dramatischer Geschichte, so groß und tief, wie die Natur".

Im Kampf gegen die überlieferten halbverstandenen aristotelischen Regeln, gegen die „drei Einheiten" (der Zeit, des Orts und der Handlung), mit denen die Franzosen sich in äußerlicher Weise abzufinden suchten, war Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie vorangegangen. Zugleich hatte er zu zeigen gesucht, daß Shakespeare in der tragischen Wirkung den Alten näher komme, als die Franzosen, die sie in Äußerlichkeiten nachzuahmen suchten; und nachdrücklich hatte er die Naturwahrheit und Eigenart Shakespeares zu rühmen gewußt. Gerstenberg (1737—1823) hatte dann Shakespeare aus dem englischen Nationalcharakter und seiner Zeit heraus gewürdigt und besonders die naturwahre Schilderung der Charaktere gerühmt. Herder übernahm von Gerstenberg die Ableitung der Shakespearischen Kunst aus seiner Zeit, stellte aber mit Lessing das Drama Shakespeares dem der Alten an Kunstwert, Lebenswahrheit und tragischer Wirkung zur Seite. Die sogenannten Unregelmäßigkeiten Shakespeares seien in der Natur der behandelten Stoffe und den erstrebten Wirkungen ebenso begründet, wie die Regelmäßigkeit des griechischen Dramas in seinen besonderen Bedingungen. Heftiger als Lessing lehnte er die „Affen des griechischen Theaters", die Franzosen, ab und feierte die Wahrheit und Größe Shakespearischer Kunst.

Freiheit von allem Regelzwang forderte Herder endlich auch wie Hamann in der Behandlung der Sprache. Entschieden bekämpfte er die Sprachmeisterei eines Gottsched, wahrte das Recht der Mundart, billigte vor allem aber jedem originalen Geist seine eigene Sprache zu; soll die Sprache Ausdruck des inneren Wesens eines Menschen sein, so muß jeder sie neu bilden und umbilden dürfen. Kraft und Anschaulichkeit des Ausdrucks, Bilder und Gleichnisse, Inversionen, d. h. Abweichungen von der gewöhnlichen Wortstellung, gelten nun als erstrebenswerte Schönheiten. Denn hier wie überall ist es das Individuelle, Charakteristische, was Herder begünstigt.

Herders Lehren wirkten zuerst auf die Anhänger Klopstocks, die Dichter des Göttinger Hains. Und zwar fand in diesem Kreise, in dem Klopstock die Begeisterung für das deutsche Altertum geweckt hatte, Herders Liebe für das Volkslied einen guten Boden. Hölty (1748—1776), Stolberg (1750—1819) und

Claudius (1740—1815) stimmten schlicht-volkstümliche, sangbare Lieder an, während sich namentlich Bürger (1747—1794) mit Glück als Erneuerer der dramatisch bewegten Ballade versuchte. Sein virtuoses Meisterstück, die „Lenore", hat Goethe und seine Freunde aufs höchste entzückt und zu Nacheiferungen angespornt.

Die eigentlichen Vertreter des Sturmes und Dranges waren doch die jungen Dichter, die sich an Herder und Goethe anschlossen und von beiden stark beeinflußt sind: Klinger, Lenz und Wagner, der Maler Müller und Schubart. Doch finden wir fast alle Züge der Bewegung in Goethes Ansichten und Dichtungen wieder, so daß sich fast an ihm allein ihr Wesen erkennen läßt. In Straßburg war es, wo Goethe unter Herders Beistand zum Stürmer und Dränger wurde; bis zur Übersiedelung nach Weimar (1775) kann er trotz wachsender Selbständigkeit dieser Geistesrichtung zugezählt werden.

So manchen von seinen Gedanken hatte Herder, als er Goethes Bekanntschaft machte, bereits in Aufsätzen und Schriften veröffentlicht, weit reicher war doch, was er noch still mit sich herumtrug. Sein Reisetagebuch zeigt, wie in seinem Kopf schon fast alles keimte, was er in späteren Werken niederlegen sollte. Noch heute setzt die sich drängende Ideenfülle in Erstaunen; wie mußte das alles erst wirken, wenn der beredte Mann in mündlicher Aussprache Kunde gab von dem, was sein Herz bewegte. Wie mußte es wirken auf ein jugendlich-empfängliches Gemüt, das schon die Unzulänglichkeit der Aufklärung ahnte und sich nach einem reicheren Lebensinhalte sehnte. So wenig man Herders Ideen als bloße Entlehnungen von Rousseau, Young, Hamann ansehen darf, so wenig geht es an, die gewaltigen Fortschritte des jungen Goethe auf Herders Lehre allein zurückzuführen. Für die Festigung und Klärung der neuen Anschauungen über Leben und Dichtung war der Umgang mit Herder gewiß von unschätzbarem Wert, aber der Boden mußte bereitet sein, um die Saat aufzunehmen und tausendfältig zur Reife zu bringen.

In Goethes Tagebuch, den sogenannten „Ephemeriden", zeigen sich die ersten Spuren Herderischen Einflusses: wenn er sich Hilfsmittel zum Studium der Edda oder der lettischen Sprache anmerkt, so erkennen wir Herders Vorliebe für ursprüngliche und volkstümliche Dichtung. Ebendahin weist die Aufzeichnung mundartlicher Ausdrücke, weisen Stellen aus Shakespeare und

Bemerkungen über das Wesen des Genies. Im Wetteifer mit Herder übersetzt Goethe Lieder Ossians. Ganz in Herders Bann sehen wir ihn, wenn er Volkslieder „aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens" sammelt. Freilich, auch Friederike Brion sang mit Vorliebe Elsässer Volksliedchen — sie waren also doppelt empfohlen.

Den besten Einblick in die unmittelbare Einwirkung Herderischer Ideen gewähren zwei Prosaaufsätze, die zwar erst in Frankfurt niedergeschrieben, aber wohl schon früher durchdacht worden sind: die Rede „zum Shakespearestag" (1771) und der Aufsatz „Von deutscher Baukunst". Gleich das erste Bekenntnis der Rede ist bezeichnend für den Stürmer und Dränger: er habe wenig über Shakespeare gedacht, bekennt Goethe, nur geahnt und empfunden. Mit dem Gefühl, mit dem Herzen erfaßt er seine Größe, auf das Gefühl der Hörer will er wirken, das Nachdenken und Zergliedern mag andern überlassen bleiben, geht dabei doch das Beste, der erste starke Eindruck verloren. Shakespeare gibt ihm den Mut, den Verteidigern der Einheiten und Regeln Fehde anzusagen; als lästige Fesseln der Einbildungskraft werden sie verworfen. Die freie Entfaltung des künstlerischen Genius darf nicht gehemmt werden. Und doch ahnt schon der junge Stürmer und Dränger die planvolle Anlage der als willkürlich verrufenen Dramen Shakespeares: die Einheitlichkeit der Auffassung, mit der er seine Stoffe durchdringt, schließt sie zu einem Ganzen zusammen. Der Dichter ahnt den Dichter. Das Höchste aber, was er von Shakespeare zu rühmen weiß, faßt er in den Ruf zusammen: „Natur! Natur! Nichts so Natur als Shakespeares Menschen." Diese Natur aber, die Goethe an Shakespeare bewundert, ist nicht durch Beobachtung der Außenwelt zu finden — im Gegenteil, die Gegenwart hat verlernt, natürlich zu empfinden —, die Natur ist allein lebendig im Innern des großen Menschen und Dichters. Die Fähigkeit, wahr und stark zu empfinden, die Kraft ursprünglicher Leidenschaft gilt als Natur, nicht die getreue Nachbildung des der äußeren Beobachtung Zugänglichen. Weil er sie mit dem Hauch seines Geistes belebt, kann Shakespeare Menschen in kolossalischer Größe bilden; obwohl diese über das Maß der wirklichen Menschen hinausragen, sind sie „Natur" in jenem höheren Sinne. Als Naturalismus kann man diese Auffassung bezeichnen, sofern einem freien Ausströmen des stark Gefühlten das Wort geredet wird, von einem

Naturalismus im Sinne möglichst getreuer Wirklichkeitskunst ist sie sehr weit entfernt. Endlich wird Shakespeare als der größte Wanderer gefeiert, d. h. als ein Mann, der viel gesehen und erfahren hat, aber wiederum handelt es sich bei dieser Erfahrung nicht um Erwerb von Kenntnissen, sondern um eine Erweiterung des Ich, um das Durchleben neuer Lebensmöglichkeiten. Beim Lesen Shakespeares fühlt Goethe seine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — ein Wort, das uns recht ins Innerste der Lebensideale des Sturmes und Dranges einführt. Alles Menschenlebens Lust und Leid auskosten, das allein heißt nun leben im höchsten Sinn, das ist das erstrebenswerteste Ziel des menschlichen Daseins. Auch darin ist Shakespeare ein Lehrer, dessen Lebensfülle und Reichtum nicht minder bewundernswert erscheint als seine Wahrheit. Was in Leben und Kunst als das höchste erscheint, sieht Goethe in Shakespeare verkörpert. Die Rede ist mehr ein Bekenntnis des Redners, als eine Würdigung des Gefeierten, unter dessen Fahne man sich sammelt.

In dem 1772 erschienenen Aufsatz „Von deutscher Baukunst" bewährt Goethe Herders Fähigkeit der Nachempfindung, aber in völlig selbständiger Weise, denn auch Herder vermißte an den Werken der Gotik die Einheitlichkeit. In Herders Sinne entwickelt Goethe die eigentümliche Art der gotischen oder, wie er sagt, der deutschen Baukunst aus den besonderen Bedürfnissen des Nordens, dem die antike Bauweise nicht angemessen ist. Wie Herder wird er zum Retter und Lobredner einer lange verachteten Kunst; nicht auf vorgefaßte Meinungen beruft er sich, sondern auf den Eindruck, auf das Gefühl. Dieses Gefühl läßt ihn in den unzähligen Teilen ein lebendiges Ganzes wahrnehmen, in dem sich der Geist des Meisters offenbart. In dieser Einheitlichkeit der Empfindung besteht für ihn das Wesen des Kunstwerks; diese „charakteristische Kunst", d. h. die Kunst, in der sich der Charakter des schaffenden Künstlers ausprägt, ist ihm „die einzige wahre". Dürers „holzgeschnitzteste" Gestalt ist ihm lieber als die unwahre Theatralik der Franzosen. Aber schon hier wird eine „himmlische Schönheit" ahnend verkündet, zu der der Weg freilich durch die „irdische Schönheit" hindurchführt; mit anderen Worten: Goethe empfindet die Notwendigkeit, erst zu erleben und Erlebtes zu gestalten, ehe er die Höhe harmonischer Vollendung erreicht, er ahnt seine eigene Entwicklung. Keine Auflehnung gegen die Antike bedeutet der Aufsatz, nur eine Auf-

lehnung gegen gedankenlose und äußerliche Nachahmung; auf der Rückreise aus Straßburg konnte Goethe in Mannheim die Antikensammlung bewundern, so wenig schloß seine Begeisterung für die Gotik die Verehrung einer anderen Kunst aus. Wenn er nachdrücklich die Gotik als deutsche Kunst feiert, so beruht das in erster Linie auf der Freude am Individuellen, das er an den Völkern wie an den Menschen schätzt; zugleich ist es aber auch ein Zeichen entschiedener Abwendung von französischer Art, wie ein anderes Zeichen dafür das Verschwinden des Französischen aus seinen Briefen ist.

Herders Lehre befreit auch Goethes Lyrik von allem Konventionellen und Unempfundenen. Eine größere Lehrmeisterin war hier freilich die innige und tiefe Liebe zu Friederike Brion. Sie hat ihn Herzenstöne finden lassen, die wir in den Leipziger Gedichten vergebens suchen; Altklugheit und Frivolität haben hier keine Stätte mehr. Fröhliche Heiterkeit, jubelndes Glück, leidenschaftliches Verlangen klingt uns aus den Sesenheimer Liedern mit einer Unmittelbarkeit und Frische entgegen, die die tändelnde Grazienpoesie des Rokoko nie erreicht hat. Diese innere Wärme hebt selbst das letzte rein anakreontische Liedchen Goethes („Kleine Blumen, kleine Blätter") hoch über alles Frühere empor. Leidenschaftlichstes Empfinden, unerhörte Kraft der Naturbeseelung, stärkste dramatische Bewegung lassen uns in „Willkommen und Abschied" das erste echte Gedicht Goethes erkennen, das den Geist des Sturms und Drangs atmet. Welche Freude mußte Herder an dieser Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit, an der mythenbildenden Schöpferkraft des jungen Freundes haben; forderte er doch, man solle statt eines entlehnten mythologischen Apparates eine eigene Mythologie erschaffen. Aber hätte Goethe wohl allein unter dem Einfluß des Lehrers ein Gedicht wie dieses zustande bringen können ohne die ihm eigene Gabe, zu schauen, ohne die Tiefe der Empfindung? Ganz gewiß nicht; wohl aber kam Herders Auffassung vom Wesen der Lyrik der eigenen Empfindungsweise des Dichters entgegen; er wagte es um so eher, sich ihr zu überlassen, da Herder eben das forderte, was sein Herz ihm eingab. In Straßburg ist Goethes Lyrik erst zur Gelegenheitsdichtung in dem Sinn geworden, daß er nur Erlebtes, nicht Erdachtes besang. Ist es dabei noch nicht immer gelungen, das eigene Erlebnis zur Höhe des allgemein Menschlichen zu erheben, so ist eben zu bedenken, daß die Verse

als Liebesgrüße für die Geliebte anzusehen sind und keine Ansprüche auf literarische Geltung machen. Die entschiedene Abwendung von allem Reflektieren und Moralisieren, die unbefangene Wiedergabe des Gefühls, die Innigkeit und Kraft des Ausdrucks läßt die Sesenheimer Lieder doch als schönste Vorklänge der später kunstreicher ausgebildeten Goethischen Lyrik erscheinen.

Wie für die Lyrik das Volkslied, so wurde natürlich für das Drama Shakespeare das Vorbild. Bruchstücke eines „Cäsar", wohl noch in Straßburg entstanden, zeigen das deutlich in der entschiedenen Abwendung vom Heroisch-Theatralischen, wie in der kühnen Einmischung komischer Züge; wird doch weder ein echtes Wort der Geniesprache, wie „Sackermentskerl", noch ein glückverheißendes Niesen als Beeinträchtigung der tragischen Würde empfunden.

Bald verdrängte ein andrer Stoff den „Cäsar" in der Gunst des Dichters; schon in Straßburg wird er die Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen gelesen haben, im November und Dezember 1771 schuf er sein erstes großes Sturm- und Drangwerk, die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatisiert". Schon die Stoffwahl zeigt die Auflehnung gegen den Geist der Aufklärung, die für das Mittelalter und die Zeit des Faustrechts nur Verachtung übrig hatte. Demgegenüber hatte zuerst Justus Möser (1720—1794) die Zeiten des Faustrechts verherrlicht, „worin unsere Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eigne Nationalgröße gezeiget hat", mögen „die feigen Geschichtsschreiber hinter den Klostermauern und die bequemen Gelehrten in Schlafmützen sie noch so sehr verachten und verschreien". Es ist ohne weiteres verständlich, daß Herder und Goethe begeistert zustimmten, und so ist denn der „Gottfried" eine Verherrlichung alter deutscher Kraft im Sinne Mösers geworden.

„Mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein zu dürfen," klagt der Bruder Martin, dessen Stand „die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt." Und für Götz ist Schreiben geschäftiger Müßiggang; „indem ich schreibe, was ich getan habe, ärgere ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich etwas tun könnte". So wird das Drama in erster Linie zu einer Verherrlichung ungebrochener Tatkraft, die frei-

lich etwas einseitig hauptsächlich in derbem Dreinschlagen mit der Faust gefunden wird, und weiter zu einer Verherrlichung glühender Leidenschaftlichkeit. Jene ist in Götz und seinen Freunden, diese in Adelheid und ihren Liebhabern verkörpert. Leidenschaft gilt hier nicht mehr als Schwäche, sondern als Vorzug; ja der große Verbrecher wird bewundert, mattherzige Mittelmäßigkeit verachtet. „Du bist von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Bösen noch zum Guten einige Kraft haben", ruft Adelheid dem schwächlichen Weislingen zu, und wir fühlen, daß der Dichter ebenso empfindet. In der Leidenschaft verherrlicht er eben die Kraft, nach der sein Herz verlangt.

Eng verknüpft mit der Freude an Kraft und Leidenschaft ist das Verlangen nach Freiheit, denn Freiheit ist hier eben gedacht als Freiheit, seine Kräfte zu brauchen, in vollem Sinne des Wortes Mensch zu sein. Ein politisches Freiheitsdrama ist der „Gottfried" nicht; nur die Selbstsucht, Sittenlosigkeit und Willkür der Großen wird gescholten. Das Staatsideal ist ein aufgeklärter Despotismus, ein Staat, dessen Oberhaupt das Glück der Untertanen befördert, ein Staat, der sich als eine erweiterte Familie darstellt, gegründet auf Liebe und Vertrauen zwischen Herrn und Untertan, nicht auf Verordnungen und Gesetze. Diese Liebe und dies Vertrauen bringt Gottfried bis zuletzt seinem Kaiser entgegen. Wie wenig politisch der „Gottfried" empfunden ist, zeigt namentlich auch die herbe Verurteilung der wilden zuchtlosen Bauern durch den Helden. Politisch revolutionär ist der junge Goethe nicht; die Freiheit, die er fordert, ist die freie Entfaltung der Persönlichkeit; er ist Individualist. Auch sein „Cäsar" hätte vermutlich nicht den Freiheitshelden Brutus, sondern den großen Tyrannen verherrlicht.

Wir sahen, wie die Freude an aller Eigenart sich auch in der Freude an der Eigenart der Völker äußert. In diesem Sinn hatte Möser Beachtung für das deutsche Recht gefordert und das alte deutsche Femgericht verteidigt. So schildert Goethe die Feme mit unverkennbarer Liebe und verspottet das römische Recht durch die unverständigen Lobreden des Olearius, die in dem Satz gipfeln: „Die Gesetze sind unveränderlich"; ein solcher Satz mußte dem tieferen geschichtlichen Verständnis, das eben Möser und Herder geweckt hatten, ungeheuerlich erscheinen. Wieder anders zeigt sich der Sinn für das Volkstümliche in der liebevollen Schilderung der Zigeuner.

Auch in nebensächlichen Umständen erkennen wir den Geist des Sturmes und Dranges, so etwa wenn Götz erklärt, er könne sich nicht nach einem papierenen Feldzugsplan richten, er müsse selbst die Augen auftun und sehen, was er zu schaffen habe; so wenn Franz ausruft: „So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht — ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz" — eine kurzgefaßte Poetik der jungen Genies.

Von einer Empfindung voll war auch Goethes Herz, als er seine Dichtung schuf, von der Bewunderung für die starken und stolzen Menschen der deutschen Vergangenheit, in denen er verwirklicht fand, was er für seine Zeit ersehnte. Was er von Shakespeare rühmt, gilt von ihm: er belebt den Stoff mit dem Hauch seines Geistes, oder wie er es in „Dichtung und Wahrheit" ausdrückt, er empfindet Gegenwart und Vergangenheit in eins. Insofern ist der Gottfried erlebt. Einzelheiten kommen daneben weniger in Betracht: wir wissen, daß der Dichter Götzens Gemahlin Züge seiner Mutter geliehen hat, wie dem wackeren Lerse die eines Straßburger Freundes, wir wissen, daß er in der Darstellung Weislingens Buße tat dafür, daß er Friederike verlassen hatte. Das zeugt alles dafür, daß Goethe überall mit eigenen Augen sah und das Gesehene für die Dichtung zu verwerten wußte. Das Wichtige bleibt immer, daß er alles mit dem Hauch seines Geistes erfüllt, daß Dichten bei ihm Selbstoffenbarung ist, nicht mehr — wie in der Zeit der Aufklärung — ein leeres Spiel oder eine trockene Moralpredigt.

Für die Form hat Shakespeare als Muster gedient. Geflissentlich wird die Einheit der Zeit und des Orts verletzt — im 3. Akt allein wechselt der Schauplatz 21 mal — und die Einheit der Handlung bedenklich beeinträchtigt, wenn Adelheid schließlich Gottfried fast in den Hintergrund drängt; auch vermissen wir die dramatische Bewegung, die sich etwa in heftigerem Aufeinanderprallen der Gegner äußern könnte, und die Geschlossenheit, die durch die Fülle der Gestalten beeinträchtigt wird. Der Sinn für das eigentlich Dramatische fehlte Goethe, und da Gerstenberg und Herder auch mehr das Poetische als das Dramatische in Shakespeare erkannt und gerühmt hatten, ist es begreiflich, daß Goethe im Sinne Shakespeares zu handeln meinte, wenn er dramatisierte Geschichte gab. Aber wie er in Shakespeares Dramen die künstlerische Einheit erkannt hatte, so wird auch bei

ihm durch die Einheitlichkeit der Auffassung und Stimmung alles zusammengehalten: die Tragik einer für den Untergang reifen Zeit, die doch größer und schöner war, als die kommende neue, bindet alles zum Ganzen.

Sturm- und drangmäßig endlich wie die Auffassung des Stoffes, wie der Aufbau ist die Behandlung der Sprache. Kühne, vom Hergebrachten abweichende Wortstellung, Gebrauch der Mundart, derbe Redeweise, starke Bildlichkeit geben ihr das Gepräge und nicht zuletzt das wilde Pathos etwa in den Brandreden Metzlers. Wenn uns dieses Pathos im Munde des Bauern unnatürlich scheint, so erkennen wir deutlich, daß Goethe etwas anderes unter Natur verstand als wir. Ihm war dieses Pathos Natur, weil er darin den Ausdruck ungeheurer Kraft und Leidenschaft sah.

Bei oberflächlicher Betrachtung mag der „Werther" (1774) durch eine unüberbrückbare Kluft vom „Gottfried" getrennt erscheinen: Götz, dem schon Schreiben ein geschäftiger Müßiggang ist, und Werther, der sein Herzchen hält, wie ein krankes Kind, der auf seine „Fühlbarkeit" stolz ist und alle „Aktivität" gering schätzt, da doch „alle Wirksamkeit da hinausläuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern". Und doch quillt die Tatenfreudigkeit Gottfrieds und Werthers Empfindsamkeit aus derselben Quelle: aus der hohen Wertschätzung eines reichen und starken Erlebens. Gottfrieds Tatkraft beruht nicht sowohl auf der Lust, etwas zu leisten, zustande zu bringen, als auf der Lust, seine Kraft zu brauchen, sich zu betätigen. Und wie er als Gegensatz zur Kleinheit des 18. Jahrhunderts gedacht ist, so auch Werther, der durch sein reiches und leidenschaftliches Gefühlsleben die mattherzige Nüchternheit der Zeit hoch überragt.

Am handgreiflichsten zeigt sich der Widerspruch gegen den Geist der Aufklärung in Werthers Gesprächen mit Albert, wenn Werther den Selbstmörder, ja den Mörder in Schutz nimmt, weiß er doch von sich, daß seine Leidenschaften nie weit vom Wahnsinn waren, sind doch auch seinem Gemüt in solchen Augenblicken Mordgedanken nicht fremd gewesen. Es kommt hierin, wie in der in jener Zeit so häufigen Verteidigung der Kindesmörderin — man denke auch an Gretchen in Faust — die nachsichtige, oft allzu nachsichtige Moral der Geniezeit zum Ausdruck.

Hatte der aufgeklärte Mensch für alle Handlungen ein fertiges Urteil bereit, legte er überall denselben Maßstab an, so suchte man nun sich in die Seele des Schuldigen zu versetzen, man fragte den Umständen nach, die ihn zu seiner Tat getrieben, und war geneigt, ihn zu entschuldigen und den Gesetzen den Vorwurf der Härte zu machen. Und in der Tat wurden unter dem Einfluß dieser milderen Stimmungen damals manche Härten der Gesetze beseitigt.

Wie hier ein menschliches Empfinden zu Worte kommt, so auch in der Auflehnung gegen die damals noch sehr schroffe ständische Gliederung. Nicht der Stand soll gelten, sondern der menschliche Wert. Nach oben macht sich dieses Gefühl in der Empörung über die Überhebung des Adels Luft, nach unten in dem freundlichen Wohlwollen Werthers für die „niederen" Stände, wobei er freilich das Bewußtsein der Herablassung nicht verliert. Am liebsten weilt Werther unter den Landleuten, und sein Wohlgefallen an Homer und der Bibel beruht namentlich auf der Schilderung einer patriarchalischen Welt, in der der Mensch zum Menschen spricht, Odysseus zum göttlichen Sauhirten, ohne an Standesunterschiede zu denken.

Wie Werther aus der verbildeten Welt zu den Landleuten entflieht, so entflieht er gern an den Busen der Natur; ihr fühlt er sich innerlichst verwandt als Sohn, Freund, Geliebter. In dem wundervollen Zusammenklingen seiner Erlebnisse mit den Stimmungen der Landschaft beruht nicht der geringste Reiz der Dichtung: die anfangs so heiteren Landschaftsbilder werden immer düsterer, je tragischer die Stimmungen werden; Ossians Nebelwelt umfängt uns.

Bezeichnend für die Zeit ist, daß die Besprechungen fast ausschließlich die Frage nach der Berechtigung des Selbstmords erörterten, so sehr war man gewohnt, nach der „Lehre" des Romans zu suchen. Man, d. h. die ältere Generation, übersah, was für eine reiche Gemütswelt sich hier auftat, in der Erlebtes — wir wissen aus „Dichtung und Wahrheit", wie viel Erlebtes in den Werther eingegangen ist — zum allgemein Menschlichen gesteigert war. Wieder hatte Goethe zwei Schicksale — das Jerusalems und sein eigenes — in eins empfunden, und das bot eben die Gewähr, daß es in der Darstellung der Erlebnisse sich nicht um Zufällig-Persönliches handelte. Man übersah, daß der Dichter hier völlig auf Spannung erregende Abenteuer

verzichtet und nur die Geschichte einer Seele gegeben hatte, man übersah endlich die große Kunst, mit der hier alles dem einen Hauptzweck untergeordnet war.

Diese künstlerischen Vorzüge sind Goethes eigenstes Verdienst, die Anschauungen und Stimmungen gehören seiner Zeit an. Den Abscheu vor der Ungleichheit unter den Menschen hatte, wie wir wissen, zuerst Rousseau in beredten Worten ausgesprochen, mit dem Werther auch die Geringschätzung des Wissens teilt. Rousseau floh wie Werther gern aus der verbildeten Welt der Großstadt zu den Landbewohnern und in die freie Natur, deren idyllischen Frieden er liebte, deren wilde Großartigkeit er staunend bewunderte. Bei ihm zuerst ist die Naturfreude nicht mehr bloße Bewunderung für die Werke Gottes, sondern unmittelbares Gefühl. Rousseau war Goethes Vorbild auch darin, daß er in seiner „Neuen Heloise" überhaupt die Schilderung der Leidenschaft in den Mittelpunkt des Romans stellte; von Rousseau hat er die Briefform übernommen, von ihm für den Stil gelernt. Im Stil allein prägt sich die wachsende Leidenschaftlichkeit Werthers aus. Werther hält sich nicht an die Formen der Grammatik, er wiederholt nachdrücklich Worte und Sätze, übertreibt, unterbricht sich selbst; leidenschaftliches Gestammel, feierliche Erhabenheit und innerer Friede sprechen sich im Bau der Sätze, in ihrer rhythmischen Gliederung aus.

Das dritte Hauptwerk der Sturm- und Drangperiode Goethes ist — nach „Götz" und „Werther" — der „Faust", soweit er vor der Übersiedlung nach Weimar entstanden ist, d. h. der sog. „Urfaust" (1774/75). Ergreifend tönen uns hier die Klagen über die Unfruchtbarkeit alles Wissens entgegen, ungestüm regt sich der Lebensdurst im Gelehrten. „All Erden Weh und all ihr Glück" will er tragen, das menschliche Dasein in seinen Höhen und Tiefen auskosten; nicht nur nach Lust, auch nach Schmerz verlangt er, denn auch der Schmerz erweitert das beschränkte Ich, dem eben nichts Menschliches fremd bleiben soll. Aber höher noch schwingt sich der Gedankenflug Fausts, am gewaltigen Leben der Natur will er teilnehmen, durch Erleben das Wesen der Natur erfassen, bis der Erdgeist ihn in die menschlichen Schranken zurückweist. Ist es ihm schon verwehrt, mit dem Erdgeist in Lebensfluten, im Tatensturm zu wirken, so will er wenigstens an sich erfahren, was dem Menschen zugeteilt ist, vielleicht wird ihm das den Sinn des Daseins erschließen. So knüpft sich die Weltfahrt, deren

erstes Erlebnis die Liebe zu Gretchen ist, an die Flucht aus dem Studierzimmer.

Shakespearisch ist im „Faust" der Wechsel von Vers und Prosa, aber es ist nicht der Vers Shakespeares, den Goethe verwendet, sondern der des Hans Sachs, dessen vielseitige Ausdrucksfähigkeit Goethe schon in ernsten und heiteren Dramen erprobt hatte — wiederum eine Anknüpfung an einen von der Aufklärung verachteten Dichter deutscher Vergangenheit. Für die schwungvoll gehobene Rede stellen sich von der Lyrik her freie Rhythmen ein, für Gretchens innigste Herzenstöne liedartige Strophen. Der Kreis der Formen ist — gegenüber dem „Götz" — erweitert, die Fülle der Töne ist reicher, die Kunst der Charakteristik noch reifer geworden.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß wir in den kleineren Werken der Zeit ähnliche Stimmungen und Anschauungen wiederfinden, wie in den eben besprochenen Hauptdichtungen. Der Abscheu vor aller Halbheit, die Freude an einem „ganzen Kerl", die Carlos im „Clavigo" (1774) äußert, ist ebenso echt sturm- und drangmäßig, wie die wilde Rachsucht des Beaumarchais, die fast den Blutdurst Metzlers im Götz überbietet. Sturm- und drangmäßig sind in „Claudine von Villa Bella" (1775) die Klagen Crugantinos, daß für einen jungen tollen Kopf die bürgerliche Gesellschaft unerträglich sei, in der er keinen Schauplatz für seine Kräfte finde. Wohlbekannt mutet uns in demselben Stückchen die Verherrlichung volkstümlicher Liebeslieder, der Mord- und Gespenstergeschichten an. Ein Seitenstück zum „Werther" ist „Stella, ein Schauspiel für Liebende" (1775), wenn hier als das Höchste des Daseins die Seligkeit der Liebe gepriesen wird, die durch ein Jahrtausend von Tränen und Schmerzen nicht aufzuwiegen sei. Sturm- und drangmäßig und ebenso Goethes eigenen Erfahrungen entsprechend sind die wechselvollen Liebeswirren, ist die Furcht vor den Fesseln der Ehe, die Nachsicht mit dem Treulosen, endlich die völlige Nichtachtung geltender Moral, wenn eine Doppelehe als Lösung der Herzenskonflikte angesehen wird. „Ihre Liebe", so heißt es vom Grafen von Gleichen mit unzweideutiger Beziehung auf die Handelnden, „faßte selig eine Wohnung, ein Bett und ein Grab." Weiter ist Goethe wohl nie in der „Umwertung aller Werte" gegangen. Die Furcht vor der eigenen Unbeständigkeit dürfte ihn selbst damals von der Ehe abgehalten, die Erfahrung der Unbeständig-

keit für den untreuen Ehemann milde gestimmt haben, so daß er nach einem versöhnlichen Ausgang verlangte.

Da es nicht die Absicht dieser Schrift ist, eine vollständige Analyse der Goethischen Werke zu geben, sollen hier die weiteren zahlreichen Dichtungen der Jahre 1770—1775 nur so weit berücksichtigt werden, als sie neue Züge zu dem uns nun schon in der Hauptsache bekannten Bilde des Stürmers und Drängers hinzufügen.

In Zeiten, da das Herz höher geschätzt wird als der Kopf, läßt sich naturgemäß auch ein gesteigertes religiöses Leben beobachten. Rousseaus Bekenntnis zum Gottesglauben ist bereits erwähnt, ebenso Hamanns Bibelgläubigkeit. Neben ihm sucht Goethes Jugendfreund Friedrich Jacobi (1743—1819) die unmittelbare Gewißheit des Glaubens und die Unzulänglichkeit der Wissenschaft gegenüber dieser Selbstgewißheit zu erweisen. Lavater (1741—1801), mit dem Goethe besonders seit der gemeinsamen Rheinreise (1774) vertraute Beziehungen pflegte, suchte zu einem persönlichen Verhältnis zu Christus zu gelangen, verfiel aber allmählich einer verschwommenen Mystik. Von schlichter, kindlicher Frömmigkeit sind Männer wie Jung-Stilling (1740 bis 1817) und Matthias Claudius (1740—1815) erfüllt. Goethe hatte in Straßburg bald seine pietistischen Neigungen aufgegeben, hatte sich aber als echter Schüler Herders an der Schönheit der Bibel erbaut, die ihm wert blieb; eine Rousseau verwandte Frömmigkeit des Herzens, die sich freilich an keine Lehre band, zeigt sich oft genug in seinen Schriften und Dichtungen.

1773 ist Goethe sogar mit zwei religiösen Schriftchen an die Öffentlichkeit getreten. „Der Brief des Pastors zu ***" behauptet im Sinn Rousseaus die Unzulänglichkeit des Verstandes gegenüber den Geheimnissen der Religion und die Notwendigkeit, sie gefühlsmäßig zu erfassen. Auch die Göttlichkeit der Bibel kann man nicht beweisen, wohl aber fühlen, wie Goethe in seinem berühmten Brief an Pfenninger (vom 26. April 1774) Zeugnisse für das Christentum mit den Worten ablehnte: „Brauch ist Zeugnis, daß ich bin? Zeugnis, daß ich fühle?" Diese Auffassung ist wesentlich durch die berühmte profession de foi du vicaire savoyard in Rousseaus Emil (1762) beeinflußt oder ihr wenigstens innerlichst verwandt. „J'aperçois Dieu partout dans ses oeuvres," heißt es da, „je le sens en moi, je le vois tout autour de moi; mais sitôt que je veux le contempler en lui même, sitôt que je

veux chercher où il est, ce qu'il est, quelle est sa substance, il m'échappe, et mon esprit troublé n'aperçoit plus rien." Ganz ebenso ist für Faust, wenn er den Allumfasser, den Allerhalter preist, der Gottesglaube Gefühl; Namen und Begriffe bleiben unzulänglich; sie können die Himmelsglut nur umnebeln. Ähnlich wie Faust fragt Herder in seinem Hymnus „Gott": „Wie nenn' ich dich, du Unnennbarer?", ebenso deklamiert Lavater (im 56. physiognomischen Fragment): „Oder nenn's, beschreib's wie du willst. Nenn's Innigkeit, Herzlichkeit; nenn's Glaube, Liebe, Hoffnung. Die Göttlichkeit aller Dinge muß gefühlt werden." Und schon vor Rousseau hat Klopstock in der Ode „Dem Allgegenwärtigen" (1758) ausgerufen: „Du, den Worte nicht nennen" — zum Zeichen, daß sich in all diesen Wendungen das stärkere Gefühlsleben der Zeit geltend macht.

Das gleiche Gottesgefühl erfüllt auch Goethes „Mahomet" (1773), der sich von dem armseligen Gott der Seinen abwendet, die ihn im Stein verehren oder bestenfalls ihn nach menschlichem Bilde denken; er sieht Gott überall in der Natur: „An jeder stillen Quelle, unter jedem blühenden Baum begegnet er mir in der Wärme seiner Liebe."

Über die Vermenschlichung Gottes hat Goethe sich verschieden geäußert. Im „Ewigen Juden" (1774) heißt es, übereinstimmend mit der Auffassung im „Mahomet":

O Freund, der Mensch ist nur ein Tor,
Stellt er sich Gott als seinesgleichen vor.

Und doch hat Goethe in eben diesem Gedicht nicht nur Christus wundervoll vermenschlicht, sondern auch höchst respektwidrig Gottvater allzu menschlich dargestellt. Als Dichter bedurfte Goethe eben auch eines Bildes, einer Anschauung, und da ist ihm die menschlichste die schönste; es wird nicht nur Anpassung an die gewählte Maske des Landgeistlichen, sondern dichterisches Empfinden sein, wenn Goethe im „Brief des Pastors" sagt: „Denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen."

Gegen diesen religiösen Sinn des jungen Goethe darf man auch den „Prometheus" (1773) nicht ins Feld führen. Denn nicht Verneinung des Gottesglaubens kommt hier zu Worte, nur Verachtung der allzu menschlich gedachten Götter und trotziges Selbstgefühl, das keiner Hilfe von oben bedarf. Dieses Selbstgefühl

aber quillt aus der Schaffensfreude des Künstlers, den die jungen Stürmer und Dränger nach dem Vorgang Shaftesburys und Herders gern mit dem schaffenden Prometheus oder wohl gar mit dem göttlichen Schöpfer verglichen.

Das gleiche stolze, ja übermütige Selbstgefühl des jungen Dichters macht sich in den Rezensionen der Frankfurter Gelehrten Anzeigen (1772) und in den zahlreichen satirischen Dichtungen geltend. Da eifert der Rezensent etwa gegen schädliche Theorien oder lacht das „gaffende Publikum" wegen seines Unverstandes aus; da tadelt er Lavaters Gedanken über die Ewigkeit, weil sie mehr Räsonnement als Empfindung enthalten, weil da nichts aus der Seele quillt; da verspottet er einen polnischen Juden, weil er nichts anderes zu sagen hat, „als ein christlicher étudiant en belles lettres auch"; da zeichnet er, anknüpfend an die Gedichte des Juden, in hinreißenden Worten ein Idealbild des Dichters, der aus der Fülle des Herzens schafft: „Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen." Kein Zweifel, Goethe zeichnet ein Bild dessen, was er selbst einst zu sein hofft.

Einen typischen Vertreter der aufgeklärten Theologie nimmt Goethe aufs Korn, wenn er Bahrdt wegen seiner Bibelübersetzung verspottet (1774). Bahrdt hatte es unternommen, den „ekelhaften morgenländischen Dialog" der Evangelisten zu modernisieren, die als „unstudierte Leute" leider eine wahrer Aufklärung so wenig angemessene Sprache redeten. Bahrdt glaubte etwa das „Himmelreich" durch „Religionssozietät" ersetzen zu müssen oder statt Luthers „Selig sind, die da Leid tragen" sagen zu müssen: „Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen." Das konnte der Bibelfreund und Schüler Herders nicht verzeihen; so läßt er denn die vier Evangelisten mit ihren Tieren bei Bahrdt eintreten, der sich aber der rohen Gesellen schämt, die keine Lebensart annehmen, der seine Übersetzung mit den köstlichen Worten charakterisiert: „So redt' ich, wenn ich Christus wär'."

Nicolai wird für die Geschmacklosigkeit, mit der er dem „Werther" einen „guten" Schluß angedichtet, derb gezüchtigt (1775) und der süßlich empfindsame und taktlose Leuchsenring gar zweimal verspottet: im „Pater Brey" (1774) und im Esterspiel des „Jahrmarktsfestes zu Plundersweilern" (1773).

Auch der einst verehrte Wieland forderte Goethes Spott heraus und zwar durch seine Darstellung der alten Griechen, die ihm zu weichlich, modern, französisch erschienen. Goethe nun führt Wieland in die Unterwelt (1773), stellt ihn dem Euripides und Herakles gegenüber, die Wieland so wenig versteht wie sie ihn. Dem Verehrer Pindars waren Wielands Griechen zu mark- und saftlos, so macht er denn aus Herakles einen ungeschlachten Flegel, der sich lediglich mit seiner physischen Kraft brüstet und sich über Wielands Tugendgeschwätz derb lustig macht. Daß Goethe damit ungeheuer übertrieb, hat er gewiß selbst gewußt; eine Satire ist auch ohne Übertreibung nicht wohl denkbar. Beiläufig bekommt Wieland noch einen kräftigen Hieb für die Noten seiner Shakespeareübersetzung, in denen er bei aller Bewunderung für Shakespeare in kleinlicher Weise auf allerlei „Fehler" hingewiesen hatte. Eben diese Schulmeisterei, die für alles den gleichen unzulänglichen Maßstab hat und keine Ehrfurcht für wahre Größe empfindet, geißelt Goethe an Wieland wie an Bahrdt.

Mehr mittelbar wird Klopstock getroffen, wenn Goethe im „Ewigen Juden" Gottvater in derbgrotesker Weise vermenschlicht; es ist ein herausforderndes Gegenstück zu der verschwommenen Erhabenheit in Klopstocks „Messias". Daß übrigens die kecke Übertreibung doch wohl nur ein vorübergehender Einfall war, den schon der junge Goethe schwerlich veröffentlicht hätte — dazu war sein Stilgefühl schon damals zu entwickelt —, geht daraus hervor, daß Goethe den burschikosen Ton bald aufgibt und die ganze Kraft seines Könnens aufwendet, um uns den wiederkehrenden Christus menschlich nahe zu bringen. Diese wunderbar innigen Verse zeigen in der Tat, wie hoch Goethes menschliche Kunst über der priesterlichen Würde Klopstocks steht.

Endlich entgeht auch Herder nicht dem Spott des jungen Goethe. Seine früheste satirische Dichtung, der „Satyros" (1773) ist unzweifelhaft gegen den doch verehrten Lehrer gerichtet. Ihm gegenüber regte sich eben zuerst das Verlangen, die eigene Selbständigkeit zu wahren: auch Herder war nur ein Mensch, dessen kleine Menschlichkeiten Goethe lustig geißelt. Ungerecht ist übrigens Goethe hier, wenn er Herder gewissermaßen als Naturpropheten im Sinn des mißverstandenen Rousseau hinstellt; gerade in dieser Beziehung hat sich Herder früh von Rousseau frei gemacht.

Noch freier zeigt sich Goethes Laune, wenn er in „Hanswursts Hochzeit“ (1775) nach beiden Seiten Hiebe austeilt — gegen wohlanständige prüde Tugendheuchelei und gegen allzu naturwüchsige Derbheit; immerhin ist diese dem Dichter lieber, dessen Hanswurst sich doch wenigstens rühmen kann, daß er „aus dem Ganzen zugeschnitten“.

Daß Goethe nicht nur für die Schwächen anderer, sondern auch für die eigenen ein offenes Auge besaß und an sich stete Selbstkritik zu üben wußte, zeigt sein Verhalten nach Abschluß des „Gottfried von Berlichingen“. Er nahm nicht nur Herders scharfes Urteil, daß ihn Shakespeare ganz verdorben habe, gut auf, sondern machte sich sofort an eine Umarbeitung, in der er vor allem darauf bedacht war, eine strengere innere Einheit herzustellen. Szenen, an denen er mit besonderer Liebe gearbeitet hatte, wie mehrere der Adelheidhandlung, fielen diesem Bestreben zum Opfer, Übertriebenes wurde gemildert, die Sprache sorgfältiger nach den Charakteren abgestuft. So erschien der „Götz“ 1773. 1774 folgte der „Clavigo“, ein so „regelmäßiges“, bühnenfähiges Stück, wie man es von dem Stürmer und Dränger kaum erwartet hätte —, ein Zeichen, daß Goethe auch als Künstler auf kein Dogma eingeschworen war. Der „Clavigo“ bedeutet zwar noch kein Ende des Sturmes und Dranges, wohl aber ist die Selbstbeschränkung, dieses Sicheinfügen in überlieferte Formen ein Zeichen für Goethes Entwicklungsfähigkeit und für seinen künstlerischen Ernst. Wie der „Faust“ in anderer Weise einen Fortschritt im künstlerischen Können darstellt, darauf ist bereits hingewiesen worden.

Das Höchste auf dem Gebiete des Dramas hätte der junge Goethe wohl im „Egmont“ erreicht, von dem ein großer Teil in den letzten Monaten seines Frankfurter Aufenthaltes entstanden ist. Da uns diese älteste Gestalt nicht erhalten ist, können wir das freilich nur vermuten, nicht beweisen; und da es uns auch an gleichzeitigen Zeugnissen über die Anfänge dieser Dichtung fehlt, können wir ebenfalls nur vermuten, was der junge Goethe im „Egmont“ zu geben beabsichtigte. Erwägen wir, wie unpolitisch der „Götz“ gedacht ist, so erscheint die Angabe in „Dichtung und Wahrheit“ (Ende des 19. Buches) wenig glaublich, daß der Kampf gegen die Despotie den eigentlichen Kern der Dichtung bilde. Vielmehr dürfte die heitere lebensfrohe Art der Niederländer im Gegensatz zu den Spaniern, die sonnige Natur Eg-

monts im Gegensatz zum ewig bedenklichen Oranien und zum finstern Alba den jungen Dichter angezogen haben; er empfand in Egmont Geist von seinem Geiste. Und daß dieser Egmont sich in der Stunde des Todes als ein ganzer Held bewährte, machte ihn ihm noch werter; auch Goethe fühlte sich innerlich größeren Aufgaben gewachsen, auch er war von der Zuversicht erfüllt, daß er in ernsteren Stunden seinen Mann stehen würde, so sehr er oft im Genuß des Augenblicks aufzugehen schien. So stellte er in einem Brief an Auguste Stolberg (vom 13. Februar 1775) dem „Fassnachts-Goethe", dem Gesellschaftsmenschen und leichtsinnigen Hofmacher, einen anderen Goethe gegenüber, „der immer in sich lebend, strebend und arbeitend bald die unschuldigen Gefühle der Jugend, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde, was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen will". Hier liegt, meine ich, der Keim des „Egmont": der Glaube an eine Entwicklung zu höheren Stufen bei aller Hingabe an die Gegenwart.

Immer tönereicher wird Goethes Lyrik, in der derselbe Geist atmet wie in den Dramen. Dem „Prometheus" stellt sich „Wandrers Sturmlied" (1772) zur Seite mit dem Vertrauen auf den Genius, mit dem Gefühl der Gottgleichheit, mit der Verherrlichung der „Gefahren glühenden" Seele Pindars, neben dem der tändelnde Anakreon und der Honig lallende Theokrit verworfen werden — eine Absage an Anakreontik und Schäferdichtung, eine Verherrlichung kraftvoller Männlichkeit. Dazu gesellt sich „Schwager Kronos" (1774) mit dem heißen Lebensverlangen und dem mächtigen nisus vorwärts, den Goethe sich in einem Brief jener Zeit zuschreibt (an Salzmann, 28. November 1771). Neben solchen Denkmälern der Kraftgenialität vernehmen wir Ganymeds sehnsüchtiges Verlangen, sich an den Busen des allliebenden Vaters tragen zu lassen (1772?), vernehmen wir des Wandrers Wohlgefallen an dem Frieden der Hütte, an dem Glück des eingeschränkten Daseins (1771/72) — einen Ton, der auch im Werther anklingt und als Unterton immer die Sehnsucht in die Weite, die Sehnsucht nach reichstem Erleben begleitet. Eigenartig ist

auch die Form dieser Dichtungen. Auch hier lehnt sich das Freiheitsbedürfnis auf gegen die Schablone; eine streng gebundene Strophenform würde zu diesen stürmischen Ergüssen nicht passen; freie Rhythmen schmiegen sich besser dem Auf- und Abwogen der Stimmung an. Kühne Neubildungen, die eindringlich wirken, Bevorzugung volltönender Wortformen und andere Stilmittel unterstützen das Streben nach starker Gefühlswirkung.

Doch ist mit diesen im engeren Sinne kraftgenialen Gedichten nicht erschöpft, was Goethes Lyrik dem Sturm und Drang zu danken hat. Immer reicher entquellen seinem Herzen Liebes- und Naturlieder von einer Ursprünglichkeit, Tiefe und Innigkeit des Empfindens, wie man sie zuvor kaum vernommen hatte. Hier spürt man es jedem Liede an, daß ein ganz von einer Empfindung volles Herz sich Luft macht im Gesang. Diese Lieder sind gleich weit entfernt von nichtiger Tändelei, wie von lehrhafter Langeweile, sie lassen uns an dem reicheren, innigeren Gemütsleben des Dichters teilnehmen und gewähren uns damit jene lustvolle Erweiterung des Ich, die nicht nur der Stürmer und Dränger ersehnt.

Das rasche Wachsen und Reifen des jungen Goethe, wovon seine Dichtungen zeugen, erkennen wir endlich auch in den kunsttheoretischen Aufsätzen, die Goethe als Anhang zu Wagners Mercierübersetzung (1776) veröffentlicht hat. Hier wird nicht nur die Schöpfungskraft des Künstlers gepriesen und „das Gefühlte" als Wesen der großen Kunstwerke angesprochen, hier erkennt Goethe schon, daß Beschränkung im Leben wie in der Kunst den Meister macht und daß das Zusammenwerfen der Regeln keine Ungebundenheit bedeuten darf. Nur „äußere" Formen werden zertrümmert, richtiger gesagt, die Forderung wird abgelehnt, daß alle Kunstwerke in eine Form gezwängt werden sollen. Eine „innere Form", eine „individuelle Keimkraft" bildet sich den Stoff zu dem ihr angemessenen Kleid. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Künstlerisches Schaffen bedeutet kein Nachbilden, sondern ein Beseelen des Stoffs. Diese Seele leiht der Künstler dem Stoff, der damit zum Abbild der schaffenden Persönlichkeit wird. Goethe braucht, nicht tadelnd, sondern lobend, das Wort: „Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres" d. h. das Kunstwerk enthält nicht nur ein Stück Wirklichkeit, sondern noch etwas darüber hinaus, eben das, was ihm der Künst-

ler von seinem Eigenen leiht: Kunst ist Mitteilung der Künstlerpersönlichkeit. Vielleicht sind es Gedanken Shaftesburys, die, durch Herder vermittelt, in Goethe wieder aufleben, vielleicht hat auch nur die Erfahrung des eigenen Schaffens ihn selbständig darauf geführt.

Als diese Aufsätze erschienen, war Goethe bereits, einem Ruf Karl Augusts folgend, nach Weimar übergesiedelt. Diese Übersiedlung bedeutete für ihn zugleich eine allmähliche Abwendung vom Sturm und Drang; im stillen reifte er höheren Zielen zu.

Die anderen Stürmer und Dränger, die sich an Herder und Goethe angeschlossen hatten, verstummten auch bald: bei Lenz brach 1777 der Wahnsinn aus, Wagner starb 1779, Klinger und der Maler Müller kehrten 1780 und 1778 ihrem Vaterlande den Rücken. Als späte Nachzügler traten in den achtziger Jahren der junge Schiller und Heinse mit echten Werken des Sturmes und Dranges hervor. Die meisten Züge, die wir in den Dichtungen des jungen Goethe beobachteten, finden wir bei seinen Genossen wieder; nur war es — Schiller ausgenommen — keinem beschieden, den feurigen Most zu edlem Wein zu klären.

Was diese Dichter verband, das war neben der Verehrung Shakespeares und Rousseaus vor allem das neue Lebensgefühl, das in ihnen zum Durchbruch kam: das Verlangen, alle Lebensmöglichkeiten auszukosten, starke Leidenschaften zu erleben. Bezeichnend dafür sind etwa Lenzens Verse:

„Lieben, hassen, fürchten, zittern,
Hoffen, zagen bis ins Mark —
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne sie wär's Quark."

Klinger, den Wieland den Löwenblutsäufer nannte, übertreibt das bis zur Karikatur, wenn er einen seiner Helden sagen läßt: „Ich will mich über eine Trommel spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen." Und der Maler Müller empfindet die herbe Tragik, die aus dem Widerspruch dieses unersättlichen Lebensdurstes und der menschlichen Beschränktheit hervorgeht. In seiner großangelegten, leider bald von der Höhe herabsinkenden Faustdichtung ruft der Held: „Warum so grenzenlos an Gefühl dies fünfsinnige Wesen! so eingeengt die Kraft des Vollbringens!.. Oh, sie müssen noch alle hervor, all die Götter, die in mir verstummen, hervorgehen hundertzüngig, ihr Dasein

in die Welt zu verkündigen! Ausblühen will ich voll in allen Ranken und Knospen, so voll, voll!"

In keinem war das Bedürfnis nach voller Kraftentfaltung stärker entwickelt, als in Klinger (1752—1831), der in grellen Effekten und in wildem Austoben der Leidenschaft das Wesen des Dramatischen zu suchen schien. In gesuchten Bildern, Wortspielen und Witzen gedachte Lenz (1751—1792), der eine entschiedene Begabung fürs Charakteristische und Komische besaß, mit Shakespeare zu wetteifern. In lebensvoller Fülle und trefflicher Kunst der Charakteristik kam Müller (1749—1825) dem „Götz" nahe, während Wagner (1747—1779) vor allem nach ungeschminkter Natürlichkeit strebte. Alle Dramen dieser Dichter leiden aber unter jener formlosen Willkür, die man für shakespearisch hielt. In der Lyrik schloß sich Schubart (1739—1791), wie der Maler Müller in seinen prächtigen Idyllen an volkstümliche Art an, während allein Lenz es unternahm, Goethes Spuren in Gedichten wie in einem Roman zu folgen. Sie alle haben von Goethe gelernt, während er ihnen kaum etwas zu verdanken hat; und als er sich neuen Lebenszielen zuwandte, vermochten sie ihm nicht zu folgen; nur Klinger und Schiller sind über ihre Jugendideale hinausgeschritten.

Das Ideal der Humanität und die Bedeutung der Antike.

Mit dem Eintritt in Weimar wurde Goethe für eine Reihe von Jahren dem literarischen Treiben entrückt; der Staats- und Hofmann schien den Dichter verdrängt zu haben; die bedeutendsten dichterischen Arbeiten dieser Jahre blieben einstweilen der Öffentlichkeit vorenthalten. Im stillen aber reifte der Mensch Goethe jener harmonischen Vollendung entgegen, die wir an ihm bewundern; mit vollem Bewußtsein arbeitete er an der Ausbildung seiner Persönlichkeit, die auch dem Dichter zugute kommen mußte. Nicht Wechselwirkungen des Dichters und seiner Zeit sind also hier in erster Linie darzustellen, sondern die tiefgehenden inneren Wandlungen des Menschen.

In einem Buch über „Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee" hat Ed. Spranger (1909) das klassische Bildungsideal oder das Ideal der Humanität nach allen Seiten dargestellt. Er umschreibt es, in freiem Anschluß an Humboldt, durch die drei Begriffe: Individualität, Universalität, Totalität. Die Forderung der Individualität besagt in diesem Zusammenhang, daß das Individuelle nicht bloß als Schranke, sondern als etwas Wertvolles empfunden wird, oder mit anderen Worten, daß das Ideal sich nicht in einem Einzelnen verwirklichen kann, sondern nur in der Gesellschaft; das Ideal der Humanität verlangt nicht ein Auslöschen, wohl aber ein Erweitern und Läutern der persönlichen Eigenart. Das geschieht aber durch die Universalität, d. h. durch die reichste Berührung mit der Außenwelt und die willigste Aufnahmefähigkeit. Die durch Aneignung der Welt emporgeläuterte Eigentümlichkeit wird zur Totalität. Dieses Höchste wird nur erreicht, wenn der einzelne das, was er an Wissen und Lebenserfahrung aufnimmt, auch innerlich verarbeitet und sich zu eigen macht.

Universalität des Wissens war schon ein Ideal der Aufklärung, der Sturm und Drang erweiterte es zur Universalität des Erlebens; doch drohte ihm die Gefahr der Zersplitterung, da die Notwendigkeit, das Erfahrene innerlich zu verarbeiten, Einheit

in die Fülle zu bringen, nicht erkannt war. Auch das Recht des Individuellen, das ja begeistert verkündet wurde, war nicht in seiner Tiefe erfaßt, nämlich nicht als Aufgabe, die zu verwirklichen ist; dieses Recht konnte zur Willkür werden, wenn man es verschmähte, sich zu binden und zu bilden.

Diesen Gefahren entging Goethe eben durch die ernste und strenge Selbsterziehung, in der der eigentliche Wert des ersten Weimarer Jahrzehnts für seine Entwicklung besteht. Deutlich empfand er selbst, wie er innerlich über den Sturm und Drang hinauswuchs; am entschiedensten spricht das eine Aufzeichnung des Tagebuchs vom 7. August 1779 aus, die deshalb vollständig wiedergegeben sei: „Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alten Schalen verbrannt. Andre Zeiten, andre Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe, wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Tuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage vertan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen, und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohltätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin seit 75 Oktober getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zum Abend das Gehörige tun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge; daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden." Hatte Goethe früher in der Leidenschaft die höchste Steigerung seines Daseins gefunden, so fleht er nun: „Süßer Friede, komm', ach komm' in meine Brust" oder freut sich, „in einem unendlich reinen Mittelzustand ohne

Freud und Schmerz" zu sein (an Frau von Stein, 16. September 1776). Hatte er früher ungestüm aber planlos sein Dasein erweitern wollen, so kehrt nun kein Wort häufiger wieder, als das Wort Beschränkung, und durch Beschränkung hofft er zur „wahren Ausbreitung" zu gelangen (Tagebuch, Bd. 1, S. 61). Aufgegeben ist also das Ziel nicht, nur der Weg, den Goethe einschlägt, ist ein anderer; er beschränkt sich auf wenige Aufgaben, die seine Kräfte nicht übersteigen, um Schritt für Schritt den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern. Und über das gefühlsmäßige Erfassen der Welt und des Lebens strebt er hinaus zu bewußter Klarheit. Hatte der Stürmer und Dränger unter den Schranken gelitten, die menschlichem Wissen gesetzt sind und es eben deshalb gering geschätzt, so trachtet Goethe nun darnach, sein Wissen nach allen Richtungen zu erweitern und zu vertiefen. Und so gelingt es ihm, in unermüdlicher Ausdauer nach und nach fast alle Gebiete des Wissens zu erobern und, was nicht minder wichtig ist, sie sich wirklich zu eigen zu machen, allen Wissensstoff mit einer einheitlichen Auffassung zu durchdringen. Wie klar er auch diese Aufgabe erkannt hat, zeigt wiederum eine Tagebuchaufzeichnung (vom 14. Juli 1779) sehr deutlich: „Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehn ... Den Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimnis, weil die Individualität eines jeden darin besonders zu Rate gehn muß und niemanden anhören darf."

Wie der Anschluß an die strenge Wissenschaft der Gefahr der Zersplitterung vorbeugte, so verhütete die höhere Wertschätzung der Sitte die Verwechslung von Eigenart und Willkür. Nicht zur Unterdrückung der Persönlichkeit, aber zur Klarheit darüber, was an ihr zu entwickeln, was niederzukämpfen war, führte die Auseinandersetzung mit den sittlichen Anschauungen, die die Menschheit in langer Kulturarbeit erworben hatte. Nicht in der Durchsetzung eines Angeborenen, sondern in der fortschreitenden Entwicklung und Läuterung der persönlichen Begabung sah Goethe seine eigentliche Aufgabe. Diese tiefe Auffassung vom Wesen des Persönlichen hat er nirgends schöner ausgesprochen als in zwei berühmten Strophen der „Geheimnisse":

„Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt.

Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht: sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen.

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwerverstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Sein eigenes Wesen, seine wahre Persönlichkeit erringt demnach nur der, der „sich selbst" bezwingt, d. h. alle unedlen Regungen, die die Entwicklung der „wahren" Persönlichkeit hemmen, überwindet; nur der ist wahrhaft frei zu nennen, er hat sein Selbst in allen inneren und äußeren Stürmen fest behauptet, sich selbst verwirklicht, alles Fremde sich dienstbar gemacht. Das eigenste Wesen des Menschen ist also etwas im Kampfe zu Erringendes; nur vom Sieger in diesem Kampfe kann man sagen: „Das ist er, das ist sein eigen." Persönlichkeit ist ein Idealbegriff, eine Aufgabe, die der Mensch in seinem Leben verwirklichen soll; wem das gelingt, der hat sein Leben zum Kunstwerk gestaltet. Wie klar und leidenschaftlich Goethe in Weimar nach diesem Ziele strebte, zeigt am schönsten ein Brief an Lavater (September 1780): „Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu."

Selbsterziehung, Ausbildung der Persönlichkeit war das höchste Ziel, das Goethe in Weimar nicht aus den Augen verlor. In seinem Amt, das ihn gewiß oft drückte, hat er nicht nur aus Freundschaft für Karl August, nicht nur in der Hoffnung, dem Lande zu dienen, so lange treu ausgehalten, sondern vor allem in der klaren Erkenntnis, daß diese Tätigkeit jener höchsten Aufgabe förderlich war. „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele," schreibt er am 13. Januar 1779 in sein Tagebuch, „wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, die schönste der Gaben wird ihm ekel." Zu den vielen, die Goethe ungern in so viel Amtsgeschäfte verstrickt sahen, gehörte Merck, er suchte

Goethe durch seine Mutter zur Rückkehr nach Frankfurt zu bewegen, indem er ihr schrieb: „Die Hauptsache hat er nun zustande gebracht. Der Herzog ist nun, wie er sein soll; das andere Dreckwesen kann ein anderer tun, dazu ist er zu gut"; Goethe aber entgegnete (am 11. August 1781), daß er dabei mehr gewinne als aufopfere und täglich reicher werde; er habe an Aufgaben, denen er nicht gewachsen war, seine Kräfte geübt, sich und andere kennen gelernt und Prüfungen durchgemacht, deren er zu seiner Ausbildung sehr bedürftig war; noch jetzt könne er sich keinen glücklicheren Zustand wünschen: „Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Kenntnisse sich erweiterten, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Mut lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im großen, bald im kleinen anzuwenden." Er hat als Minister seinem Lande und seinem Fürsten manchen Dienst leisten können, mindestens ebenso wichtig war ihm die strenge Zucht des Amts, die Entwicklung und Anspannung aller Kräfte. Es war nur folgerichtig, daß er sich von dieser Bürde zu befreien suchte, als ihm das Erziehungswerk beendet schien.

Eine Erzieherin war ihm auch Frau von Stein (1742 bis 1827); er richtete an sie sein Gebet, ihrer Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld teilhaft zu werden, und bat fußfällig, „vollende dein Werk, mache mich recht gut!" (an Frau von Stein, 12. März 1781). Sie erschien ihm wie eine Madonna, die gen Himmel fährt, oder er verglich sie der ehernen Schlange, zu der er sich aus Sünd und Fehlen aufrichte, um gesund zu werden (den 7. Oktober 1776 und 5. Juni 1780). Wir wissen aus ihren neugefundenen Briefen an Zimmermann, wie sie ihm manche Unarten verwies und ihn an die Schranken erinnerte, über die er sich nicht hinwegsetzen sollte. Sie war eine strenge Hüterin der Sitte. Daß seine Liebe zu ihr eine „anhaltende Resignation" war (an Charlotte 2. Mai 1776), daß er sein ungestümes Begehren bezwingen, seine Leidenschaft zu einer gewiß oft sinnlich gefärbten, vor allem aber auf Hochschätzung gegründeten Freundschaft emporläutern mußte, das hat ihn gewiß viel Kämpfe gekostet, ihn aber auch den Sieg über sich selbst genießen lassen, jenen Sieg, den er eben damals in den „Geheimnissen" als den höchsten verherrlichte. Nicht zuletzt dürfte es ihre überlegene Ruhe und Selbstbeherrschung gewesen sein, durch die Frau von

Stein ihn dauernd an sich fesselte; sie hat ihn zu der gleichen Selbstbeherrschung und Mäßigung seines leidenschaftlichen Wesens erzogen, wie es jene berühmten Verse aussprechen:

„Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf."

Und dennoch trug diese oft so beglückende Freundschaft den Keim des Tragischen in sich. Das verraten die Verse:

„Den einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich und mit Recht."

Ganz konnte ihr eben Goethe auf die Dauer nicht angehören.

Wie Goethe das Amt niederlegte, als er seiner Zucht nicht mehr bedurfte, so mußte er versuchen, auch diese Bande zu lösen, wenn er sich selbst angehören wollte. Auch ihrer Erziehung entwuchs er: die Reise nach Italien war auch eine Flucht vor dem ihn ganz beherrschenden Einfluß der geliebten Frau. Daß diese Lösung zum tragischen Bruch wurde, daran hat neben manchen Mißverständnissen wohl die Frau die größere Schuld, die sich in die neue Lage nicht finden konnte.

Neben Frau von Stein stand in den letzten Jahren vor der Abreise nach Italien neimand Goethe so nahe wie Herder, der 1776 auf Goethes Veranlassung als Generalsuperintendent nach Weimar gekommen war. Trotz der Jugendfreundschaft ließen Herders Empfindeleien und Mißverständnisse zunächst die alte Vertrautheit nicht wieder erstehen; erst 1783 war das Eis gebrochen. Etwa zehn Jahre lang herrschte zwischen beiden Männern die engste geistige Gemeinschaft, die sich ums Jahr 1793 lockerte und dann durch den Bund Goethes mit Schiller mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Zunächst nahmen Herder und Frau von Stein innigsten Anteil an allem, was Goethe beschäftigte; mit ihnen las er die Ethik Spinozas, ihnen teilte er seine naturwissenschaftlichen Entdeckungen mit.

Man hat früher Goethe gern als Spinozisten bezeichnet — so noch Bielschowsky —, doch zeigt sich immer deutlicher, daß sich diese Auffassung nicht halten läßt. In „Dichtung und Wahrheit" hat Goethe gewiß richtig gesagt, er habe damals (1774) die Denkweise Spinozas „nur unvollständig und wie auf den Raub" kennen gelernt. Aber auch noch am 9. Juni 1785 gesteht er Jacobi, er habe Spinozas Schriften nie in einer Folge gelesen,

nie das ganze Gebäude seiner Gedanken überschaut, doch habe er für seine Sinnes- und Handelnsweise sehr heilsame Einflüsse von ihm erfahren. In „Dichtung und Wahrheit" gibt er genauer an — und das dürfte ebenso für die achtziger wie für die siebziger Jahre gelten — er habe bei Spinoza Beruhigung seiner Leidenschaften, eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt gefunden. Spinoza schien ihm eine philosophische Bestätigung längst gehegter Ansichten zu geben, wobei es ihm entging, daß er Spinoza in seinem Sinne umdeutete. Was ihm durch Spinoza bestätigt wurde, war aber vornehmlich sein Determinismus, sein Pantheismus und die Überzeugung von der Gesetzmäßigkeit aller Naturvorgänge.

Von Jugend auf fühlte sich Goethe in der Hand einer höheren Macht, der er sich gern vertraute, die er anfangs meist Vorsehung, später Natur zu nennen pflegte: „Sie hat mich hereingestellt [in die Welt], sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten". („Die Natur", 1781.) Daß durch diese Neigung, sich dem Schicksal zu vertrauen, Goethes Verantwortlichkeitsgefühl und Tatkraft nicht beeinträchtigt wurde, hat die Darstellung gezeigt; wir können dafür auch noch das Gedicht „Seefahrt" anführen, dessen Held sich in der Macht der Götter fühlt, aber mit fester Hand das Steuer seines Schiffleins lenkt. Goethe sucht mit eigner Kraft sein Leben zu gestalten, den Erfolg überläßt er einer höheren Macht. In dieser Frömmigkeit, die ihm Ruhe und Frieden brachte, fühlte Goethe sich durch Spinozas Determinismus bestärkt.

Wenn man Goethes Pantheismus mit dem Spinozas in Zusammenhang bringt, so ist auch das nur halb richtig. Er war gewohnt, wie sein Mahomet und Faust, Gott in der Natur zu schauen, sie war ihm ein beseeltes Ganzes von wirkenden Kräften, ein göttliches Kunstwerk, während Spinozas Gott inhaltlos, qualitätlos gedacht ist. Goethe — und darin ist Herder mit ihm einig — deutet diese Anschauung in ästhetisch-dynamischem Sinne um. Sie stehen dabei Giordano Bruno und Shaftesbury näher als Spinoza.

Naturerkenntnis war für Goethe Gotteserkenntnis, wenn er auch überzeugt blieb, daß die letzten Geheimnisse uns ewig verborgen bleiben. Er will Gott in den rebus singularibus erkennen, „zu deren näheren und tieferen Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza selbst, obgleich vor seinem Blick alle

einzelnen Dinge zu verschwinden scheinen" (an Jacobi, 9. Juni 1785). Ganz eignete er sich Spinozas Anschauung an, nach der die Natur überall dieselbe ist, überall in ihr dieselben Gesetze wirken.

Diese Überzeugung liegt Goethes gründlichen und viel umfassenden Naturstudien zugrunde. Die Aufdeckung der Einheitlichkeit der Natur, ihres gesetzmäßigen Wirkens war das eigentliche Ziel seines Forschens; er suchte sich die ungeheure Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt faßlich zu machen, indem er überall zu einer gleichen, unter verschiedenen Bedingungen verschieden entwickelten Grundform durchzudringen suchte. So wollte er, wie er am 1. Februar 1827 zu Eckermann äußerte, finden, „was allen Pflanzen ohne Unterschied gemein wäre; und so entdeckte ich das Gesetz der Metamorphose. Der Botanik nun im einzelnen weiter nachzugehen, liegt gar nicht in meinem Wege, das überlasse ich andern, die es mir auch darin weit zuvortun. Mir lag bloß daran, die einzelnen Erscheinungen auf ein allgemeines Grundgesetz zurückzuführen". So erkannte er das Blatt als das sich mannigfach umgestaltende Grundorgan der Pflanze und suchte nach der „Urpflanze", nach dem Typus, der sich in allen Gebilden der Pflanzenwelt ausprägt. Begnügte sich die damalige Forschung wesentlich mit dem Sammeln und Ordnen, so suchte er dem Geheimnis der Entwicklung auf die Spur zu kommen, die Bildungs- und Umbildungsvorgänge zu beobachten, so daß Virchow ihn geradezu als Begründer der genetischen Methode bezeichnet hat.

Von denselben Anschauungen sind natürlich auch Goethes osteologische Arbeiten beherrscht. Seine berühmteste, die über den Zwischenkieferknochen ist ein geradezu klassisches Beispiel dafür. Nach der Lehre der Anatomen seiner Zeit sollte das Fehlen dieses Knochens den einzigen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Affen bilden. Für Goethes Anschauung von der durchgehenden gleichartigen Gesetzlichkeit der Natur war diese Auffassung undenkbar; wie sollte dem Menschen, der Schneidezähne besitzt, der Knochen fehlen, in den sie eingefügt sind? Er mußte vorhanden sein, und der geschärften Aufmerksamkeit gelang es denn auch, ihn zu finden. Jubelnd verkündete Goethe diese Entdeckung dem Freunde Herder, der damals ganz im Sinne Goethes den Menschen in den Zusammenhang der Natur hineinstellte.

Goethes Aufmerksamkeit auf die Wandlungen der Formen

unter veränderten Bedingungen, auf Vorgänge der Anpassung und Vererbung läßt ihn als einen Vorläufer der neueren Entwicklungslehre erscheinen, wenn er auch Forschungen über den Ursprung des Menschen (wie über die Entstehung der Erde) abgelehnt hätte; „als nämlich die Erde bis zu einem gewissen Punkte der Reife gediehen war ... entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ ... darüber nachzusinnen, wie es geschehen, halte ich für ein unnützes Geschäft, das wir denen überlassen wollen, die sich gern mit unauflösbaren Problemen beschäftigen" (zu Eckermann, 7. Oktober 1828)[1]).

Die amtliche Beschäftigung mit dem Bergbau hatte Goethe auch früh zu geologischen Studien geführt, denen er zeitlebens treu blieb. Sein Streben war darauf gerichtet, „von der Einsicht in die Gesteinsarten und deren Lagerungsverhältnisse ... zur Erkenntnis der Bildungsweise und Bildungsepochen der Erdoberfläche fortzuschreiten" (Kalischer). Ein besonderes Verdienst hat er sich hier dadurch erworben, daß er den Wert der Versteinerungen für die Erkenntnis verschiedener Zeitstufen erkannte. Ferner war Goethe der erste, der den Gedanken einer Eiszeit — anscheinend einer Anregung des Bergrats Voigt folgend — öffentlich ausgesprochen hat. Im Streit der Neptunisten und Vulkanisten, von denen jene dem Wasser, diese dem Feuer den Hauptanteil an der Erdbildung zuwiesen, stand Goethe den ersteren näher; denn er war überzeugt, „daß man bei Erklärung der verschiedenen Erdbildungen nur alsdann gewaltsame Revolutionen zu Hilfe rufen muß, wenn man mit ruhigen Wirkungen, die denn doch der Natur am allergemäßesten sind, nicht mehr auskommen kann" (an Leonhard, 9. März 1814) — ein Wort, das für Goethes allem Revolutionären abholde Denkweise höchst bezeichnend ist. Noch im zweiten Teile des „Faust" müssen die Vulkanisten seinen Spott über sich ergehen lassen.

Wie Goethe auch diese Arbeiten als Förderung seiner persönlichen Bildung auffaßte, lehrt ein Brief an die Fürstin Gallitzin vom 6. Februar 1797: „Diese Arbeiten haben mich genötigt, meinen Geist zu prüfen und zu üben, und wenn auch für die

[1]) Eine Scheidung der naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes nach ihrer Entstehungszeit ist hier nicht möglich und auch nicht nötig, da es sich nur darum handeln kann, die Art seiner Naturanschauung zu kennzeichnen.

Wissenschaften kein Resultat daraus entspränge, so würde der Vorteil, den ich selbst daraus ziehe, mir immer unschätzbar sein. Denn wie bedeutend ist es, die Grenzen des menschlichen Geistes immer näher kennen zu lernen und dabei immer deutlicher einzusehen, daß man nur desto mehr verrichten kann, je reiner und sichrer man das Organ braucht, das uns überhaupt als Menschen und besonders als individuellen Naturen gegeben ist". Wie eng Goethes Kunstbetrachtung und Kunstübung mit seiner Naturanschauung zusammenhängen, wird sich noch zeigen.

Wenden wir uns nun von Goethes amtlicher und wissenschaftlicher Tätigkeit, die den größten Teil seiner Zeit ausfüllte, wieder seinen Dichtungen zu, wobei wir von den für höfische Festlichkeiten bestimmten absehen können, so werden wir natürlich auch hier tiefgehende Veränderungen spüren. Einige Urteile über ältere Dichtungen und die Gesinnung, die in ihnen zutage tritt, mögen zuerst den veränderten Standpunkt kennzeichnen. Als ihm Friedrichs der Großen absprechendes Urteil über den „Götz" bekannt wurde, meinte Goethe: „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Zepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden" (an J. v. Voigts, 21. Juni 1781). Auch die Worte des Gedichts „Ilmenau", daß er einst „unklug" Mut und Freiheit sang, sind eine Absage an den Sturm und Drang. Über das jugendliche Schwelgen in Gefühlsseligkeit fühlte er sich so hinausgewachsen, daß er sie im „Triumph der Empfindsamkeit" lustigem Gelächter preisgeben konnte. Werden hier auch nur lächerliche Übertreibung und falsche Anempfindung gegeißelt, so ist das ganze Stückchen doch zugleich als Versuch anzusehen, sich von den letzten Spuren einer verderblichen Krankheit zu befreien. Wie sehr Goethe sich dem „Irrtum" der Jugend überlegen fühlte, zeigt endlich auch die „Zueignung", die aber auch vor Überhebung aus dem Bewußtsein dieser Überlegenheit warnt — eines der köstlichsten Zeugnisse des reinen Ernstes, mit dem Goethe immer höherer Vollendung zustrebte.

Mehr und mehr verklingt in der Lyrik das Leidenschaftliche, ein tiefes Sehnen nach innerem Frieden wird zum Gebet, die abendliche Ruhe des Waldes, der Zauber der Mondnacht besänftigen das ungestüme Herz. Statt titanenhafter Auflehnung vernehmen wir die tiefe Demut einer reinen Seele. Der einst den „Prometheus" gedichtet hat, küßt nun den letzten Saum des

göttlichen Kleides, „kindliche Schauer treu in der Bruſt“. Das „Göttliche“ in der Menſchennatur verbürgt ihm ein „Göttliches“ über der Menſchenwelt. Mehr und mehr erhält Goethes Lyrik jene „Normalität“, die Bielſchowsky mit Recht als eigentümlich hervorhebt: Goethe meidet das Ungewöhnliche, Abſonderliche; die einfachſten ewig gültigen Gefühle ſpricht er am liebſten aus. Aber wie ſie aus tiefer Seele quellen, greifen ſie auch mächtig ans Herz: wir glauben das alles ſelbſt erlebt zu haben, was der Dichter ſingt, müſſen uns nicht erſt in eine fremde Welt hinüberfühlen. Auch die Formen der Lyrik ſind meiſt einfach: neben dem ſangbaren Liede begegnen noch die alten freien Rhythmen, aber auch ſie werden ruhiger, die auffallenden Prunkwörter weichen einfachen Wendungen. Daneben treten nun auch fremde Formen auf, beſonders antike Diſtichen und die italieniſche Stanze — die ſtrenge metriſche Form entſpricht der Unterordnung unter die Formen der Sitte im Leben.

Viel Liebe und Sorgfalt hat Goethe an ein großes Gedicht religiöſen Inhalts gewandt, „Die Geheimniſſe“ (1784/85), das ein Denkmal der Geiſtesgemeinſchaft mit Herder und Frau von Stein werden ſollte. Es iſt leider nicht vollendet worden. Der „dezidierte Nichtchriſt“, wie ſich Goethe nannte, der entſchiedene Gegner des Wunderglaubens (an Lavater, 29. Juli und 9. Aug. 1782), gibt hier gewiſſermaßen ſein Glaubensbekenntnis. Ein Kreuz, von Roſen umwunden, wird als Symbol verehrt — das Zeichen des Chriſtentums, durch Schönheit verklärt, in ſeiner Strenge gemildert. Humanus, der „Menſchliche“, heißt der Allverehrte, deſſen Lebenslauf wir durch zwölf Ritter, umſponnen von Legenden, ins Wunderbare geſteigert, erfahren ſollen. Die Erzählungen der Ritter, deren jeder das Weſen ſeines Helden anders ſieht, ſollten ein Sinnbild der Religionen ſein, von denen jede ſich dem Höchſten in ihrer Weiſe zu nähern ſucht, jede es aber nur von einer Seite erfaßt. Dieſes Höchſte aber iſt für Goethe das Göttliche, das zugleich das höchſte Menſchliche iſt, der Glaube an jene von Herder gelehrte Humanität, an alles Hohe und Edle, das im Menſchen wirklich werden kann. Wie an Herder, den Goethe gern „Freund Humanus“ nannte, werden wir an Leſſing erinnert, der auch in allen Religionsformen Vergängliches und Ewiges zu erkennen und zu ſcheiden wußte.

Der Geiſt des „Nathan“ und der Herderſchen „Ideen“, der

Glaube an Humanität im allgemeinsten Sinne, d. h. an die Möglichkeit reinen und edlen Menschentums unter allen Völkern beherrscht auch Goethes „Iphigenie“ (1779), die Dichtung, die am vollkommensten seine damalige Geistesrichtung kennzeichnet. Wenn Thoas hier zu Iphigenie sagt: „Du weißt, daß du mit einem Barbaren sprichst und traust ihm zu, daß er der Wahrheit Stimme vernimmt“, und wenn Iphigenie darauf antwortet: „Es hört sie jeder unter jedem Himmel, dem ein edles Herz, von Göttern entsprungen, den Busen wärmt“, so vernehmen wir darin jenen schönen Glauben.

„Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit —“

mit diesen Worten hat Goethe in einem Widmungsvers (für den Schauspieler Krüger 1827) den Sinn des Dramas umschrieben. Iphigenie hofft durch Gebet und Reinheit den alten Fluch, der auf ihrem Hause lastet, zu überwinden, und es gelingt ihr. Hatte ein altes Lied, das sie in der Jugend vernommen, von dem Neide und der Furchtbarkeit der Götter gesungen, so ist es für sie ein Mißverstand, wenn man die Götter blutgierig wähnt; „denn sie haben ihr Menschengeschlecht lieb und wollen ihm sein kurzes Leben gerne fristen und gönnen ihm den Mitgenuß auf eine Weile des ewig leuchtenden Himmels, die Unsterblichen“. Jener furchtbare Wahn, daß die Götter Rache der Missetat verlangen, und sei es an der eigenen Mutter, hat Orestes zum Muttermörder gemacht; da er die Schwester erkennt, erwartet er nichts anderes, als daß sie nun wieder an ihm Blutrache übt. Kein Verständnis hat er für ihre Worte: „Ruft des vergossnen Mutterblutes Stimme zur Höll' hinab, o sollte einer reinen Schwester Wort hilfreiche Götter nicht vom Olympus rufen?“ Doch allmählich zerstreuen freundliche Bilder jene Wahnvorstellungen, die Botschaft der Liebe und Versöhnung überwindet die Furcht vor dem Fluch; nicht nur die Worte der Schwester, sie selbst, ihre Reinheit wird zum Zeugnis dafür, daß der Fluch zu überwinden ist, daß wie Pylades sagt, Segen erblich ist, nicht Fluch. Der reine und heitere Glaube Iphigeniens besiegt den finstern Wahn des Orest und gewährt ihm damit die Heilung.

Man hat bewußte Umgestaltung christlicher Geheimnisse in der Iphigenie finden wollen — natürlich nicht in dogmatischem, sondern in allgemein menschlichem Sinn —, und das ist, wenn

wir an die Behandlung des Religiösen in den „Geheimnissen" denken, sehr wohl möglich. Die innere Verwandtschaft ist unleugbar vorhanden: die Vorstellung der liebenden, Segen spendenden Gottheit, die Erlösung von dem Fluch (der Sünde) durch den Glauben an einen reinen, sündlosen Menschen. Jedenfalls aber ist der Glaube an die Möglichkeit eines Emporsteigens zu reineren und höheren Daseinsformen echt goethisch. Man mag es ein Wunder nennen, daß eine reine Iphigenie aus dem schuldbeladenen Geschlecht hervorgeht; Goethe glaubt an solche Wunder, er glaubt wie Pylades: „Segen ist erblich, nicht Fluch."

Goethe hatte nicht unrecht, wenn er die Iphigenie später „verteufelt human" nannte. Selbst die Barbaren sind humanisiert; es ist der Geist des 18. Jahrhunderts, der das ganze Stück durchdringt. Goethe behandelt den antiken Stoff mit dem Recht des Dichters lediglich als Stoff: die Sage wird ihm zum Gefäß ganz persönlicher Anschauungen und Empfindungen. Die Denkweise ist nicht die antike. Wohl aber dürfte die Form zum Teil unter dem Einfluß des griechischen Dramas stehen.

Vergleicht man die „Iphigenie" mit Goethes Jugenddramen, etwa mit dem „Götz", so zeigt es sich, daß der Stil beider durch eine Welt geschieden ist. Alle leidenschaftliche Bewegung ist in der Iphigenie geflissentlich zurückgedrängt. Nicht mehr Kraft, Feuer, Überschwang des Empfindens erscheint als wertvoll, sondern weise Mäßigung und abgeklärte Ruhe. Hier gibt es keine bewegten Massenszenen, keine rasch wechselnden farbenprächtigen Bilder, keine äußerlich spannende Handlung; nur fünf Personen treten auf, die „drei Einheiten" sind ohne Zwang gewahrt, alles Geschehen besteht fast nur in Seelenvorgängen. Die Sprache ist gleichmäßig abgetönt und meidet fast das charakteristische Wort. An Stelle der Ungebundenheit, für die man sich auf Shakespeare berufen hatte, tritt auch hier die strenge Form, doch wohl mehr im Anschluß an das antike als an das französische Drama.

Wie der Stoff der „Iphigenie" dem Euripides entnommen ist, so verrät auch der unvollendete „Elpenor" (1781/83) die Vertrautheit mit den griechischen Tragikern, wie Goethe sich in den „Vögeln" (1780) an Aristophanes anlehnt. „Elpenor" ist in dem Hauptmotiv — Entsühnung durch eine reine Frau — und in der Form der Iphigenie nahe verwandt. Merkwürdig bleibt an

diesen Dramen — auch die letzten Akte des „Egmont" gehören dazu — das äußere Gewand: die rhythmische Prosa, die dem Stilgefühl Goethes später durchaus widerstrebte (an Schiller, 25. November 1797). In der Tat wirkt sie unbehaglich: fügen sich einige Perioden in feste Rhythmen, so wird man plötzlich wieder aus der Freude am Gleichmaß herausgerissen, und auch der Stil wechselt zwischen gehobenem und prosaischem Ausdruck. Goethe hat für den neuen Stil noch keine metrische Form gefunden. Er selbst hat später die Unsicherheit der Prosodie als Grund dafür angegeben (Ital. Reise, 10. Januar 1787).

Vielleicht aber erklärt sich die Mischform auch daraus, daß Goethe seine Schriftstellerei in Weimar dem Leben subordinierte (an Kestner, 15. Mai 1780) oder gar gewaltsam zurückdrängte (an Charlotte von Stein, 14. September 1780), so daß er nur durch Mangel an Muße verhindert war, die Form künstlerisch durchzubilden. Jedenfalls stand ihm die Notwendigkeit einer Umformung schon fest, ehe er nach Italien ging.

Auf die Dauer war es ein unnatürlicher Zustand, daß Goethe seinem Künstlerberuf entzogen wurde, immer lauter und entschiedener sprechen seine Briefe es aus, daß er doch eigentlich zum Künstler und Dichter geboren sei.

Die Leiden des Dichters in dieser fremden Welt wollte Goethe im „Tasso" dichterisch gestalten, dessen Urgestalt uns verloren ist. Die inneren Kämpfe, die aus dem Konflikt zwischen übernommenen Pflichten und der eingeborenen Künstlersehnsucht hervorgingen, scheinen den Keimpunkt des Romans „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" zu bilden, der endlich aufgefunden, aber zurzeit noch nicht vollständig veröffentlicht ist. Das Theater sollte den Mittelpunkt der Dichtung bilden, Wilhelm war wohl berufen, es innerlich zu erneuern. Durch die Breite und Fülle des Lebens ist der Roman vom „Werther" deutlich unterschieden. Geht Goethe als Dramatiker von der lockeren Form des „Götz" zur Geschlossenheit der „Iphigenie" über, so liegt hier ein umgekehrter Entwicklungsgang vor — ein deutliches Zeichen dafür, daß die Form durch die besondere Aufgabe bestimmt wird, die dem Dichter vor Augen steht. Auch diese Dichtung, die Goethe durch viele Jahre seines Lebens begleitete, scheint viel Persönliches in sich aufgenommen zu haben. Mignons Sehnsucht nach Italien war auch die seine; und wie Wilhelm Meister durch die Amazone immer wieder an sein Vater-

land gefesselt wurde, so Goethe durch Frau von Stein, richtete er doch am 24. August 1784 die Verse an sie:

„Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen."

Und doch, auch von Frau von Stein mußte er sich losreißen. Das war ein Gebot der Selbsterhaltung. Die „anhaltende Resignation" war für die Dauer ein ebenso unnatürlicher Zustand, wie ihr Verlangen, daß er ihr allein angehören sollte. Die Reise nach Italien, die ihn von der Bürde des Amtes befreien sollte, befreite ihn auch — freilich unter schweren, seelischen Erschütterungen aus den Fesseln der geliebten Frau. Nachdem Goethe so lange entsagungsvoll anderen gelebt, wollte er nun sich selbst leben. Die Zeit der Erziehung war zu Ende, er sehnte sich, wieder ganz Dichter und Künstler zu sein. Daß aber Italien das Reiseziel war, ist tief begründet durch die von Winckelmann geweckte Sehnsucht, die Meisterwerke antiker Kunst mit eigenen Augen zu sehen; in Deutschland gab es dazu keine Gelegenheit. Wollen wir Goethes ungeheure Sehnsucht nach Italien begreifen, so müssen wir uns fragen, wie überhaupt jener allgemeine Zug der Zeit zur Antike sich erklärt, was man von ihr für die eigene Bildung erhoffte.

Begeisterte Bewunderung der Antike ist ein bezeichnender Zug der Renaissance. Deutschland aber hat erst im 18. Jahrhundert seine Renaissance erlebt. Der Vermittler des Renaissancegedankens aber war, wie aus neueren Forschungen immer deutlicher hervorgeht, der englische Moralphilosoph Shaftesbury (1671—1713). Shaftesburys Ideal ist der Virtuoso, der harmonisch gebildete Mensch, der seine Affekte so emporgeläutert hat, daß er von selbst Gutes tut und Böses verabscheut. Tugend fordert nicht Unterdrückung der Neigungen, sondern nur ihr harmonisches Verhältnis; Tugend und Glückseligkeit sind sich nicht feind, vielmehr ist Tugend die wahre Glückseligkeit; auch das Gute und das Schöne sind im Grunde eins, die griechische Kalokagathie (die Vereinigung des Schönen und Guten) ist auch Shaftesburys Ideal. Von Shaftesbury fühlte sich der junge Winckelmann (1717—1768) lebhaft angezogen, und was er in der antiken Kunst bewunderte, war im Grunde die griechische Geistesschönheit, die innere Mäßigung, die Leidenschaftslosig-

keit, die edle Einfalt und stille Größe. Hat dieses Winckelmannische Ideal noch einen gewissen asketischen Zug, da es ein Unterdrücken der Leidenschaft schätzt, so erhebt schon Lessing gegen einen solchen Stoizismus Einspruch. Völlig zu eigen macht sich dann Wieland das Ideal Shaftesburys. In seiner Entwicklung erkennen wir auch besonders deutlich, was gerade das Deutschland des 18. Jahrhunderts an den Griechen bewundern mußte. Erinnern wir uns, wie die Anakreontiker sich ängstlich dagegen verwahrten, daß man aus ihren Gedichten auf ihre Lebensweise schloß, so erkennen wir, wie in der Moral der Zeit noch ein stark sinnenfeindlicher Zug herrschte. Nun erwachte aber — und ein Zeichen dafür ist eben die Anakreontik — immer stärker das Verlangen nach Lebensfreude und Genuß und damit eine Hinneigung zur antiken Sinnen- und Schönheitsfreude im Gegensatz zum angeblich sinnenfeindlichen Christentum. Das Griechentum schien zu verbürgen, daß sich mit einer solchen Lebensauffassung hohe Kultur wohl vereinigen ließ. Die Antike wurde als Ergänzung zum Christentum empfunden, wie man es damals verstand. Keiner hatte den Widerspruch zwischen asketischer Strenge und natürlichem Begehren stärker empfunden als Wieland, es ist daher begreiflich, daß gerade er im Ideal des Virtuoso oder der Kalokagathie Befriedigung fand. Mochte er auch noch späterhin zwischen einem mehr sinnlichen und mehr geistigen Ideal hin- und herschwanken, das Ziel, das zu wünschen sei, hat er tief empfunden. Auch Herders Ideen bewegen sich in ähnlicher Richtung, wenn er den Zweck des Menschen allein in der Entfaltung seiner Natur zur Humanität sieht und die Beurteilung des Menschen nach Idealen ablehnt; wobei ihm freilich entgeht, wie stark sein Humanitätsbegriff mit idealem Gehalt gesättigt ist. Was er bekämpfen will, ist eben ein Ideal, das nur im Widerspruch zur Natur zu erringen ist. Auch für ihn sind die Griechen ein wahres Muster der Humanität, wie Jesus ein Lehrer der Humanität war. Das spätere Christentum beurteilt er von diesem Standpunkt recht schroff ablehnend. Das Verlangen nach einem Menschheitsideal, das nicht sinnenfeindlich war, ist es, was in erster Linie die Griechenbegeisterung des 18. Jahrhunderts erklärt.

Von einer andern Seite her führte die künstlerische Entwicklung dazu, in den Griechen die höchsten Muster zu suchen; sie lehrten die Einseitigkeiten der Anhänger des französischen und englischen

Geschmacks überwinden. Durch Gottsched war das französische Drama als unbedingt mustergültig hingestellt worden, seine „Regeln" galten ihm als schlechthin einziger Maßstab für das Trauerspiel. Die deutschen Dichter sollten sich einem ihnen von außen aufgenötigten Gesetz fügen. Später wurde der Name Shakespeares zum Losungswort derer, die sich von allen Regeln lossagen und lediglich der eigenen Willkür überlassen wollten. An der antiken Kunst machte man die Erfahrung einer im Wesen der Kunst selbst begründeten Gesetzlichkeit; sie hatte aus sich heraus eine edle künstlerische Form entwickelt. Wer ihr Kunstgeheimnis durchschaute, durfte hoffen, damit der eigenen Sehnsucht nach einer Kunst näherzukommen, die sich weder nach fremden Regeln richtete, noch in regellose Willkür ausartete. So hatte schon Young (1681—1765) die Nachahmung der Alten verstanden: „Wer die göttliche Iliade nachahmt, ahmt den Homer nicht nach; sondern derjenige, der sich die Fähigkeit erwirbt, ein gleich vollkommenes Werk zu schaffen ... Je weniger wir die Alten nachahmen, desto näher kommen wir ihnen, um sie erreichen zu können." Genau so faßte Herder die Bedeutung der Antike für die deutsche Dichtung auf; nacheifern solle man den Alten, statt sie zu kopieren und nachzuahmen; dazu aber gehört eine gründliche Kenntnis der alten Dichtung, und Herder ersehnt einen Winckelmann der griechischen Dichtkunst; an ihr sollte die eigene Kunst zur schönsten Blüte heranreifen. Dabei ergab sich freilich die Gefahr, daß man der überwältigenden Wirkung der Antike erlag und einer äußerlichen Nachahmung verfiel; und auch Goethe hat sich von dieser Gefahr nicht ganz frei gehalten. Über dem äußerlichen Antikisieren darf man jedoch den Gewinn an Kunsteinsicht und an künstlerischem Können nicht übersehen, den die Anlehnung an die Antike der deutschen Dichtung gebracht hat.

Goethe hat sich seit früher Jugend mit griechischer Dichtung beschäftigt. Er hatte sie in Leipzig und Frankfurt mit den Augen Wielands angesehen, sich dann kraftgenial für Pindar begeistert und sich wertherisch in Homer versenkt. In Weimar traten ihm die Tragiker nahe, und die hohe innere Vollendung der Iphigenie dürfte zum Teil auch darauf zurückzuführen sein. Aber Goethe sagt einmal, das Auge sei von jeher das Organ gewesen, mit dem er die Welt auffaßte, und so hoffte er, durch den Anblick der bildenden Kunst der Griechen sich erst völlig ihres Geistes zu bemächtigen. In der Tat hat ihm die Versenkung ins klassische

Altertum menschlich und künstlerisch manchen Gewinn gebracht. Als Mensch hatte auch Goethe jenen Widerstreit von Sinnenglück und Seelenfrieden an sich erfahren, und in heißen Kämpfen war er seiner Leidenschaft Herr geworden. Der „Geist" hatte über das „Fleisch" gesiegt. So zeigt sein Leben in Weimar einen gewissen asketischen Zug, der nun unter italienischem Himmel einer heiteren Sinnenfreude weicht. Dazu kommt das Aufatmen vom Druck der Geschäfte, das ihn doppelt seine Freiheit empfinden läßt. Endlich kann er ganz sich selbst leben und genießt das in vollen Zügen. Er erfreut sich am Umgang mit dem harmlos heiteren Volk, er freut sich, daß niemand etwas von ihm haben will und meint eben dadurch an „Menschlichkeit" gewonnen zu haben. Den Minister hat er zu Hause gelassen und will nur Mensch unter Menschen sein — wie Werther es wollte. So fühlt er eine neue Jugend in sich keimen, er ist „zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Altertümer genesen". (An den Freundeskreis in Weimar, 6. Januar 1787.) Der strenge Ernst der Weimarer Jahre macht einer genußfreudigen Heiterkeit Platz. Und doch zeigt sich der Gewinn jener Selbstzucht allenthalben. Das Studium des Volkes, der Natur, der Kunst ist ihm eine Lust, aber eine strenge Lust. „Ich bin fleißig", schreibt er am 10. November 1786 an Herders, „und bin nicht hier, um nur nach meiner Art zu genießen, ich will lernen und mich ausbilden, eh ich 40 Jahr alt werde". Möglichst „rein" will er alles in sich aufnehmen, d. h. ohne sich den Blick durch vorgefaßte Meinungen oder zufällige Verstimmungen trüben zu lassen; er will nur die Augen auftun, bescheiden sehen und erwarten, was sich ihm in der Seele bildet (an Herder, 2. Dezember 1786; Tagebuch, Bd. 1, S. 232). Er will sich ganz der Gegenwart hingeben, nur schauen, nicht grübeln und denken.

„O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank."

So heißt es in der 7. römischen Elegie; und die 13. lehrt, wie noch in anderem Sinn die lang zurückgedrängte „heidnische" Sinnenfreude erwacht. Amor rühmt sich, er sei der wahre Bildner und Künstler, und redet den Dichter an:

„Nun du mir lässiger dienst, wo sind die schönen Gestalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Tor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Jungen.
Altklug lieb ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich und so lebe die Vorzeit in dir!"

Viel Anstoß haben diese Elegien erregt, und man wird zugeben müssen, daß es nicht die höchste Art der Liebe ist, die dargestellt wird, fehlt es ihr dazu doch an voller geistiger und seelischer Gemeinschaft. Aber statt zu schelten, bewundere man die hohe Kultur des Mannes, der sich mit solcher Leichtigkeit vom Sinnengenuß zur Kunstbetrachtung erhebt. Wer so in den Werken der Kunst lebt, kann sich nie an einen Taumel der Sinne verlieren; hier ist jene innere Harmonie fast erreicht, die man so lange ersehnt hatte, jene Veredlung der Sinnlichkeit, die sie niemals in Niedrigkeit entarten läßt. Dieses Gleichgewicht werden wir aber gewiß nicht als bloße Naturgabe ansehen dürfen, sondern als Errungenschaft der ganzen geschichtlichen Kultur und der durch Selbsterziehung erreichten hohen Ausbildung der Persönlichkeit. Ja wir werden sagen müssen, daß die asketische Strenge die Voraussetzung eines solchen Gleichgewichts bildet, kommt doch in ihr das Gefühl der Erziehungsbedürftigkeit zum Ausdruck; nur wer durch ihre Schule gegangen ist, wird sich seiner „Natur" ohne Gefahr der Entartung überlassen dürfen.

Dieser „heidnische" Sinn und die höchst äußerliche Art der Religionsübung, deren Zeuge Goethe oftmals in Italien war, machen nun aus dem Nichtchristen der Weimarer Jahre — der doch mehr Christentum in sich hatte, als er wissen mochte — einen entschiedenen Widerchristen. Zwei der unterdrückten venetianischen Epigramme lauten:

„Zum Erdulden ist's gut, ein Christ zu sein, nicht zu wanken,
Und so machte sich auch diese Lehre zuerst.
Was vom Christentum gilt, gilt von den Stoikern; freien
Menschen geziemt es nicht, Christ oder Stoiker sein."

So unnatürlich erschien dem römischen Goethe die Forderung der Entsagung, die er so lange geübt hatte. Doch war das nur eine vorübergehende Stimmung; die Notwendigkeit der Entsagung gehört auch später zu Goethes Lebensweisheit. Und

daß Goethe auch in Rom nicht nur dem Genuß, sondern mehr noch ernster Arbeit, gründlichen Natur- und Kunststudien gelebt hat, lehrt jede Seite seiner Briefe.

Natur und Kunst sind es, die er unverrückt im Sinne behält. Dem Geheimnis der Urpflanze, d. h. dem Typus der Pflanzenwelt, glaubt er auf die Spur zu kommen, die Gesetzlichkeit des organischen Lebens zu ergründen. Mehr und mehr aber stellt sich die Naturbetrachtung in den Dienst der Kunstbetrachtung. Dabei ist es fast ausschließlich die antike Kunst, die er beachtet; die Gotik wird geringschätzig übersehen. Er vermutet, daß die antiken Künstler „nach eben den Gesetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt ... Nur ist noch etwas anderes dabei, das ich nicht auszusprechen wüßte". (Ital. Reise, 28. Januar 1787.) Und noch entschiedener sagt er ein ander Mal: „Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen: da ist die Notwendigkeit, da ist Gott" (Ital. Reise, 6. September 1787).

In Sizilien glaubt er den Homer erst recht zu verstehen und auch hier ist es die Natürlichkeit, die er an ihm rühmt: „Laß mich meinen Gedanken kurz so ausdrücken," schreibt er, „sie [die Alten] stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm usw. Daher kommt alles Übertriebene, alles Manierierte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können" (Ital. Reise, 17. Mai 1787). Diese Beobachtungen berühren sich eng mit Schillers Unterscheidung naiver und sentimentalischer Dichtung und, da uns Goethes Originalbrief nicht erhalten ist, sondern nur die Fassung der italienischen Reise vorliegt, ist eine Bearbeitung des Textes für den Druck nicht ausgeschlossen. Doch besagt ein Brief Goethes an H. Meyer vom Ende Januar 1789 im wesentlichen dasselbe; da sagt Goethe, die Alten wollten, „man sollte sich nicht etwas bei dem Bilde denken, sondern man sollte das Bild denken und in demselben alles sehen."

Was Goethe an der antiken Kunst schätzt, ist also ihre Natürlichkeit und Anschaulichkeit. Natürlichkeit ist dabei nicht im Sinn bloßer Wirklichkeitswiedergabe zu verstehen, sondern in dem Sinn,

der Goethes Naturanschauung eigen ist: es gilt das Typische herauszuarbeiten.

In seinem Aufsatz über „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil" hat Goethe seine in Italien gereiften Kunstanschauungen niedergelegt. Als einfache Nachahmung der Natur bezeichnet er die möglichst getreue Wiedergabe eines Gegenstandes der Wirklichkeit, als Manier die eigentümliche Zeichensprache eines Künstlers, der einige besondere Merkmale der Gegenstände rasch erfaßt, die ihm charakteristisch erscheinen. Der höchste Grad der Kunst wird erst im Stil erreicht; er ruht „auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen." Goethe scheint demnach der Meinung zu sein, daß sich das „Wesen der Dinge" gewissermaßen von den Gegenständen ablesen lasse, daß es etwas Gegebenes sei, das der Künstler nur wiederzugeben habe. Erst Schiller belehrte ihn, daß das, was er als Urpflanze mit Augen zu sehen meinte, eine Idee sei, ein Erzeugnis des Geistes, um sich die mannigfaltigen Formen der Erscheinungswelt verständlich zu machen. „Wenn Künstler von Natur sprechen," erkannte er später, „subintelligieren sie immer die Idee, ohne sich's deutlich bewußt zu sein" (Maximen und Reflexionen). Gilt das schon vom Typus der Naturformen, so natürlich noch weit mehr, wo es sich darum handelt, das Typische menschlicher Zustände zu erfassen. Gerade darin, was dem einzelnen als typisch erscheint, spricht sich seine persönliche Eigenart aus. Man denke nur, wie verschieden die Maler und ebenso die Biographen das Bild Goethes aufgefaßt haben. Sie alle haben gewiß das „Wesen" Goethes darstellen wollen, nur hat es jeder anders gesehen. Wem aber wird die Aufgabe am besten gelingen? Doch wohl dem, der sich am tiefsten in den dargestellten Gegenstand eingelebt hat, am meisten mit ihm vertraut geworden ist. Und das ist's gewiß auch, was Goethe im Grunde meint: reine Beobachtung, Achtung vor dem Gegenstande, künstlerischer Ernst ist es, was er fordert. Nicht um ein Austilgen des Persönlichen, sondern um Ausbildung der Anlagen durch vielfältige Erfahrung kann es sich handeln. Wer die reichste Erfahrung hat, wird am tiefsten in das „Wesen der Dinge" eindringen und uns den „Sinn des Lebens" offenbaren. Dem bildenden Künstler wird dabei besonders die Naturforschung gute Dienste leisten, die seinen Blick für das Typische schärft. So stützen sich Natur-

und Kunstbetrachtung bei Goethe gegenseitig, und es ist nur natürlich, daß er auch als Künstler mehr und mehr nach dem Typischen strebt.

Noch zwei andere Aufsätze geben davon Kunde, was Goethe an Kunstanschauungen aus Italien heimbrachte. Der erste ist eigentlich nur eine Inhaltsangabe einer Schrift von Karl Philipp Moritz „Über bildende Nachahmung des Schönen". Da jedoch jene Schrift aus dem Gedankenaustausch von Moritz und Goethe hervorgegangen ist, dürfen wir ihn schon für Goethe in Anspruch nehmen. Der Kern ist der, daß ein Kunstwerk ein für sich bestehendes Ganzes ist und seine Beziehung in sich hat. Später hat Goethe im Anschluß an Kant den Gedanken klarer ausgesprochen, indem er das Kunstwerk einem Organismus verglich, in dem sich alle Teile zu einem einheitlichen lebendigen Ganzen zusammenschließen. Ein andrer Aufsatz „Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt" zeigt, wie abhold Goethe einem gewöhnlichen Naturalismus ist; Goethe rühmt jenen römischen Brauch, weil dadurch der Gedanke an Kunst immer lebendig bleibe und nur eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht werde. Dieser Gedanke der selbstbewußten Illusion bleibt im Gegensatz zur platten Forderung wirklicher Täuschung ein Kerngedanke der klassischen und romantischen Ästhetik.

Die meisten der Anschauungen, die Goethe aus Italien heimbrachte, hat er später begrifflich klarer ausgesprochen, seit Kant und Schiller ihm das dazu erforderliche philosophische Rüstzeug in die Hand gegeben hatten. Die Anschauungen selbst aber sind doch durch die Eindrücke der Reise gewonnen worden: die Erkenntnis der eigentümlichen Naturwahrheit der griechischen Kunst, ihrer schönen Bildlichkeit und Gegenständlichkeit; und die Begriffe des Stils, des künstlerischen Organismus, der selbstbewußten Illusion sind dort gefunden worden. Endlich hat Goethe selbst den Gewinn an Einsicht in das Wesen der Kunst als einen Gewinn für sein eigenes Dichten betrachtet: „Ich halte mich immer ernsthafter an die Kunst, mit der ich zeitlebens nur gespielt habe, und fühle erst, was Gelegenheit und Unterricht einem eingeborenen Talente, einer dringenden Neigung aufhelfen." (An Knebel, 21. Dezember 1787.) Dasselbe besagen berühmte Verse aus „Künstlers Apotheose", die in Italien als Gegenstück zu „Künstlers Erdewallen" entstand:

„Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen:
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen."

Das ist die entschiedenste Absage an die Genielehre der Stürmer und Dränger.

Das geläuterte Stilgefühl Goethes kam nun der Umarbeitung älterer Werke zugute, vor allem der „Iphigenie", zu deren Umarbeitung schon das Beispiel des „Nathan" auffordern mußte. Wieland hatte zuerst die „schlotternde Prosa" getadelt; beim Lesen der Elektra des Sophokles in Karlsbad (Aug. 1786) erschienen die kurzen Zeilen — Goethe hatte die Prosa rein äußerlich in Verse abgeteilt — „höckrig, übelklingend und unlesbar" (an Herder, Ende August 1786). Doch erst in Italien gelang die Umarbeitung: „nachdem mir das lang mutwillig verschlossene Ohr endlich aufgegangen, so verjagt nun eine harmonische Stelle die nächste unharmonische und so wird hoffentlich das ganze Stück rein" (an Herder, 18. September 1786). In Rom bei der Vollendung hat dann Moritzens Prosodie die wertvollsten Dienste geleistet (Italien. Reise, 10. Januar 1787). Wer jetzt die beiden Fassungen der Iphigenie vergleicht, hat die Empfindung, als ob sie nun erst zur wahrhaft klassischen Dichtung geworden ist. Die harmonisch abgeklärte Stimmung fordert geradezu den idealisierenden Vers, der uns mit einem Schlage aus der Wirklichkeit in eine ideale Welt versetzt.

Merkwürdig ist es, daß Goethe jetzt auch den Dialog seiner älteren Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella" im Stil Iphigeniens für die Göschensche Ausgabe umarbeitete, obwohl die gemessene Sprache und der edle Wohlklang der Verse sich wenig zu den leichten Dichtungen schicken. Wohl wurde auch der Inhalt verändert, das Sturm- und Drangmäßige möglichst beseitigt; etwas Einheitliches ist daraus nicht geworden. Die Freude an der äußeren Formschönheit hat Goethe hier zu einer wenig angemessenen Stilisierung verleitet — wohl das erste Beispiel einer Überschätzung der äußeren Form auf Kosten der inneren Einheitlichkeit, der wir auch später noch begegnen.

Eine Umarbeitung des „Egmont" in gleichem Sinn wäre kaum ausführbar gewesen. Wenn auch der Schluß mit seiner rhyth-

mischen Prosa und der Vision Egmonts durch die Versprache gewonnen hätte, die farbenprächtigen realistischen Szenen des Anfangs mit ihrer charakteristisch abgestuften Sprache hätten durch den ausgleichenden Vers nur eine Einbuße erlitten. So hat Goethe hier mit gutem Grunde auf den Vers verzichtet. Dagegen forderte der „Tasso" den hohen Stil ebenso wie die „Iphigenie". Der Glanz und die Schönheit der Form, die Wärme und Tiefe der Empfindung, die Kunst der Seelenschilderung machen das Drama zu einem unvergänglichen Meisterwerk. Und dennoch gelang es Goethe nicht völlig, den Widerspruch zu beseitigen, der sich aus seiner veränderten Stellung zum Stoff ergab (an Karl August, 28. März 1788). Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß Goethe, als er das Drama in Angriff nahm, sich mit seinem Helden vielfach verwandt fühlte, der unter den Anfeindungen neidischer Höflinge zu leiden hat. In der Dichtung, wie sie uns vorliegt, kann keine Rede mehr davon sein, daß Tasso ein Abbild Goethes ist. Die besonders in den letzten Akten hervortretende krankhafte Reizbarkeit Tassos, die Nachgiebigkeit gegen sich selbst, das Mißtrauen, das sich bis zum Verfolgungswahn steigert, die Unfähigkeit der Selbstbeherrschung, kurz „die Disproportion des Talents mit dem Leben" entfernt ihn weit von Goethe, der das Leben mit fester Hand zu meistern wußte. Die Verletzung der Sitte, die Tasso zum Verhängnis wird, ist nur eine Folge des Mangels an Selbstzucht, die ihn so oder so am Leben zerschellen lassen mußte. War Tasso allmählich in Goethes Augen gesunken, so erscheint Antonio, der sich anfangs von kleinlicher Mißgunst erfüllt zeigt, mehr und mehr als der überlegene, weltkluge Mann, der in allen Lagen dem Leben gewachsen ist. Fast scheint es, als fühlte sich Goethe ihm näher verwandt als Tasso, der nur im Reich der Träume zu Hause ist und sich nicht in die Welt zu schicken weiß, stünde Goethe nicht als Dichter über den Gestalten seiner Dichtung. Mit der reinen Liebe des Künstlers, nicht mit persönlich-leidenschaftlicher Anteilnahme schafft der italienische Goethe. Das Bild der Renaissance, das Goethe entwirft, ist gesättigt mit echten, den Quellen entnommenen Zügen und doch leicht in der Richtung der Iphigenie stilisiert: es fehlt an der heißblütigen Leidenschaft, die so rasch zu Dolch und Gift greift, an der ungezügelten Wildheit, die für jene Zeit nicht minder charakteristisch ist als die Freude an allem Schönen.

Wer von der „Iphigenie“ und dem „Tasso“ zurückblickt auf die Werke des Sturmes und Dranges, überschaut mit einem Blick die künstlerische Entwicklung Goethes. Ohne seine Eigenart aufzugeben, ist er zur Vollendung fortgeschritten, indem er sich an hohen Mustern gebildet hat — gleich fern von äußerlicher Nachahmung wie von genialer Laune. Dasselbe gilt von seiner menschlichen Entwicklung. Die Mächte der Überlieferung in Wissenschaft, Pflicht und Sitte, die der Sturm und Drang gering geschätzt hatte, hat er höher würdigen gelernt, aber nicht, um sich einer Autorität zu beugen, sondern um in der Auseinandersetzung mit ihnen seine Einsicht zu klären und Kern und Schlacken der eigenen Persönlichkeit zu scheiden. Die Läuterung des Stürmers und Drängers vollzog sich also, indem er sich zu eigen machte, was vom Erbe der Aufklärung wertvoll war: das reine Streben nach Wahrheit und den Ernst der Lebensführung.

Goethe und Schiller.

Goethe hatte sich in Italien die größte Mühe gegeben, seine Dichtungen auf die Höhe vollendeter Kunst zu erheben; er hatte in „Iphigenie" und „Tasso" Werke von unvergleichlich harmonischer Schönheit geschaffen und mochte wohl freudigen Beifall dafür erwarten. Statt dessen wurden sie mit Gleichgültigkeit und Kälte aufgenommen, während gleichzeitig Heinse und Schiller die Gunst der Lesewelt genossen. Heinses formloser „Ardinghello (1787), in dem echte Kunstbegeisterung sich so seltsam mit der Verherrlichung eines trunkenen Sinnenlebens verbindet, mußte Goethe ebensosehr abstoßen, wie Schillers genialer Erstling (1781) mit seinem überschäumenden Kraftgefühl. Der Sturm und Drang, von dem sich Goethe innerlich längst losgesagt hatte, schien zu neuem Leben zu erstehen; wo sollte da das Verständnis für die „edle Einfalt und stille Größe" des hohen Stiles herkommen?

Den Beifall der Menge hätte Goethe entbehren können, wenn er in den Freunden die Welt wiedergefunden hätte, die ihn einst beglückt hatte. Auch da aber wurde manches anders. Zuerst kam es zwischen ihm und Frau von Stein zum Bruch: Goethes heimliche Abreise nach Italien, das lange Ausbleiben von Briefen hatte sie tief verstimmt; die Erkenntnis, daß Goethe jedenfalls nicht mehr ganz ihr angehörte, ließ ihr Gefühl erkalten; den letzten Anstoß zum Bruch gab jedoch Goethes Verbindung mit der jungen und hübschen Christiane Vulpius (1764—1816), die er in antikrömischer Unbefangenheit zu seiner Geliebten und Hausgenossin gemacht hatte. Es ist begreiflich, daß dieses Verhältnis auch sonst Anstoß erregte und zu einer gewissen Vereinsamung des Dichters beitrug. Zerstörend wirkte auf manche Freundesverhältnisse auch die französische Revolution, von der Knebel, Herder, Wieland Großes erwarteten, während Goethe mit seiner tiefen Abneigung gegen alles Gewaltsame von Anfang an das Schlimmste befürchtete. Der Umsturz alles Vorhandenen schreckte ihn, da sich nicht die mindeste Ahnung zeigte, was denn Besseres, ja

nur anderes daraus erfolgen sollte. Auf den Verdruß darüber, daß die Revolution nach Deutschland herüberzuwirken drohte, führt Goethe selbst einige Werke zurück, die damals entstanden: den „Bürgergeneral", die „Aufgeregten", die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten"; aber auch der „Großkophta", „Reineke Fuchs", das „Mädchen von Oberkirch", ja endlich „Hermann und Dorothea" und die „Natürliche Tochter" gehören in diesen Zusammenhang.

Schwindeleien Cagliostros und der sogenannte Halsbandprozeß, der in die Vorgeschichte der Revolution führt und von Goethe früh als verhängnisvoll erkannt wurde, bilden den Stoff des „Großkophta", der zuerst als komische Oper gedacht war, dann zum Lustspiel umgewandelt wurde. Der „Bürgergeneral" ist eine derbe Posse, einigen Schauspielern des Weimarer Theaters auf den Leib geschrieben; ein törichter Anhänger der Revolution wird darin dem Gelächter preisgegeben, Lehren über eine weise Regierung — im Sinne des aufgeklärten Despotismus — sind eingeflochten. Ernstere Konflikte sehen wir in den „Aufgeregten", doch werden sie im Geist des versöhnlichen Dichters durch freundliches Zureden leicht beigelegt. Alle diese Dichtungen — die anderen obengenannten werden später zu besprechen sein — stehen als Dichtungen auf ziemlich tiefer Stufe, sie sind Erzeugnisse einer mißmutigen Stimmung, die sich durch eine etwas gewaltsame Lustigkeit oder durch bittere Satire über den Ernst der Zeit hinwegzutäuschen sucht. Es sind Werke eines unpolitisch gesinnten Dichters, den die politischen Umwälzungen mit tiefem Mißbehagen erfüllen. Auch der „Reineke Fuchs", eine freie Bearbeitung des altdeutschen Gedichts nach Gottscheds Prosaübersetzung, gehört in gewissem Sinn in diese Reihe; sagt doch Goethe davon, daß er sich aus dem „gräßlichen Unheil" der Zeitereignisse zu retten suchte, indem er die ganze Welt für nichtswürdig erklärte.

Sein eigentlicher Trost und seine Lieblingsbeschäftigung in all diesen Jahren war die Naturwissenschaft, die er auch während verschiedener Reisen (1790 Venedig und Schlesien, 1792 „Kampagne in Frankreich", 1793 Belagerung von Mainz) nicht aus den Augen verlor. Zuerst ließ er 1789 den „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" erscheinen. Ein „Versuch über die Gestalt der Tiere" blieb unvollendet. Dafür wurden die optischen Studien, auf die ihn das Studium des malerischen

Kolorits und der Farbenharmonie geführt hatten, eifriger gefördert.

Im allgemeinen war Goethe in seinen Arbeiten zur Farbenlehre weniger glücklich als in denen zur Morphologie, obwohl er sie zuzeiten als sein wichtigstes Lebenswerk angesehen hat. Gerade die Gabe der Anschauung, die ihm in der Morphologie zustatten kam, war ihm hier nach Helmholtz hindernd im Wege: dadurch, daß er sich nicht von den sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen entfernen mochte, versperrte er sich den Weg zu ihrer physikalischen Erklärung. Doch ist er auch auf diesem Gebiet ein Bahnbrecher gewesen, indem er die Aufmerksamkeit auf die Physiologie des Gesichtssinnes richtete und so zum Begründer einer physiologischen Optik wurde. Der große Physiolog Johannes Müller (1801—1858) hat diese Leistung Goethes nachdrücklich gerühmt und bekannt, daß er durch sie auf die Entdeckung seines berühmten Gesetzes von den spezifischen Sinnesenergien geführt worden sei.

Im Anfang der neunziger Jahre begann Goethe zuerst Kant zu studieren; es war namentlich die Kritik der Urteilskraft, an der er Gefallen fand. Er freute sich darüber, daß er hier der ästhetischen Urteilskraft die teleologische zur Seite gestellt fand, womit Kant andeuten wolle: ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Wert eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden (Kampagne, 25. Oktober 1792). Mit Freuden fand er auch seine Abneigung gegen die Endursachen gerechtfertigt, d. h. gegen jene platte Auffassung, die Schillers Xenion geißelt:

„Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum erschuf, gleich auch die Stöpsel erfand."

Außerdem entzückte ihn die Begründung des Gottesglaubens auf moralische Anschauung; er schrieb an den Rand seines Exemplars „optime" und faßte den Inhalt, Kants Gedanken leise umbiegend, in die Worte zusammen: „Gefühl der Menschenwürde objektiviert = Gott." Diese Bemerkung ist ein deutliches Zeichen dafür, daß ihm der Gottesbegriff Spinozas nicht mehr genügte. Wenn er sich später, durch Jacobis Buch „von den göttlichen Dingen" herausgefordert, wieder ganz spinozistisch äußerte (an Knebel, 8. April 1812), so muß man sich des Wortes (an Jacobi, 6. Januar 1813) erinnern, daß ihm eine Denkweise nicht genügen könne, daß er als Dichter Polytheist, als Naturforscher Pantheist

sei; „bedarf ich eines Gottes für meine sittliche Persönlichkeit ... so ist dafür auch schon gesorgt". Der Naturforscher Goethe war durch Jacobis Satz, die Natur verberge Gott, verletzt; ihm war seine Naturforschung eine Art Gottesdienst, und so verglich er sich mit dem ephesischen Goldschmiede, der sich nicht durch die neue Weisheit beirren läßt:

„Als gäb's einen Gott so im Gehirn
Da hinter des Menschen alberner Stirn,
Der sei viel herrlicher als das Wesen,
An dem wir die Breite der Gottheit lesen."

Spinozist im engen Wortsinn ist Goethe deshalb nicht geworden, was schon durch mehrere ganz in Kant wurzelnde Aufsätze des Jahres 1817 (Anschauende Urteilskraft, Bedenken und Ergebung, Bildungstrieb) erwiesen wird. Er konnte sich, wo es sich um tiefste Ideen handelte, nicht mit einer Meinung begnügen; bleibt doch jeder Versuch, sie in Worte zu fassen, nur ein Ahnen und Tasten nach unergründlichen Geheimnissen. „Vom Absoluten in theoretischem Sinne wag ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich, daß, wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird." (Maximen und Reflexionen.) Goethe war nie Anhänger eines bestimmten Philosophen, doch hat er von allen zu lernen gesucht, seine Gedanken mit ihrer Hilfe geklärt. Und da gebührt Kant eine sehr wichtige Stelle. Das Kantstudium der neunziger Jahre ging übrigens noch nicht allzutief; das Bedeutsamste daran ist vielleicht, daß es Goethe geneigter machte, auf Schillers Gedankenwelt einzugehen.

Wie Goethe in den ersten zehn Jahren in Weimar durch strenge Selbsterziehung seine Persönlichkeit zu vollenden strebte, so hatte auch Schiller (1759—1805) besonders nach dem Abschluß des „Don Carlos" die Notwendigkeit der Selbstbildung als dringlichste Aufgabe empfunden. Was für Goethe das Studium der Naturwissenschaften, wurde für ihn das Studium der Geschichte und Philosophie, und es ist bekannt, mit welch eisernem Fleiß er sich nach anfänglichem Widerstreben in die Werke Kants vertiefte. Es war besonders die Reinheit und Strenge des Kantschen Moralbegriffs, die Schiller nach der ganzen Art seines Wesens mit größter Bewunderung erfüllen mußte: unbedingt verbindlich sollte das Sittengesetz sein, nur diejenige Handlung als sittlich gelten, die allein durch das Bewußtsein der Pflicht

bestimmt war. Einen solchen sittlichen Ernst hatte Schiller, in dem eine starke Sinnlichkeit lebte, immer, oft unter schweren Kämpfen, zu bewähren gesucht; diese Philosophie entsprach ganz seiner willensstarken Persönlichkeit. Aber auch jene andere Gedankenreihe war ihm nicht fremd, die, von Shaftesbury ausgehend, sich auch in Deutschland Geltung verschafft hatte, jene Gedankenreihe, die sich gegen die asketische Moral der Zeit auflehnte und die griechische Kalokagathie zu erneuern suchte: nicht Unterdrückung natürlicher Neigungen, sondern Harmonie zwischen selbstsüchtigen und selbstlosen Neigungen sei zu fordern.

War zwischen diesen Idealen überhaupt ein Ausgleich möglich? Diese Frage mußte sich Schiller ernstlich aufdrängen, sie bildet eigentlich den Kern seiner philosophischen Schriften. Selbstverständlich ist es für ihn, daß im Fall eines Konflikts von Pflicht und Neigung die Neigung der Pflicht unterzuordnen ist; doch hat auch eine solche Unterdrückung der Sinnlichkeit etwas Beleidigendes; am höchsten steht der Mensch, der sein Begehren so hoch emporgeläutert hat, daß es gar nicht in Konflikt mit der Pflicht gerät. Die Übereinstimmung von Pflicht und Neigung ist „das Siegel der vollendeten Menschheit", es ist „dasjenige, was man unter einer schönen Seele versteht" („Über Anmut und Würde"). Es ist vielfach die Meinung ausgesprochen worden, daß Schiller sich mit diesem Ideal grundsätzlich von Kants Rigorismus entfernt habe. Diese Auffassung ist unbedingt zurückzuweisen; so streng wie nur irgend Kant hält er an der unbedingten Verbindlichkeit des Sittengesetzes fest. Da die „schöne Seele" lediglich eine „Idee", eine Aufgabe ist, die nie ganz verwirklicht werden kann, werden immer Fälle eintreten, wo Pflicht und Neigung einander widersprechen; da muß auch nach Schiller die Neigung unterdrückt werden. Auch gibt es kein moralisches, wohl aber, wie Schiller in den ästhetischen Briefen sagt, ein ästhetisches Übertreffen der Pflicht. Mit anderen Worten: dem moralischen Urteil genügt die pflichtmäßige Handlung; wo wir darüber hinaus jene selbstverständliche Leichtigkeit der Pflichterfüllung wahrnehmen, die der schönen Seele eigen ist, empfinden wir das als Geschenk, als etwas Unerwartetes, nicht Gefordertes, das uns eben deshalb doppelt entzückt und beglückt — als ein ästhetisches Übertreffen der Pflicht. Wie sehr sich Schiller grundsätzlich mit Kant einverstanden weiß, zeigt auch der nachdrücklich betonte Begriff der sittlichen Autonomie: der Mensch

selbst ist es, der sich das Gesetz gibt. Bei der imperativen Form, die Kant dem Gesetz gegeben hat, könnte es scheinen, als sei es etwas dem Menschen von außen Aufgezwungenes, während sich doch in der Erfüllung des Gesetzes das tiefste Wesen des Menschen vollendet. Was Schiller von Kant scheidet, ist lediglich das, daß es diesem nur um die Reinhaltung der Grundsätze zu tun ist, während Schiller fragt, wie sie in dem Menschen wirklich werden, wie sich der ideale und der natürliche Mensch zu einander verhalten. Durch den engen Anschluß an Kant hat Schiller das Humanitätsideal — denn das ist die schöne Seele — vor der Gefahr bewahrt, der Shaftesburys Bestrebungen vielfach erlegen waren. Für Shaftesbury war Tugend die wahre Glückseligkeit — eine Lehre, die allzu leicht dazu führen kann und auch dazu geführt hat, daß man die Tugend um der Glückseligkeit willen empfahl und erstrebte und so den Begriff von vornherein verfälschte. Vor einem solchen Eudämonismus war der Schüler Kants bewahrt.

Goethe, der sich nach einer offenbar flüchtigen Lektüre von dem Aufsatze über „Anmut und Würde" mehr abgestoßen als angezogen fühlte, war von Schillers „Briefen über die ästhetische Erziehung", die doch in allem Wesentlichen mit der älteren Abhandlung übereinstimmen, entzückt: „Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?" (an Schiller, 26. Oktober 1794). Und Schiller hatte schon früher — wohl in demselben Sinn — nach der ersten genaueren persönlichen Bekanntschaft mit Goethe geäußert, die Anschauung des Goethischen Geistes habe ihm ein unerwartetes Licht aufgesteckt, während ihm bis dahin das Objekt zu mehreren spekulativischen Ideen gefehlt habe (an Goethe, 23. August 1794). Hier zeigt sich in der Tat mit vollkommenster Deutlichkeit, wie nah beide Männer einander innerlich gekommen waren: was Goethe lebt oder zu leben wünscht, wird von Schiller als höchstes Bildungsideal erfaßt und philosophisch begründet.

Was Goethe an Schillers Schrift anzog, war gewiß ganz besonders der Gedanke, daß dem Menschen nicht von außen ein

Gesetz aufgezwängt werden soll, sondern daß sich in der Erfüllung des Gesetzes das innerste Wesen des Menschen vollendet. Jene Harmonie der schönen Seele zu erringen, das war auch sein höchstes Bemühen. Weniger erwartet man zunächst, daß er auch der Strenge, dem Rigorismus der Kantischen Ethik gerecht wird, und doch hat er auch diesen gebilligt (an Schiller, 28. Februar 1798), am entschiedensten allerdings erst in späteren Jahren in einem Gespräch mit dem Kanzler von Müller (am 29. April 1818); da sagt er: „Die Moral war gegen Ende des letzten Jahrhunderts schlaff und knechtisch geworden, als man sie dem schwankenden Kalkül einer bloßen Glückseligkeitstheorie unterwerfen wollte. Kant faßte sie zuerst in ihrer übersinnlichen Bedeutung auf, und wie überstreng er sie auch in seinem kategorischen Imperativ ausprägen wollte, so hat er doch das unsterbliche Verdienst, uns von jener Weichlichkeit, in die wir versunken waren, zurückgebracht zu haben."

Was Schiller in abstrakt-philosophischer Sprache möglichst klar und bestimmt darzustellen suchte, das behandelte Goethe nach seiner Weise in einer Dichtung: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" wurde in einen Bildungsroman, in „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (1795/96), umgewandelt. Ausdrücklich hat Goethe es ausgesprochen, daß Schillers Einfluß dieser Umgestaltung, besonders den letzten Büchern, zugute gekommen ist; „hundertmal wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen [das achte Buch ist gemeint] und beurteilte sie im stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten" (an Schiller, 7. Juli 1796). Seine eigene Ansicht über die Lebensaufgabe des Menschen läßt Goethe durch den Oheim aussprechen, in dem Schiller sogleich das Abbild des Freundes erkannte: „Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns auf eine oder die andere Weise dargestellt haben." (Sechstes Buch.) Das Gesetz, das Schiller freilich mehr als all-

gemein-menschliche, Goethe als persönliche Aufgabe des einzelnen erfaßt, ist nichts Fremdes, in ihm vollendet sich die menschliche Natur. Eine solche hohe Aufgabe schwebt auch Wilhelm Meister vor: „Mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht" erklärt er im dritten Kapitel des fünften Buchs. Eine glückliche Empfänglichkeit und Bildsamkeit läßt ihn aus allem Gewinn ziehen, ein reiner Sinn bewahrt ihn vor allem Niedrigen. Nur an einem fehlt es ihm, an Entschiedenheit und Folge. Entschiedenheit und Folge zeichnen aber jene schöne Seele aus, deren Bekenntnisse vollständig mitgeteilt werden; sie wird in gewissem Sinne ein Vorbild für Meister; doch hat sie ihre schöne Übereinstimmung mit sich selbst nur durch eine Art Askese, durch einen „Verzicht auf das Leben" erreicht; wir vermissen an ihr eine fruchtbringende Tätigkeit nach außen, wir vermissen weiter — Goethe läßt es durch den Oheim aussprechen — eine Kultur der Sinne. Nach ihr lernen wir in Therese eine klar-verständige, praktisch-tätige Natur, in Natalie endlich einen Charakter kennen, der mit der sittlichen Bildung der Stiftsdame und dem schönsten seelischen Gleichgewicht die liebevoll-hilfreiche Tätigkeitsfreude Theresens verbindet. Die Stiftsdame ist nach Schiller eine heilige, Therese eine wahre und menschliche Natur, Natalie ist heilig und menschlich zugleich, eine rein ästhetische Natur; auf Schillers Vorschlag hat Goethe zuletzt ihr den Ehrennamen der wahrhaft schönen Seele erteilen lassen. Es ist übrigens wohl zu beachten, daß neben dem humanistischen Ideal der Persönlichkeitsbildung in den „Lehrjahren" auch, wenn auch nicht so entschieden, die Notwendigkeit betont wird, daß der einzelne lernt, „um andrer willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Tätigkeit zu vergessen". Es ist Jarno, der das ausspricht; in Lothario zeigt sich dann das Muster einer praktischen, aber von idealem Sinn getragenen Tätigkeit; auf Pflichten gegen den Staat, gegen die sozial Schwächeren wird hingewiesen. In diesem Kreise vollendet sich Wilhelms Bildung, „er tritt" — mit Schiller zu reden — „von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes tätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen" (an Goethe, 8. Juli 1796). Schiller hatte nicht Unrecht, wenn er meinte, Goethe hätte noch etwas deutlicher aussprechen können, wodurch sich die Lehrjahre vollenden; Goethe verschmähte es, was man bedauern mag, zumal den

letzten Kapiteln mit ihrer fast schematischen Gegenüberstellung der Charaktere die Lebensfülle der ersten Bücher fehlt. Da nun einmal dem Sinne zuliebe und infolge einer gewissen Ermüdung die dichterische Gestaltung etwas vernachlässigt war, sähe man wenigstens gern den Gedankengehalt schärfer herausgearbeitet.

Hat Schiller in seinen Auseinandersetzungen über Ethik Goethe nicht viel Neues gegeben, sondern nur das auf Begriffe gebracht, was in Goethe selbst lebendig war, so hat er durch seine erkenntnistheoretischen und ästhetischen Anschauungen ihn wesentlich gefördert. In dem erst 1817 niedergeschriebenen Bericht über seine erste Begegnung mit Schiller mag Goethe vielleicht die tatsächlichen Vorgänge nicht genau festgehalten haben, das „eigentlich Grundwahre" hat er unübertrefflich dargestellt. Er erzählt da, wie er nach einem naturwissenschaftlichen Vortrag ein Gespräch mit Schiller anknüpft, ihn in seine Wohnung begleitet und, um seine Art der Naturbetrachtung zu kennzeichnen, die Metamorphose der Pflanzen vorträgt und die Urpflanze hinzeichnet. Darauf entgegenet Schiller als gebildeter Kantianer: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Damit ist in der Tat genau das bezeichnet, was Goethe von Schiller gelernt hat, nämlich den Anteil des denkenden Geistes an der vermeintlichen Erfahrung erkennen. Goethe meinte in der Tat jene Gesetze, die er in der Natur suchte, mit Augen zu sehen, sie gewissermaßen von den Erscheinungen nur abzulesen, während sie doch in der Tat ein Ergebnis des erkennenden Geistes sind, seiner Art, die Einzelbeobachtungen zusammenzufassen. Goethe ist erst durch Schiller auf diesen Anteil des erkennenden Geistes an aller Erfahrung aufmerksam geworden. Dieser Gewinn wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß Goethe hier, wie fast überall, sich das Abstrakt-Philosophische ins Konkret-Anschauliche übersetzte und dabei die Gedanken leise veränderte.

Vor allem kam der Gewinn der Kunstbetrachtung Goethes zugute. Der Aufsatz „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil" schien ein möglichstes Ausschalten der Persönlichkeit zu fordern und sah in einem ernsten und tiefen Studium der Natur die Gewähr für eine vollendete Künstlerschaft. Damit wurde aber die Kunst zu nah an die Naturwissenschaft herangerückt. Im Bestreben, die Wichtigkeit des Typischen zu betonen, wurde der Selbständigkeit des schaffenden Künstlers nicht gebührend Rech-

nung getragen. Das wird nun anders. Daß der Künstler sein Werk erschafft, ist für Goethe nun selbstverständlich: „Indem der Künstler irgendeinen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblick erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt oder vielmehr erst den höheren Wert hineinlegt." (Einleitung in die Propyläen, 1798; vgl. den Spruch „Erst hört man von Natur".) Der Künstler muß sowohl in die Tiefe des Gegenstandes wie in die Tiefe seines Gemüts dringen, um „wetteifernd mit der Natur etwas geistig Organisches hervorzubringen und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint" (ebenda). Jetzt erst ist das Wesen der Kunstgesetzlichkeit klar von der Naturgesetzlichkeit unterschieden. Die Darstellung des Typischen allein ergibt noch kein Kunstwerk, sondern erst der Gehalt, d. h. das, was der Künstler von Eigenem hinzutut; indem er uns nötigt, die Welt mit seinen Augen zu sehen, erhebt er uns zu seiner Höhe, läßt er uns an seinem Erleben teilnehmen und gewährt uns eben damit den eigentlich künstlerischen Genuß; „wir sind genötigt, uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm, erhöht und verbessert, wiederzuerhalten" (ebenda).

Durch diese stärkere Betonung der Künstlerpersönlichkeit werden aber jene älteren Ausführungen über Manier und Stil keineswegs aufgehoben, sie werden vielmehr jetzt erst genauer bestimmt. „Der Stil erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist, deswegen nähern sich alle großen Künstler einander in ihren besten Werken ... Die Manier hingegen individualisiert, wenn man so sagen darf, noch das Individuum ... Der Mensch verlange nicht, Gott gleich zu sein, aber er strebe sich als Mensch zu vollenden. Der Künstler strebe nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen." (Zu Diderots Versuch über die Malerei, Abschnitt: Von der Harmonie der Farben.) Jetzt erst wird der Gegensatz ganz deutlich: nicht ein Auslöschen, sondern ein Emporläutern des Individuellen im Künstler ist es, was ihn von der Manier zum Stil erhebt. Nicht nur das, „was in ihm liegt", sondern auch das, „was seiner Natur entgegengesetzt ist", soll der Künstler entwickeln „und jeder wird seine eigene Natur nur desto mehr ausbilden, je mehr er sich von ihr zu entfernen scheint. Jede

Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchstmögliche Grad derselben die ganze Menschheit" (Einleitung in die Propyläen).

Was Goethe hier fordert, hat Schiller bereits in seiner Rezension von Bürgers Gedichten ausgesprochen: alles, was der Dichter uns geben könne, sei seine Individualität; sie zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, sei sein erstes und wichtigstes Geschäft. In den „Briefen über ästhetische Erziehung" hat Schiller diese Gedanken näher entwickelt; hier gilt das Schöne als Symbol der ausgeführten Bestimmung des Menschen, weil im Genuß des Schönen jene Totalität, jenes Gleichgewicht zwischen Formtrieb und Stofftrieb, zwischen Selbsttätigkeit und Empfänglichkeit hergestellt wird, das die eigentliche Aufgabe des Menschen ist. Ohne Schillers abstrakte Ausdrucksweise sagt Goethe doch dasselbe, wenn er Überwindung der Einseitigkeit, der ängstlichen Naturnachahmung wie der willkürlichen Manier vom Künstler fordert, wenn er in der Erhebung des Beschauers zur Höhe des schaffenden Künstlers die Wirkung des Kunstwerks sieht.

Hat das Kunstwerk diese hohe Bedeutung, daß wir in seinem Genuß unsere vollendete Menschheit ahnend vorausempfinden, so bedarf sie keiner Rechtfertigung mehr durch den Nachweis einer angeblich sittlichen Wirkung. Mit derselben Entschiedenheit wie Schiller hat Goethe „die alte halbwahre Philisterleier" bekämpft, „daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste", sagt er, „haben sie immer getan und müssen es tun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen; täten sie aber das zweite, so wären sie verloren und es wäre besser, daß man ihnen einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins Nützlich-Platte absterben ließe" (an H. Meyer, 20. Juni 1796).

Wie Goethe eine moralisierende Kunst bekämpft, so bekämpft er auch einen platten Naturalismus: da die „innere Wahrheit, die aus der Konsequenz eines Kunstwerks entspringt", keine bloße Nachahmung, sondern ein Neuschaffen der Natur ist, kann „Täuschung" nicht ihr Zweck sein; wer sie von dem Kunstwerk verlangt, verrät dadurch nur seinen Mangel an Bildung. Die Anmerkungen zu „Diderots Versuch über die Malerei" (1799) und der Aufsatz „über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke" (1797) erörtern diese Frage eingehend. Wenn die Bedeutung der Kant-Schillerischen Ästhetik vornehmlich in

dem Nachweis beruht, daß die Kunst ihre Daseinsberechtigung in sich selbst trägt, und nur dann ihre Kulturaufgabe erfüllen kann, wenn man ihr keine anderen Zwecke aufdrängt, dann steht Goethe durchaus auf demselben Boden. Die Autonomie der Kunst war für Goethe und Schiller eine selbstverständliche Forderung.

Eine eigentümliche Wendung nimmt Goethes Kunstlehre durch seinen Naturbegriff. „Gerade was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch (Natur von innen)." Der schaffende Künstler gehört mit zur Natur; was er schafft, ist Natur in höherem Sinn als die Nachahmung des Wirklichen. Wir erinnern uns, daß der Stürmer und Dränger in diesem Sinn die „Natur" der Shakespearischen Menschendarstellung gefeiert hatte. Jetzt kehren ganz ähnliche Wendungen wieder, und es scheint, daß Kants Lehre vom Genie Goethes Überzeugung gefestigt hat. Kant lehrte: „Genie ist die angeborne Gemütsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel gibt", womit wohl nur das Genie als nicht weiter ableitbare Naturgabe gekennzeichnet werden soll. An diesen 46. Paragraphen der Kritik der Urteilskraft erinnert Goethes Wort: Der Künstler gibt, „dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, gedachte, menschlich vollendete zurück. Soll dieses aber geschehen, so muß das Genie, der berufene Künstler, nach Gesetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur selbst vorschrieb, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichtum sind" (zu „Diderots Versuch über die Malerei"). Die Natur draußen und die Natur im Innern des Künstlers — das ist die eine große Gottnatur; Geist und Natur sind eines. Für Goethe ist der „Kern der Natur Menschen im Herzen", das Wesen des Menschen deutet ihm die Natur, er vermenschlicht sie. Es ist lehrreich zu sehen, wie Goethe selbst in dieser Zeit, da er der kritischen Philosophie besonders nahe steht, an seiner naiven Metaphysik festhält, die ihn später geneigt machen mußte, auf die Gedankengänge der romantischen Naturphilosophie einzugehen.

Durch die Unterscheidung der Natur „von innen" von der dargestellten Außenwelt weiß Goethe übrigens das Kunstwerk scharf von der bloßen Naturnachahmung zu scheiden. Zu der bloßen Nachahmung müssen die Vorzüge der Auswahl, muß das Geistreiche der Zusammenstellung kommen, um ein Kunstwerk

zustande zu bringen. Wenn ein Künstler den Adler Jupiters darstellen will, genügt es nicht, daß er den Gattungsbegriff vollkommen ausdrückt, er muß ihm das Göttliche geben, „das wir freilich nicht kennen würden, wenn es der Mensch nicht fühlte und selbst hervorbrächte" („Der Sammler und die Seinigen", 1799).

Goethe untersucht nun auch, wodurch denn jenes Übertreffen der Natur erreicht wird und zeigt das etwa sehr hübsch am Beispiel der Niobe: „Die Matrone, Mutter von vielen erwachsenen Kindern, ist mit dem ersten Reiz jugendlicher Brüste gebildet. Ja in der weisen Vereinigung dieser Widersprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten". (zu Diderot). Ferner findet Goethe in dieser Gruppe — wie im Laokoon — nicht die Schrecken des Todes, vielmehr „die höchste Subordination der tragischen Situation unter die höchsten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigtem Betragen" („Der Sammler"). So enthüllt sich's denn immer deutlicher, daß der Vorzug der griechischen Kunst nicht in der Naturwahrheit allein beruht, was Goethe in Italien besonders betont hatte, sondern in der gewiß stets von Goethe gefühlten, aber bisher nicht so klar ausgesprochenen seelischen Harmonie, die uns aus ihren Kunstwerken entgegenstrahlt. Und nun stellen sich auch jene Winckelmannischen Ausdrücke von der Einfalt und stillen Größe der Alten ein, die den von Goethe empfundenen Reiz wiedergeben. Weil jene Harmonie für Goethe der höchste Zustand der Seele ist, ist ihm die griechische Kunst die höchste. Bei den Griechen findet er mit Schiller die uns verloren gegangene Totalität; sie fühlten ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt; Gefühl und Betrachtung waren bei ihnen nicht zerstückelt, „noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen"; sie befanden sich in einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens (Winckelmann 1805, Abschnitte: Antikes, Heidnisches). Man hört deutlich, daß Goethe sich jene auch von Schiller angenommene Geschichtskonstruktion zu eigen gemacht hat, wonach die Griechen noch insofern der Natur nahe standen, als die später — durch die fortschreitende Arbeitsteilung notwendig gewordene — einseitige Ausbildung der Kräfte bei ihnen noch nicht eingetreten war.

Seine „Iphigenie" erschien dem Dichter nun als „vertenfelt human", sie war ihm zu sehr durchgeistigt, ihre Schönheit zu sehr

Seelenschönheit. In „Hermann und Dorothea" (1797) stehen wir wieder mit markigen Knochen auf der festgegründeten dauernden Erde, wir fühlen uns behaglich innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Daseinsfreude und Gesundheit atmet das Gedicht. Wir bewundern nicht bloß die Seelengröße, sondern die sinnlich-plastischen Bilder, die Anschaulichkeit der äußeren Vorgänge. Aber die dargestellte Natur ist keine rohe Natur, die Bürger und Bauern sind nicht der Wirklichkeit nachgezeichnet, ihre Empfindungs- und Gedankenwelt ist reicher und zarter, als zumeist im Leben, der Dichter hat ihnen etwas von seinem Innenleben geliehen. Andrerseits wird der Gegensatz nie so groß, daß man die Darstellung als unwahr empfände. Sie ist unwahr im Sinn des Naturalismus, wahr in jenem höheren Sinn des Dichters. Und ist diese höhere Wahrheit etwa lediglich durch das Herausarbeiten des Typischen erreicht? Es ist kein Zweifel: Goethe strebt darnach, das Ewig-Menschliche, die dauernden Verhältnisse der Familie herauszuarbeiten, oder wie er sagt, „das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden" (an H. Meyer, 5. Dezember 1796). Aber ist damit wohl der Reiz der Dichtung erschöpft? und warum entzückt uns die Darstellung des rein Menschlichen? Doch nur, weil sich darin die Persönlichkeit des Dichters ausspricht. Die festen dauernden Verhältnisse des mit der Natur verwachsenen Bauernstandes werden deshalb als wohltätig empfunden, weil sie im Gegensatz stehen zur auflösenden, zerstörenden Wirkung der Revolution. Es spricht sich darin das feste Vertrauen aus, daß die gesunde und tüchtige Volkskraft alle Stürme überdauern wird. Der Dichter hat das verlorene Gleichgewicht seiner Seele wiedergefunden, diese Freudigkeit teilt sich dem Leser mit, und sie ist es doch im tiefsten Grunde, die ihn entzückt. Also bei aller scheinbaren Unpersönlichkeit der Darstellung ist es doch auch hier nur der Gemütszustand des Dichters, der auf uns wirkt. Aber auch jene scheinbare Unpersönlichkeit erhöht den Genuß; scheinbar sehen wir nur ein Stück Leben sich vor unseren Augen abspielen, wir werden in der ruhigen Betrachtung nicht durch ein aufdringliches Erläutern und Reflektieren gestört. Wir sehen etwa jenen ideal gesinnten Revolutionär, aber wir sehen ihn mit den Augen Dorotheens, wir freuen uns mit ihr an seinem hohen Sinn, aber wir erkennen auch das Verhängnisvolle seiner Sinnesart; und wenn unmittel-

bar darauf Hermann in ernster Rede den festen Sinn rühmt und die Entschlossenheit, den Frieden zu schützen, dann scheint er uns in seiner Schlichtheit größer zu sein, als der glänzende junge Held — und der Dichter hat uns da, wo er uns haben will. Man hat an dieser Dichtung das „Erlebte" vermißt und es in Erlebnissen Lili Schönemanns, der Jugendgeliebten, zu finden gemeint (Bielschowsky); aber was Goethe nur gehört hat, hat er nicht erlebt; erlebt ist die endlich wiedergewonnene Gemütsruhe in den unruhigen Wirren der Zeit; nach anderen Erlebnissen brauchen wir nicht zu suchen. Wie in jedem echten Kunstwerk spiegelt sich jenes schöne Gleichmaß der Seele auch im Körper des Gedichts, im Stil. Die Darstellung drängt nicht ungestüm vorwärts, sie verweilt behaglich bei Nebenumständen und vermeidet es, Spannung zu erregen. Selbst die Schilderung der gewaltigen Weltereignisse bringt den Dichter nicht aus der Ruhe, eine gleichmäßige wohltuende Wärme umfängt uns. Die Stimmung, die der Dichter erzeugen will, berührt sich aufs nächste mit der homerischen, und es ist nur natürlich, daß er sich auch der homerischen Form, des ruhig und gleichmäßig hinfließenden Hexameters bedient. Mag Goethe in Einzelheiten zu deutlich homerisieren (homerische Formeln, Anruf der Muse, Anrede der sprechenden Person), im ganzen erscheint die Form dem Stoff wohl angemessen, ist eben doch alles homerisch empfunden. Der Dichter fühlt sich hingezogen zu einer Welt, die der homerischen nah verwandt ist. Die Anlehnung an das Vorbild bedeutet hier also kein Auslöschen der eigenen Persönlichkeit. Nur den einen Zweifel wird man nicht unterdrücken können, ob heute überhaupt noch das Epos lebt. Das Epos wurde von Rhapsoden vorgetragen, wir pflegen die Bücher still für uns zu lesen. Darum ist die Prosaerzählung an die Stelle des Epos getreten, das nach einem Vortragenden verlangt. Darum hat ein Epos heute immer etwas Fremdartiges.

Zu den schönsten Früchten der erneuten Anlehnung an die Antike gehören die herrlichen Elegien der Jahre 1796/97: „Alexis und Dora", „Der neue Pausias", „Euphrosyne", „Amyntas", „Hermann und Dorothea". Sie alle verbinden in unnachahmlicher Schönheit die vollste sinnliche Anschaulichkeit mit dem reichsten seelischen und geistigen Gehalt. Die antiken Distichen fließen so leicht und wohllautend dahin, die antiken Namen, die Anspielungen auf sagenhafte und mythologische

Gestalten fügen sich so zwanglos ein, daß sie kaum fremdartig anmuten. Wie unvergleichlich hat Goethe in „Alexis und Dora" jenen fruchtbaren Augenblick zu treffen gewußt, den er im Laokoonaufsatz dem bildenden Künstler empfiehlt: wie natürlich drängt sich in den Augenblick des Abschieds die Erinnerung an das genossene Glück und die aufs höchste gesteigerte eifersüchtige Sorge zusammen; doch alle leidenschaftliche Bewegung hindert nicht die anschaulich-lebensvolle Ausmalung der äußeren Vorgänge, und der ruhige Anruf der Musen mildert die pathetische Wirkung durch die Hoffnung auf Linderung der Schmerzen. Auch auf das Gedicht könnte man die Worte anwenden, die Goethes genannter Aufsatz enthält, daß es „neben allen übrigen anerkannten Verdiensten zugleich ein Muster sei von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen, teils sinnlich, teils geistig, dem Beschauer darbieten, bei dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmut und Schönheit mildern". Die lieblichsten Bilder für das Auge vereinen sich mit dem anmutigen Wechselgespräch im „neuen Pausias" zur reizendsten Wirkung, und das Idyll erscheint durch die rohe Szene in der Schenke besonders freundlich. Ergreifend klingen die Klagen um die jugendliche Euphrosyne, ergreifender das Bekenntnis des Dichters im „Amyntas", der sich „in liebender Lust willig gezwungen verzehrt". Hier ist persönlich tief Empfundenes durch das Gleichnis ganz zum Typischen erhoben, ohne im mindesten die ans Herz greifende Wahrheit einzubüßen.

Nicht in der äußeren Form, wohl aber in der Behandlung, in der innigsten Vermählung des Geistigen und Sinnlichen, in der künstlerisch vollendeten Durchbildung stellen sich einige der schönsten Balladen des Jahres 1797 den Elegien zur Seite. Lehrhafter Art sind der „Schatzgräber" und der „Zauberlehrling"; jenes erfreut durch das anmutige Bild des Knaben mit der Schale, dieses durch die meisterhafte Behandlung des Rhythmus und die grotesken Gestalten und Erfindungen; in beiden ergibt sich die Lehre ohne jede Aufdringlichkeit aus der Sache selbst. Die schönsten Gedichte sind aber doch wohl die „Braut von Korinth" und „Der Gott und die Bajadere", schon weil sie am stärksten erfüllt sind vom eigentümlichsten Geiste des Dichters. Das zerstörte Leben des für einander bestimmten Paares und die über

das Grab hinausreichende Kraft der Liebe werden zur Anklage einer sinnenfeindlichen Askese. Herrlicher noch bewährt sich die Kraft einer tiefen und starken Liebe, wenn sie in der Bajadere eine ungeahnte Reinheit und Größe der Seele hervorbrechen läßt. Es ist ein köstliches Seitenstück zur „Iphigenie"; beide Dichtungen sind von Goethes unzerstörbarem Glauben erfüllt, daß jeder Mensch die Kraft zu höchster sittlicher Vollendung in sich trägt, selbst eine Iphigenie, die durch ihr fluchbeladenes Geschlecht, eine Bajadere, die durch ihren Beruf davon ausgeschlossen zu sein scheint.

Von einer ganz anderen Seite zeigt sich der Dichter in den „Xenien" (1796), die neben scharfer Satire auch reiche Gedanken in vollendeter Prägung enthalten. Übrigens besteht die Bedeutung der „Xenien" vor allem darin, daß hier zum ersten Male die innigste geistige Gemeinschaft Goethes und Schillers auch nach außen hervortrat, und daß über ihre Stellung innerhalb der Literatur Klarheit geschaffen wurde. Unduldsame Orthodoxie, platte Nüchternheit — Nicolai erscheint als Typus des Aufklärers, der nichts lernen kann —, politischer Radikalismus, anmaßliche Kritik, dichterische Schwächlichkeit und Seichtheit werden gegeißelt. Nur für Shakespeare und Lessing werden Ehrensäulen errichtet. Zumeist gilt der Kampf den Vertretern der immer noch nicht überwundenen Aufklärung, aber auch schon die Kritik der jungen Romantiker wird namentlich durch Schiller schroff zurückgewiesen, obwohl sie im Kampf gegen die Aufklärung den Klassikern zur Seite standen.

Erwägt man, daß neben den hier besprochenen Dichtungen in den Jahren der ersten Freundschaft mit Schiller die „Lehrjahre" abgeschlossen und die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" geschrieben wurden, so bestätigt sich Goethes Wort, daß ihm diese Freundschaft einen neuen Frühling gebracht hat, „in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging". (Erste Bekanntschaft mit Schiller.)

Ende der neunziger Jahre macht sich in Goethe eine eigentümliche Wandlung seiner Empfindungsweise bemerkbar: das Sentimentalische im Sinne Schillers wird auch in ihm mächtig. Schon als er Schillers berühmte Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung erhielt, freute er sich der Rechtfertigung der neueren Dichtung, gegen die er oft ungerecht gewesen sei; er

brauche nun nicht mehr zu schelten, was ein unwiderstehlicher Trieb ihn doch unter gewissen Bedingungen hervorzubringen nötige (an Schiller, 29. November 1795). Auf der dritten Schweizer Reise regt sich dieser Trieb vernehmlicher. Am 16. August 1797 schreibt Goethe an Schiller, er finde in sich eine Art Sentimentalität den Gegenständen gegenüber. Den Grund dieser Erscheinung sucht er in den Gegenständen, die er als symbolisch anspricht, „es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Ähnliches und Fremdes in meinem Geiste aufregen und so von außen wie von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen". Schiller antwortet am 7. September, ihn befremde diese Erscheinung gar nicht, es sei ein Bedürfnis poetischer Naturen, so wenig Leeres als möglich um sich zu leiden und leere Gegenstände von ihrer symbolischen Seite zu fassen. Er erkennt in Goethes Erfahrung die sentimentalische Empfindungsweise, wie er sie beschrieben hat. Während der naive Dichter sich nach Schiller auf Wiedergabe der Wirklichkeit beschränkt, reflektiert der sentimentalische über den Eindruck, den die Gegenstände machen, er führt uns über die Wirklichkeit hinaus ins Ideenreich und ist durch reichsten Gehalt und höchsten Dichterschwung ausgezeichnet. Mit anderen Worten: ihm geht tiefe Bedeutung über die schöne Bildlichkeit und Gegenständlichkeit des naiven Dichters. Diese Wendung vom Naiven zum Sentimentalischen, vom Anschaulichen zum Symbolisch-Bedeutsamen sehen wir Ende der neunziger Jahre allmählich bei Goethe hervortreten. Es scheint, daß sie sich zuerst in einer gewissen Stockung der Produktionskraft äußert: ein Jagdgedicht, ein Tellepos werden geplant, aber nicht ausgeführt, die „Achilleis" und „Helena" bleiben in den ersten Anfängen stecken, einige Gelegenheitsdichtungen und Übersetzungen gelingen, erst im „Faust" und in der „Natürlichen Tochter" werden wieder große Werke zustande gebracht, die freilich auch Bruchstücke bleiben.

Als Goethe an der „Achilleis" arbeitete (1798/99), meinte er, daß er den Alten auch da folgen müsse, worin sie getadelt werden, daß er sich zu eigen machen müsse, auch was ihm nicht behage. Das bedeutet eine völlige Verleugnung der eigenen Dichterpersönlichkeit, die alle Schaffensfreudigkeit im Keim ersticken muß. In der Tat enthält ja nun auch die „Achilleis" mehr Un-

homerisches, als Goethe selbst wünschen mochte; zumal das starke Hervortreten der Seelenvorgänge verrät den modernen Dichter. Dennoch ist es wohl kein Zufall, daß bald eine Stockung eintritt. Goethe hat sich eine unmögliche Aufgabe gestellt. Man hat fast den Eindruck, als wolle er durch den engen Anschluß an die Antike der eigenen Sentimentalität entgegenwirken. Jedenfalls liegt die hier versuchte Nachahmung der Antike weit ab von dem Sinne, mit dem Goethe sich ihr ursprünglich genähert hatte. Wollte er sich anfangs an ihr bilden, um schaffen zu können wie die Alten, so glaubt er nun das Heil in äußerlicher Nachbildung antiker Formen zu sehen. Ähnlich sollte die für den „Faust" bestimmte, vorübergehend wohl als selbständige Tragödie gedachte „Helena" das griechische Drama zu neuem Leben erwecken.

Keiner Dichtung ist Goethes Hinneigung zu symbolischer Darstellung mehr zugute gekommen als dem Faust. Schiller war es, der 1794 den Freund ermunterte, den lange ruhenden Stoff wieder aufzunehmen. Und er tat mehr als das, er förderte die Dichtung durch seine Kritik und seine Ratschläge; er erkannte, daß Faust ins handelnde Leben eingeführt werden müsse, er sah die Schwierigkeit, einen poetischen Reif für die hoch aufquellende Masse zu finden, er betonte, daß der Stoff eine philosophische Behandlung erfordere und die Einbildungskraft sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müsse. Goethe empfand diese Forderungen zunächst sichtlich als unbequem, als etwas seiner Schaffensart Fremdes; er hat sich aber doch allmählich mit ihnen befreundet, als er erkannte, daß er hier dem Gegenstand durch symbolische Behandlung den Gehalt leihen konnte, den er im Stoff vermißte; so konnte er Schillers Forderungen gerecht werden und die Dichtung zur höchsten Höhe erheben.

Durch den Prolog im Himmel hat Goethe die beiden wichtigsten Forderungen Schillers erfüllt: er hat den einheitlichen Rahmen für den vielgestaltigen Reichtum des Inhalts gefunden und dem Stoff die schönste philosophische Vertiefung zuteil werden lassen: Mephisto führt Faust ins Leben hinein, um ihn zu verderben und zu verlocken, aber das wird ihm nicht gelingen, denn der Herr weiß, daß ein guter Mensch sich des rechten Wegs wohl bewußt bleibt. Wenn Faust ihm zunächst auch nur verworren dient, er wird ihn zur Klarheit führen. Längst hat der Dichter Fausts Geringschätzung des Wissens, das vom „Innersten" der Welt keine

Kunde gibt, Fausts Klagen über die Beschränktheit des Einzeldaseins, die einst die seinen waren, überwunden. In seinem Handexemplar von Kants Kritik der reinen Vernunft hat Goethe den Satz doppelt angestrichen: „Ins Innere der Natur dringt Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dieses mit der Zeit gehen würde." Und statt sich in unfruchtbaren Klagen über menschliche Beschränktheit aufzureiben, hat Goethe in seinem Kreise tätig zu wirken und durch Erhöhung seiner Persönlichkeit seinem Dasein Wert zu verleihen gesucht. Der Dichter steht über dem Faust seines jugendlichen Entwurfs und will ihn zu der Klarheit führen, die er errungen hat. Das Ziel wird allerdings erst im zweiten Teil erreicht, aber schon jetzt ins Auge gefaßt. Jedes Erlebnis Fausts muß ihn innerlich bereichern.

Neben dieser Einfügung der verschiedenartigen Bruchstücke in einen Rahmen, der der Dichtung so viel Einheitlichkeit verlieh, als überhaupt zu erreichen war, ist die bedeutsamste Veränderung die, daß Faust mehr und mehr zum Typus des strebenden und irrenden Menschen wird. Die Dichtung wird immer mehr symbolisch, wie das ganz besonders in der Walpurgisnacht hervortritt, die neben ihrer realen Bedeutung in der Fausthandlung das Wesen des Bösen in unverhüllter Tierheit zeigen soll. Eigenartig ist die Form der Dichtung. Bei dieser „barbarischen Komposition", wie er den Faust gern nennt, verzichtet Goethe auf die Formstrenge, die er sich sonst zum Gesetz gemacht hat: er wechselt nicht nur zwischen Vers und Prosa, zwischen Ernst und Scherz, sondern zersprengt mutwillig alle künstlerische Form, wenn er die Walpurgisnacht zum Tummelplatz literarischer Satire macht. Hier spukt noch Xenienstimmung. Daß diese in ein ernstes Drama eingehen konnte, dafür ist wohl die Romantik verantwortlich; der nächste Abschnitt wird davon zu berichten haben.

Einige kleinere Dichtungen Goethes stehen mit seiner Theaterleitung in engem Zusammenhang. Er war hier bemüht, mit bescheidenen Kräften ein gutes Zusammenspiel zu erreichen und dem Schauspieler einzuschärfen, daß er um des Publikums willen da sei: deutliches Sprechen, Rücksicht auf die Zuschauer, schöne Stellung und Gruppenbildung wurde gefordert, kurz, es wurde ein hoher Stil erstrebt und jeder Naturalismus bekämpft. Um dem Naturalismus entgegenzuwirken, bearbeitete Goethe als

ein Muster hohen Stiles Voltaires „Mahomet“ und „Tancred“, wie Schiller Shakespeares „Macbeth“ und Gozzis „Turandot“ dem Weimarer Stil anpaßte. Zur Aufführung des „Mahomet“ dichtete Schiller die bekannten Stanzen „An Goethe“, in denen er den „Franken“ zwar nicht als Muster, wohl aber als Führer zum Bessern preist:

„Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene;
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied.
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.“

Man versteht dieses Hinstreben zu einem immer strengeren Stil übrigens erst recht, wenn man bedenkt, daß die Bühne damals von Iffland (1759—1814) und Kotzebue (1761—1819) beherrscht wurde, die durch platte Natürlichkeit und wohlberechnete Rührung zu wirken suchten, der erste im Sinn einer etwas altfränkischen biederen Moral, der zweite mit einer raffinierten Mischung von Moral, „Herz“ und heimlicher Sinnlichkeit. Auch Goethe hat sich als Theaterleiter dem Wunsch des Publikums, seine Lieblinge auf der Bühne zu sehen, nicht entziehen können; um so mehr wollten er und Schiller ihre Kunst von der jener gefeierten Theatergrößen unterscheiden. Im Oktober 1800 ließ Goethe zuerst ein Lustspiel Gotters nach dem Muster des antiken Theaters in Masken aufführen, in derselben Weise gleich darauf sein Festspiel zur Jahrhundertwende „Paläophron und Neoterpe“ (1800) und später mehrere Lustspiele von Terenz. Das war in der Tat der Gipfel eines äußerlichen Stilisierens, das als gelegentlicher Versuch zulässig sein mochte, aber für die künstlerische Entwicklung verloren sein mußte. Trotz schöner Verse und anmutiger Erfindungen fehlt es „Paläophron und Neoterpe“ mit seinen allegorischen Gestalten, mit dem strengen Parallelismus, mit dem Streben nach malerischen Gruppen, mit dem feierlichen Trimeter an innerlicher Wärme. Noch weniger glücklich wirkt die Mischung allegorischer und natürlicher Gestalten in dem Festspiel „Was wir bringen“, das Goethe 1802 für die Eröffnung des Lauchstedter Theaters dichtete.

Das größte Werk des strengen Idealstils ist die „Natürliche Tochter“; es sollte eine Trilogie werden, jedoch ist nur der erste

Teil, der eigentlich nicht mehr als die Exposition enthält, ausgeführt worden. Eine hochentwickelte Vers- und Wortkunst, Freude an streng durchgeführtem Parallelismus, an sinnreichen Antithesen und anderen kunstreichen Stilformen kennzeichnen das Drama als ein Werk eines reifen Kunstgeschmacks. Die Charaktere sind sehr fein angelegt, besonders die Heldin, in der sich so eigenartig kindliche mit reifen Zügen verbinden: Freude an Glanz und Putz mit heldenhaftem Sinn, reine und edle Empfindung mit außergewöhnlicher Seelengröße. Wunderschön ist die Rolle, die ihr zugedacht war, und ganz im Goethischen Sinn: im Verborgnen soll sie als reiner Talisman für die Zukunft bewahrt werden, um im Elend zu halten, was sie im Glück versprochen:

„Denn wenn ein Wunder auf der Welt geschieht,
Geschieht's durch liebevolle treue Herzen."

Auch der früh erhobene und oft wiederholte Vorwurf der Marmorkälte ist gewiß nicht zutreffend; man lese etwa nur Eugeniens Monologe im letzten Akt, um sich davon zu überzeugen. Dagegen scheint der Schmerz des Vaters, dem es auch an ergreifenden Tönen nicht fehlt, zu wortreich zu sein; den höchsten Affekt haben Grillparzer und Kleist durch äußersten Lakonismus weit wirksamer ausgedrückt.

Goethe hat in den „Tag- und Jahresheften" erzählt, daß er in der „Natürlichen Tochter" sich ein Gefäß zubereitet habe, worin er alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution und ihre Folgen geschrieben und gedacht, „mit geziemendem Ernst" niederzulegen hoffte. Gewiß hat er kein realistisches Bild der geschichtlichen Vorgänge geben, sondern in einem symbolischen Einzelschicksal, einem „eminenten Fall" die wesentlichen typischen Züge einer solchen Umwälzung darstellen wollen. Aber ist ihm das gelungen? Wir werden die Frage kaum bejahen können. Goethe hat schon im Jahre 1797 gegen Schiller geäußert (am 9. Dezember), daß er vor dem Unternehmen einer Tragödie erschrecke und beinahe überzeugt sei, daß er sich durch den bloßen Versuch zerstören könnte. Aus diesem Grunde hat Goethe es ängstlich vermieden, uns die gewaltigen und schrecklichen Züge der Zeit zu zeigen; seine Neigung, alles Gewaltsame zu dämpfen und zu mildern, geht so weit, daß nur in ganz allgemeinen Ausdrücken von der „heftig-wilden Gärung" geredet wird. Dargestellt wird sie nicht, wir müssen sie uns denken; die

Anschaulichkeit tritt zurück, nur das Geistig-Bedeutsame bleibt. Dadurch wird aber die Wirkung wesentlich abgeschwächt. Wohl hat Goethe auch in „Hermann und Dorothea" die Revolution nicht unmittelbar gezeigt, aber die Not der Vertriebenen und die Berichte über Dorotheens ersten Bräutigam genügen, um das Furchtbare ahnen zu lassen, und geben damit dem Idyllischen den notwendigen ernsten Hintergrund. In der „Natürlichen Tochter" bleibt der Phantasie des Lesers zu viel überlassen: statt einer Darstellung müssen wir uns mit Andeutungen begnügen. Einen anderen Mangel hat Goethe selbst hervorgehoben: die große Ausführlichkeit, die dadurch hervorgerufen sei, daß er die Aufmerksamkeit immer auf den Punkt konzentriert habe, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte. So leidet die schöne Symbolik jener Szene, in der sich Eugenie ihres königlichen Schmuckes freut, unter ihrer Breite und Wortfülle, die dem Unbedeutenden oder nur symbolisch Bedeutsamen zu viel Glanz verleiht. Wie auch der Schmerz des Vaters durch das wortreiche Austönen seiner Klagen nicht verstärkt, sondern abgeschwächt wird, wurde bereits erwähnt. Diese Freude an der vollständigen künstlerischen Ausbeutung jedes einzelnen Motivs hemmt vor allem das rasche dramatische Fortschreiten, was dem Stück die Bühne verschließen muß. Die konkrete Gegenständlichkeit ist geschwunden, um einer symbolischen Bedeutsamkeit Platz zu machen. Wie zum Ersatz dafür hat Goethe — wie Schiller von seiner „Braut von Messina" sagt — die streng abgemessene Handlung mit einem lyrischen Prachtgewebe umkleidet, „in welchem sich als wie in einem weit gefalteten Purpurgewand die handelnden Personen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen". Die „Braut von Messina" ist in demselben Jahr entstanden wie die „Natürliche Tochter"; es ist auch Schillers am strengsten stilisiertes Drama; aber so stark war in ihm die dramatisch-tragische Begabung, daß auch in diesem großartig getragenen Stil die dramatische Bewegung und tragische Wucht voll zur Geltung kommt. Während Goethe in seinen späteren Dichtungen sich mehr und mehr von der Bühne entfernt, hat Schiller das deutsche Bühnendrama hohen Stiles geschaffen.

Schon früh zeigte Schiller den eigentümlichen Blick des Dramatikers, wenn er bereits in seinen Sturm- und Drangdichtungen nach einer Geschlossenheit der Form strebte, die gerade von den Stürmern und Drängern vernachlässigt wurde. Im „Carlos"

hat die lyrische Weichheit und der Glanz des Verses zu einer gewissen Breite verführt, die sich auch im „Wallenstein" wieder einstellte, aber bald überwunden wurde. Im „Wallenstein" hat er ein zugleich bühnenfähiges und künstlerisch hochstehendes Werk geschaffen, das mit der Lebensfülle des englischen Dramas die größere Geschlossenheit und Stileinheit des französischen vereinigt. Er hat dann mit Goethe im Kampf gegen den Naturalismus mehr und mehr nach künstlerischer Vollendung gestrebt, bald vom griechischen Drama, bald von der Oper gelernt, immer aber allem, was er gestaltete, den Stempel seines Geistes aufgeprägt: sein heldenhafter Sinn, seine feurige Seele lebt in allen Dichtungen und hält den Zuschauer in seinem Bann. Bemerkenswert ist, daß er schon im „Tell", mehr noch im „Demetrius" nach reicherer Lebensfülle und realistischem Detail strebt und auch dem lange in der Tragödie verpönten Komischen wieder Zutritt gewährt und so den Idealstil neu zu beleben trachtet. Goethe dagegen schuf mit Benutzung von Formelementen des antiken Dramas und der Oper dramatische Dichtungen von hoher künstlerischer Vollendung, verlor aber die Bühne mehr und mehr aus den Augen und hat damit einer Wirkung auf die Bühnendichtung entsagt.

Goethe und die Romantik.

Wie der Sturm und Drang läßt sich auch die Romantik am besten als ein Rückschlag gegen Einseitigkeiten der immer noch lebendigen Aufklärungskultur auffassen mit dem Unterschied jedoch, daß zu ihren Voraussetzungen Kant und Goethe, und zwar der Dichter der „Iphigenie" und des „Tasso", gehören. Schätzte der Sturm und Drang die Vernunfttätigkeit gering ein, so sind die Führer der Romantik Freunde der Philosophie; verherrlichte der Sturm und Drang eine oft wilde und zügellose geniale Schöpferkraft, so wissen die Romantiker so gut wie die Klassiker[1]) auch die bewußte Klarheit des Künstlers über seine Absichten und Ausdrucksmittel zu schätzen. Schulter an Schulter kämpfen Klassiker und Romantiker gegen die Nüchternheit und Plattheit der Aufklärung, gegen naturalistische und moralisierende Kunst. Für die Klassiker wie für die Romantiker ist Kants Lehre von der Selbstherrlichkeit der Kunst etwas Selbstverständliches. Bei all dem, was die jungen Romantiker auch mit Schiller verband, hat dieser früh das Trennende in den Persönlichkeiten und ihren Ansichten empfunden und die ziemlich engen Beziehungen zu den Brüdern Schlegel abgebrochen. Goethe, persönlich weniger schroff als Schiller, hat länger versucht, über das Trennende hinwegzusehen und sich des Gemeinsamen zu freuen, aber auf die Dauer konnte auch er nicht mit den Romantikern zusammengehen, obwohl sie — wenigstens anfangs — die begeistertsten Verkündiger seines Ruhmes waren. Will man den Unterschied der beiden Richtungen auf eine Formel bringen, so wird man sagen dürfen: die Romantiker begnügen sich nicht mit der Selbständigkeit der Kunst, sondern schreiten dazu fort, Wissenschaft und Leben zu „poetisieren", also künstlerische Gesichtspunkte auf Gebiete zu übertragen, in denen ihnen keine Geltung zukommt. Die klassische Philosophie Kants und Schillers dagegen ist ebenso entschieden bemüht, die Autonomie der Wissenschaft und Ethik zu wahren, wie die der Kunst. Goethe, zu allen Zeiten mehr Künstler als Philosoph, kommt in seinen

[1]) Ich verstehe hier unter Klassikern nur Goethe und Schiller.

Anschauungen der Romantik weit näher, besonders auf dem Gebiet der Naturphilosophie; die Romantik wirkt auf sein Denken und Schaffen, dann aber wendet auch er sich mit großer Entschiedenheit besonders gegen ethische und religiöse Anschauungen der Romantiker.

August Wilhelm Schlegel (1767—1845) schreibt einmal: „Die echten Physiker seh' ich im Geiste schon alle zu uns übergehen. Es ist doch wirklich etwas Ansteckendes und Epidemisches dabei; der Depoetisationsprozeß hat freilich lange genug gedauert, es ist einmal Zeit, daß Luft, Feuer, Wasser, Erde wieder poetisiert werden. Goethe hat lange friedlich am Horizonte gewetterleuchtet: nun bricht das poetische Gewitter, das sich um ihn versammelt hat, wirklich herein, und die Leute wissen in der Geschwindigkeit nicht, was sie für altes verrostetes Geräte als Poesieableiter auf die Häuser stellen sollen" (an Schleiermacher, 9. Juni 1800). In diesem kecken Wort des naturfremden Literaten spricht sich zweierlei mit wünschenswertester Klarheit aus, erstens das Verlangen, die Natur nicht nur als Gegenstand der Mechanik und Physik zu betrachten, sondern sie mit den Augen des Künstlers anzusehen, zweitens das Bewußtsein, daß Goethe darin der romantischen Naturphilosophie den Weg gewiesen hat. Es kann in der Tat keinem Zweifel unterliegen, daß der Mensch der Natur gegenüber noch andere als wissenschaftliche Bedürfnisse hat; und ebensowenig kann es zweifelhaft sein, daß Goethe als echter Dichter sich die Natur als etwas Lebendiges, Durchgeistigtes gedeutet hat und einer solchen Vermenschlichung die schönsten künstlerischen Wirkungen dankt. Bedenklich bleibt jedoch, daß nun die wissenschaftliche Naturbetrachtung im engeren Sinn geradezu durch ein kühnes „Poetisieren" abgelöst werden sollte. Der Poet schaut das eigentliche Wesen der Dinge, die Arbeit der Wissenschaft erscheint dem Romantiker daneben entbehrlich und minderwertig. Goethe besaß zu viel Achtung vor der Wissenschaft, daher hätte er sich eine solche Denkweise nie zu eigen machen können. Andrerseits war seine Gesamtanschauung von der Natur doch — ihm selbst kaum bewußt — so stark dichterisch, daß er eine ganze Strecke Weges mit der Naturphilosophie Schellings zusammengehen konnte. Auch Schelling (1775—1854) hat die Natur als Künstler gesehen, die künstlerische Anschauungsweise in die Wissenschaft hineingetragen. Die Natur ist bei ihm der werdende Geist; Geist

und Natur sind im letzten Grunde dasselbe, der Geist ist das höchste Erzeugnis der Natur. Das Universum ist als durchgeistigte Natur ein Organismus, wie das Kunstwerk ein Organismus ist, das Universum ist das vollkommenste Kunstwerk. Im künstlerischen Genie offenbart sich dieselbe schaffende Naturkraft wie in der Außenwelt. Es ist durchaus begreiflich, daß Goethe, wie er an Schelling schrieb (27. September 1800), einen entschiedenen Zug zu dieser Lehre verspürte. Keinem der Romantiker hat Goethe persönlich so nahe gestanden wie Schelling, keinem so wie ihm — trotz gelegentlicher Entfremdung — bis zuletzt seine Achtung bewahrt. Im Jahre 1799 hat sich Goethe mit dem Plan eines großen Naturgedichtes getragen; im Oktober 1800 kann Karoline Schlegel an Schelling schreiben: „Goethe tritt Dir nun auch das Gedicht ab, er überliefert Dir seine Natur." Eine Reihe von Gedichten, die wir in der Gruppe „Gott und Welt" lesen, ist wohl aus diesem Plan hervorgegangen. Das Gedicht „Weltseele" ist lediglich eine poetische Darstellung Schellingischer Ideen. Und noch spät im Streit zwischen Jacobi und Schelling trat Goethe mit Entschiedenheit auf die Seite des letzteren.

Und doch trennte ihn so manches von der Naturphilosophie: die Scheu vor dem Unerforschlichen, in der er durch Kant bestärkt worden war, und das Stehenbleiben bei der Anschauung. Die Gesetze, nach denen er ausspähte, sollten ihm doch nur dazu dienen, die Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen verständlich zu machen; auf sie blieb seine Aufmerksamkeit immer gerichtet. Das schied ihn von den Naturphilosophen, während die Empiriker, die Naturforscher, ihn deshalb nicht befriedigten, weil sie im einzelnen stecken blieben und sich nicht zu einer Gesamtanschauung erhoben.

Eine Schrift von C. A. Eschenmayer „Versuch, die Gesetze magnetischer Erscheinungen aus Sätzen der Naturmetaphysik, mithin a priori zu entwickeln" brachte ihm seinen Gegensatz gegen die konstruierende, nicht auf sorgsame Beobachtung gegründete Naturphilosophie deutlich zum Bewußtsein; gegenüber den „Naturphilosophen, die von oben herunter, und den Naturforschern, die von unten hinauf leiten wollen", fühlt er sich als „Naturschauer", dessen Heil in der Anschauung liege (an Schiller, 28. und 30. Juni 1798).

Es lag im Geist der Naturphilosophie, daß man besonders den Erscheinungen seine Aufmerksamkeit zuwandte, die auf eine enge

Verwandtschaft des Menschen mit der (scheinbar) leblosen Natur hindeuteten. Der sogenannte menschliche Magnetismus, das Wasser- und Metallfühlen (Wünschelrute) und ähnliche Erscheinungen, die die Aufklärung ins Reich des Aberglaubens verwiesen hatte, wurden eifrigst untersucht. Wie aufmerksam Goethe diese Dinge verfolgte, erkennen wir an seinen „Wahlverwandtschaften", in denen magnetische Versuche ausführlich beschrieben werden — allerdings weniger um ihrer selbst willen, als um die Gleichartigkeit der in der leblosen Natur und im Menschen waltenden Kräfte anzudeuten. Auch für den astrologischen Wahn, den er nicht einmal Aberglauben nennen wolle, hat Goethe gelegentlich ein gutes Wort eingelegt; er meint — es handelt sich um die Verwendung der Astrologie im Wallenstein —, sie ruhe auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuren Weltganzen; die Erfahrung lehre den Einfluß der Gestirne auf die Witterung, man brauche nur weiter zu schreiten, um diese Einwirkung auf das menschliche Leben auszudehnen (an Schiller, 8. Dezember 1798). So konnte er Makarie in den „Wanderjahren" in eine wundersame Verknüpfung mit dem Sternensystem bringen. Dabei ist es jedoch wohl zu beachten, daß Goethe diese rätselhaften Erscheinungen und Beziehungen wohl in den Dichtungen verwendet, nicht aber in seinen naturwissenschaftlichen Schriften. Als der Magnetismus Mode geworden war, erklärte Goethe, „er hasse dieses Treiben, weil die Menschen es zu weit führen und doch sicherlich nie dahinter kommen, darum bekümmere er sich auch gar nicht darum und wolle nichts davon wissen. Er ehre und erkenne die Erfahrung an, damit sei es aber auch abgetan" (mit Boisserée, 2. August 1815). Und noch 1830 sagte Goethe, als von der Seherin von Prevorst, der durch Justinus Kerner berühmt gewordenen Somnambule, die Rede war, er habe sich von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet. „Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen" (mit F. v. Müller, 10. Februar 1830).

Wie die Lebensanschauungen der Romantiker sich mit denen Goethes berühren und sich doch wieder davon entfernen, läßt sich gut an ihrem Verhalten gegenüber dem Wilhelm Meister

erkennen. Friedrich Schlegel (1772—1829) nannte ihn ein schlechthin neues und einziges Buch, das man nur auf die höchsten Begriffe beziehen dürfe; für Novalis (1772—1801) ist der Meister der Roman schlechtweg, der Dichter der „wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden"; er bewunderte Goethes Kunst, „das gewöhnliche Leben zu poetisieren". Nicht lange nachher (1800) sagt derselbe Novalis, das Romantische gehe im „Meister" zugrunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare; es sei eine poetisierte bürgerliche Geschichte, das Wunderbare darin werde ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt; mit der größten Kunst werde die Poesie durch sich selbst vernichtet, bis endlich am Schluß das Evangelium der Ökonomie nicht länger zurückgehalten werde und die ökonomische Natur als die wahre allein zurückbleibe. Was die Romantiker am „Wilhelm Meister" fesselt, ist die Neigung, das Leben zu „poetisieren". Das lehren ihre Urteile ebensowohl wie ihre zahlreichen Romane, die sich stark an den „Wilhelm Meister" anlehnen. Das freie berufslose und zwecklose Umherschweifen Wilhelms, die Ablehnung alles Moralisierens, die Forderung einer harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit, das Hereinragen einer fremdartigen Welt — man denke an Mignon und den Harfner — in die Welt des Alltags, die Erhöhung der Stimmungswirkungen durch die eingeflochtenen Lieder — all das entzückte das junge Geschlecht. Die Forderung der Entschiedenheit und Folge dagegen, der freiwilligen Selbstbegrenzung, der Einordnung in eine Gemeinschaft — kurz die Gedanken, die vorwiegend die letzten Bücher beherrschen, waren nicht nach dem Sinn der Romantiker. Das, was das Aufklärungszeitalter so hoch schätzte, Pflichterfüllung im Beruf, das war den Romantikern verhaßt; denn das ist einseitig, beschränkt, borniert. Der Romantiker aber will sich nicht beschränken, Vielseitigkeit ist ihm das Zeichen eines wahrhaft freien und gebildeten Geistes, Widersprüche scheut er nicht, vielmehr sind sie ein Kennzeichen aufrichtiger Wahrheitsliebe und Vielseitigkeit. Tieck (1773—1853) meint, der vernünftige Mensch richte sich schon so ein, daß er gar keinen Zweck habe, und Friedrich Schlegel sagt in der „Lucinde" (1799): „Sein Geist strebte gar nicht, die Zügel der Selbstherrschaft festzuhalten, sondern er warf sie freiwillig weg, um sich mit Lust und Übermut in das Chaos von innerem Leben zu stürzen." Die inneren Erlebnisse sind dem Romantiker das Wertvollste, er begehrt nicht dauernde

Werke zu hinterlassen, sondern sein Innenleben zu bereichern. Das Leben ist ihm nicht ein Schauplatz für seine Taten, er greift nicht handelnd und wirkend ins Leben ein, das Leben ist ihm ein Schauspiel, er selbst der Zuschauer. Dabei geht ihm nun gerade das verloren, was er sucht und aufs höchste schätzt, das eigene Ich, entwickelt sich dieses eben doch nur im Handeln, in Gegenwirkungen gegen alles, was von außen auf den Menschen eindringt. Wer sich von den Dingen treiben läßt, ist in jedem Augenblick ein anderer, nur wer sich im Kampf behauptet, ist wirklich ein Ich. Goethe sagt: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun und du weißt gleich, was an dir ist." (Maximen und Reflexionen.) Dieser Spruch kennzeichnet ebenso deutlich den Unterschied der Wesensart Goethes und der Romantiker wie die oben dargestellte Art seiner Selbsterziehung, die man bei den Romantikern vergeblich sucht.

Das Streben, sich von allen Fesseln zu lösen, ist natürlich eine Auflehnung gegen eine allzu engherzige herkömmliche Moral, die denn auch besonders in Friedrich Schlegels „Fragmenten" (1798) oft scharf und witzig angegriffen wird. So gilt sein Kampf etwa einer allzu äußerlichen Auffassung der Ehe, die keinen Anstoß daran nimmt, daß Ehegatten „im Verhältnis der Wechselverachtung nebeneinander wegleben", wenn nur die Ehe rechtmäßig geschlossen ist und kein Ehebruch im gröbsten Sinne des Worts vorliegt. Solche Ehen sind für Schlegel überhaupt keine wirklichen Ehen, sondern Konkubinate, bestenfalls Annäherungen zu einer wirklichen Ehe. Er fordert deshalb, der Staat solle derartige „mißglückte Eheversuche" nicht zusammenhalten. Führte schon diese Kritik bei der Freude des Romantikers an witzigen Paradoxien zu sehr bedenklichen Äußerungen, so zeigt sich im Leben mehr und mehr eine fortschreitende Geringschätzung der Ehe, die in oft unerquicklichen Eheverhältnissen ihren Ausdruck fand. Als Karoline Schlegel, die Gattin Wilhelms, um Schelling heiraten zu können, sich in aller Freundschaft von ihrem Manne trennte, hat Goethe diese Scheidung hilfreich unterstützt trotz der strengen Auffassung der Ehe, die er zeitlebens gehabt hat. Als sich die Bande der Ehe aber mehr und mehr zu lockern schienen, schrieb er die „Wahlverwandtschaften", deren Sinn Goethe selbst mit dem Bibelwort umschrieb: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen."

In einer ganzen Reihe von Zügen verraten die „Wahlverwandtschaften" (1808/9), daß sie dem Zeitalter der Romantik angehören — in mannigfachen Berührungspunkten, mehr noch im bewußten Widerspruch zu romantischen Anschauungen. Nirgends hat Goethe so nachdrücklich die Naturbedingtheit des Menschen hervorgehoben, die Ansicht, daß — nach seinen eigenen Worten — „überall nur eine Natur ist und auch durch das Reich der heitern Vernunftfreiheit die Spuren trüber leidenschaftlicher Notwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen" (Selbstanzeige im Morgenblatt). Ein Naturzwang, eine der chemischen Wahlverwandtschaft vergleichbare geistige Verwandtschaft zieht Charlotte zum Hauptmann, Eduard zu Ottilie und zerstört die Ehe. Während das reifere Paar fähig ist, zu entsagen, überlassen sich die andern ihrer Leidenschaft, Ottilie in unschuldig-unbewußter Freude an ihrem Glück, Eduard in frevelhaftem Leichtsinn. Sowie Ottilie aber erkennt, daß sie aus ihrer Bahn geschritten ist, hat sie nur das Bedürfnis, für ihre Schuld zu büßen, sie salviert sich, wie Goethe sagt, durch den Tod ihre Freiheit. „Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph" (mit Riemer, Dezember 1809). Und da dieses Bedürfnis ohne jede äußere Einwirkung in Ottilie erwacht, vollendet sie im Tode nur ihr eigenes Gesetz; sie handelt völlig autonom. Während hier also auf der einen Seite die Naturbedingtheit des Menschen stark betont wird, wird auf der anderen seine sittliche Selbstbestimmung in einem Sinne hervorgehoben, der an Kant erinnert. Nur nimmt der Dichter das, was bei Kant lediglich ein Sollen ist, als eine real wirkende Kraft. Soweit der Mensch seinen Neigungen untertan ist, ist er ein Naturwesen; doch lebt, wie es in Abekens von Goethe gebilligter Rezension heißt, „eine Kraft in seinem Innern . . . , die über die Natur erhaben ist, die ihn zum Herrn der Welt macht". In der Betätigung dieser Kraft vollendet sich erst der Mensch. Auf diese Weise kann Goethe, so nahe er den Menschen der Natur rückt, eine strenge Ethik aufrecht erhalten. Diese Ethik, die jeder wie Ottilie als ein selbstgegebenes Gesetz neu erzeugen muß, ist ihrem Inhalte nach ein Ergebnis der Kultur und „was die Kultur der Natur abgewonnen habe," hat Goethe gesagt, „dürfe man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis aufgeben. So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Kulturerrungenschaft des Christentums und von unschätzbarem Wert, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei" (mit F. v. Müller, 7. April

1830). Wie wenig Verständnis diese strenge Auffassung Goethes, von der der Roman getragen ist, bei den Romantikern fand, dafür gibt ein Brief von Bettina Brentano (1785—1859) an Goethe (vom 9. November 1809) ein unzweideutiges Zeugnis: „Ich verstehe es nicht, dieses grausame Rätsel; ich begreife nicht, warum sie alle sich unglücklich machen, warum sie alle einem tückischen Dämon mit stacheligem Zepter dienen ... Ist die Liebe nicht frei? sind jene beiden nicht verwandt? warum will sie [Charlotte] es ihnen wehren, dieses unschuldige Leben mit- und nebeneinander? ... das ungeheure Vorurteil der Sünde impft sie der Unschuld ein, oh, welche unselige Vorsicht!" Der Romantikerin scheint die von Goethe geforderte Entsagung, die Heilighaltung der Ehe, ein Frevel, da sie das Glück zerstört. Für Goethe vollendet sich das menschliche Wesen erst, wenn es „sich selbst" bezwingt. Ihm ist das Ich ein Ideal, die Romantikerin will das natürliche Ich nicht unterdrücken.

Überraschend muten bei der unromantischen Gesamtauffassung die romantischen Motive des Schlusses an: die Wunder beim Tode Ottiliens, ihre Verklärung zur Heiligen. Es sind Motive, von denen Goethe sich schon früher angezogen fühlte — man denke an die Geschichte der Sperata in den „Lehrjahren". Hier haben die Wunder zunächst den poetischen Zweck, das Wunderbare der „übernatürlichen" Handlungsweise Ottiliens noch mehr hervorzuheben; zugleich soll auf sie wohl durch jene wunderbaren naturwissenschaftlichen Tatsachen (Magnetismus usw.) ein gewisses Licht fallen: vielleicht walten in den von der Kirche gepriesenen Wundern ähnliche Kräfte wie in jenen gleichfalls unerklärten Vorgängen, an deren Tatsächlichkeit Goethe nicht gezweifelt hat.

Wie auf dem Gebiet der Naturbetrachtung und der Ethik die Unterschiede deutlich hervortreten, die Goethe von der Romantik trennen, so auch in der Beurteilung der Kunst, vor allem der bildenden. Hier zeigte sich schon früh ein Gegensatz zwischen Goethe und den Brüdern Schlegel; beide bekämpften malerische Neigungen in der Plastik, die Schlegel aber noch entschiedener die von Winckelmann ausgehende einseitige Verherrlichung der Plastik, die auch auf die Malerei hinüberwirkte. Obwohl Goethe bei seinem Grundsatz, daß man die verschiedenen Kunstarten rein erhalten müsse, eigentlich auch diesen Ansichten der Schlegel hätte zustimmen müssen, hatte er sich zu sehr daran gewöhnt,

mit den Augen Winckelmanns zu sehen, um hier mitgehen zu können; er hat praktisch den Malern nicht nur Gegenstände der griechischen Sage, sondern auch plastisch-griechische Behandlung empfohlen. Ist Goethe in diesem Punkt im Grunde seiner eigenen Warnung vor einer Vermengung der Arten untreu geworden, so hat er um so fester an dem klassischen Grundsatz festgehalten, daß für die Beurteilung der Kunst allein künstlerische Gesichtspunkte maßgebend sein dürfen. Die Zurücksetzung der Meister der Renaissance hinter ihren Vorläufern, die wir bei den Romantikern finden, mußte ihm unverständlich sein. Wenn Friedrich Schlegel von Raffael, Tizian, Correggio, Giulio Romano, Michelangelo den Verfall der Kunst ableitete, mußte ihm das wie H. Meyer als „ein freiwilliges vorsätzliches Verzichtleisten auf alle Vorteile der ausgebildeten Kunst" erscheinen (Neudeutsche religios-patriotische Kunst, 1817).

Die Neubelebung der Freude an mittelalterlicher, christlicher Kunst war von dem jung gestorbenen Wackenroder (1773—1798) ausgegangen. Alt-Nürnberg und die Kunst Dürers hatte ihn ergriffen, wie einst der junge Goethe für die Gotik und den männlichen Albrecht Dürer geschwärmt hatte. „Nicht bloß unter italienischem Himmel," ruft Wackenroder in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (1797) aus, „unter majestätischen Kuppeln und korinthischen Säulen — auch unter Spitzgewölben, krausverzierten Gebäuden und gotischen Türmen wächst wahre Kunst hervor." Er verherrlicht den Ernst und die Frömmigkeit Dürers, wie er überzeugt ist, daß nur „aus den zusammenfließenden Strömen von Kunst und Religion sich der schönste Lebensstrom ergieße". Untrennbar verbinden sich in Wackenroders Verherrlichung des Mittelalters schlichte innige Frömmigkeit und reine Kunstandacht. Tieck steht in seinem Roman „Franz Sternbalds Wanderungen" (1798) unter dem Einfluß Wackenroders, läßt sich aber schon durch den Preis mittelalterlicher Frömmigkeit zur Geringschätzung der Reformation weiterführen, die „statt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre, vernünftige Leere erzeugt habe, die alle Herzen schmachtend zurücklasse". Auch in Friedrich Schlegels vielfach verdienstlicher und fördernder Beurteilung altdeutscher Kunst werden künstlerische und religiöse Gesichtspunkte in einer Weise miteinander verquickt, die Goethe unmöglich zusagen konnte.

Gegen eine aus diesen Anschauungen entstandene, „durch Frömmelei ihr unverantwortliches Rückstreben beschönigende Kunst" wendet sich Goethes Bericht über die letzte Weimarer Kunstausstellung; sie habe desto leichter überhand genommen, „als süßliche Reden und schmeichelhafte Phrasen sich viel besser anhören und wiederholen als ernste Forderungen, auf die höchstmögliche Kunsttätigkeit menschlicher Natur gerichtet". Gegenüber diesem Rückstreben zur unentwickelten Kunst des Mittelalters wies er 1805 wieder nachdrücklich auf die Antike hin in der Schrift über „Winckelmann und sein Jahrhundert", die als eine Art Glaubensbekenntnis anzusehen ist. Gleichzeitig fügte er in eine Rezension H. Meyers eine geharnischte Erklärung gegen die „neukatholische Sentimentalität" ein, gegen das „klosterbruderisierende, sternbaldisierende Unwesen, von welchem der bildenden Kunst mehr Gefahr bevorsteht, als von allen Wirklichkeit fordernden Kalibanen".

Daß Goethe sich trotzdem gegenüber den Bestrebungen, die Gotik wieder zu Ehren zu bringen, nicht völlig ablehnend verhielt, zeigt die Gestalt des Architekten in den Wahlverwandtschaften, der freilich auch die antike Kunst zu schätzen weiß. Bald sollte Goethes Teilnahme für altdeutsche Kunst noch ganz anders wiedererweckt werden; was Friedrich Schlegel nicht gelungen war, gelang seinen getreuen Schülern, den Brüdern Boisserée. Sulpiz Boisserée (1783—1854) gewann bei seinem Besuch in Weimar (1811) durch seine reine Sachlichkeit trotz anfänglichen Widerstrebens die Teilnahme des Dichters für sein großes Domwerk, das der Kenntnis gotischer Kunst dienen und für den Wiederaufbau des Kölner Doms werben sollte. 1814 und 1815 lernte Goethe dann in Heidelberg die ausgezeichnete Sammlung altdeutscher Gemälde kennen, die die Brüder zusammengebracht hatten und die später für die alte Pinakothek in München erworben wurde. Goethe hat in den Ausdrücken höchster Begeisterung von der Kunst Memlings, van Eycks und anderer gesprochen und das bedeutsame Bekenntnis abgelegt: „Da hat man nun auf seine alten Tage sich mühsam von der Jugend, welche das Alter zu stürzen kommt, seines eigenen Bestehens wegen abgesperrt und hat sich, um sich gleichmäßig zu erhalten, vor allen Eindrücken neuer und störender Art zu hüten gesucht, und nun tritt da mit einem Male vor mich hin eine ganz neue und bisher mir ganz unbekannte Welt von Farben und Gestalten, die mich

aus dem alten Gleise meiner Anschauungen und Empfindungen herauszwingt — eine neue ewige Jugend" (mit Bertram, Ende September 1814). Ja sogar den Bestrebungen nach einer Erneuerung der christlich-religiösen Kunst scheint Goethe entgegenzukommen, wenn er für die Rochuskapelle bei Bingen, wo er (1814) an einem heiteren Volksfest zu Ehren des Heiligen teilgenommen, ein Gemälde stiftet, das Luise Seidler nach Goethes eigner Skizze ausgeführt hat. Doch hat er hier, wie überall, das Rein-Menschliche einer anmutigen Legende erfaßt und darstellen lassen: der heilige Rochus spendet Kindern seine letzten Kostbarkeiten. Trotz dieses weitgehenden Entgegenkommens gegenüber romantischen Neigungen blieb aber Goethes Hochschätzung der Antike unerschüttert. Über das Ergebnis seiner Rheinreise schrieb er am 9. November 1814 an Knebel: „Ich habe an der homerischen wie an der nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner"; und Werke der griechischen Kunst nennt er als das Höchste, was ihm zu teil geworden. Keine Umwertung, nur eine Bereicherung und Erweiterung seiner Kunstanschauung hat Goethe von den Rheinreisen mitgebracht. Goethe hat die lange von ihm übersehenen Werke altdeutscher Baukunst und Malerei schätzen gelernt, eine Rückkehr zu dieser Kunst aber nach wie vor mißbilligt. In seiner neuen Zeitschrift über „Kunst und Altertum", die über die neugewonnenen Eindrücke der Reise berichtete, hat er durch H. Meyer gegen die „neudeutsche religios-patriotische Kunst" Verwahrung einlegen lassen. Meyers Aufsatz schließt mit dem von Goethe gewiß gebilligten Satz: Möge „dagegen aber alle falsche Frömmelei aus Poesie, Prosa und Leben baldmöglichst verschwinden und kräftigen heiteren Aussichten Raum geben". Eine Erklärung gegen jede Überschätzung der Gotik, ein Bekenntnis zur Kunst der Antike und Renaissance war wie früher der „Winckelmann" nun die 1816/17 erschienene Darstellung der eigenen italienischen Reise.

War Goethe, wie wir gesehen haben und wie es manche seiner Dichtungen bezeugen, einer — wie A. W. Schlegel es nannte — prédilection d'artiste für den Katholizismus wohl zugänglich, so hat er die romantische Sehnsucht nach Wiederherstellung der mittelalterlichen Kirche, die sich aus jener prédilection d'artiste entwickelte, nie empfunden. Das erste Zeugnis dieser

Sehnsucht ist der Aufsatz „Die Christenheit oder Europa" (1799) von Novalis. Zwar will er eigentlich nicht ins Mittelalter zurückführen, sondern in eine neue „heilige Zeit des ewigen Friedens", doch wird die Zeit der mittelalterlichen Kirche mit schwärmerischer Begeisterung geschildert, der Protestantismus als dürftig und irreligiös bezeichnet, die Aufklärung durchaus absprechend beurteilt. Der Aufsatz ist eines der frühesten Zeichen jener Vorliebe für die katholische Kirche, die ihr bald so manche bedeutende Protestanten zuführen sollte. Begreiflich ist die Tatsache, wenn wir erwägen, wie dürr und trocken das religiöse Leben in der Zeit der Aufklärung geworden war, und wenn wir weiter erwägen, daß die Aufklärung im Protestantismus wurzelte; da lag es nah, daß ein tief religiös empfindendes Gemüt mit der Aufklärung auch den Protestantismus ablehnen zu müssen glaubte. Es zeigt sich hier wie so oft die bedenkliche Neigung der Romantiker, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Doch noch eines müssen wir bei der Beurteilung der zahlreichen Übertritte in Betracht ziehen: das Verlangen nach einem festen Halt, nachdem man so lange auf die eigne Wandlungsfähigkeit stolz gewesen war. Was anfangs als Schwärmerei eines frommen Herzens anzusehen ist, wird allmählich ernste Lebensanschauung der Romantiker. Novalis starb früh, Friedrich Schlegel wurde mehr und mehr von jenem Zuge ergriffen; er trat 1808 zur katholischen Kirche über; und sein Bruder ist diesem Schritt näher gewesen als er später zugeben wollte. Gegenüber solchen ihm kaum begreiflichen Wandlungen erklärte Goethe: „Sich dem Protestantismus zu nähern, ist die Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen" (an Reinhard, 22. Juni 1808), — er war sich dessen bewußt, daß die deutsche klassische Kultur auf dem Protestantismus ruht. Seit Goethe diesen Schritt Friedrich Schlegels erfahren, war jedes Band zerrissen, das beide miteinander verbunden hatte. Und auch Schelling entfremdete sich durch eine gewisse Annäherung an katholische Anschauungen seinen alten Gönner; als Schelling 1816 nach Jena berufen werden sollte, sprach sich Goethe dagegen aus, obwohl er ihn noch als „vorzüglichen Mann" schätzte; er schrieb am 27. Februar an Voigt mit Bezug auf Schellings katholisierende Religionsphilosophie: „Sie werden mir gewiß persönlich verzeihen, wenn es mir komisch vorkommt, wenn wir zur dritten Säkularfeier unseres protestantisch wahrhaft großen Ge-

winnes das alte überwundene Zeug nun wieder unter einer erneuten mystisch-pantheistischen, abstrus-philosophischen, obgleich im stillen keineswegs zu verachtenden Form wieder eingeführt sehen sollten." Als persönliche Überzeugung Schellings will Goethe seinen philosophischen Katholizismus nicht verachten, nur mit einer Ausbreitung der Lehre kann er sich nicht befreunden. Daß Goethe dabei keineswegs unduldsam gegen Andersdenkende war, beweisen seine Vorschläge für das Reformationsfest (1817), das er selbst durch eine Kantate zu feiern gedachte. Goethe empfahl darin, das Fest mit dem Gedenktage der Leipziger Schlacht zu vereinigen, damit es von allen Glaubensgenossen gefeiert, „mehr als ein Nationalfest: ein Fest der reinsten Humanität werden könne". Ein eigentliches Kirchenfest erinnere an Zwiespalt und Unfrieden der Vergangenheit und erneuere die Trennung statt sie zu überwinden (Zum Reformationsfest).

Betrachten wir nun endlich das Verhältnis von Goethes Dichtung zur Romantik, soweit es nicht schon im Zusammenhang mit seinen allgemeinen Anschauungen geschehen ist, so erhalten wir ein ähnliches Bild: verwandte Züge treten unabhängig voneinander hier wie dort auf, gelegentlich sind Einwirkungen der Romantik nicht zu verkennen, dann aber zeigen sich auch hier grundsätzliche Verschiedenheiten.

Wem das Leben des Berufs und Alltags so unerträglich nüchtern erscheint wie den Romantikern, wird sich entweder in einer phantastischen Traumwelt einen Ersatz zu schaffen oder das Leben zu „poetisieren" suchen. Beide Wege hat schon Goethe vor der Romantik eingeschlagen, den ersten im „Märchen" (1795), das die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" schließt, den zweiten in „Wilhelm Meisters Lehrjahren". Beide Dichtungen sind deshalb von den Romantikern gefeiert und nachgeahmt worden. Aus den Sorgen und Nöten der Gegenwart entrückt uns Goethes Märchen in eine wunderbare Traumwelt; durch das gegenseitige Hilfeleisten der Kräfte wird ein goldenes Zeitalter heraufgeführt. Doch haben wir es nicht mit einer durchweg deutbaren Allegorie zu tun, sondern die sich seltsam verschlingenden farbenprächtigen Bilder, die bedeutsamen und doch rätselhaften Worte sollen uns durch ihre eigene Kraft im Banne halten. Auf das Märchen mag man ein Wort des Aufsatzes „Der Sammler und die Seinigen" anwenden: „Ob es nicht auch schon dankens-

wert sei, wenn der Geist durch ein glückliches Traumbild ergötzt werde? ... Ob irgend etwas mächtiger gegen die leidige Prosa wirke, als eben diese Fähigkeit, neue Welten zu schaffen?" Das Märchen blieb in mannigfachen Gestalten eine Lieblingsgattung der Romantiker. Auch Goethe hat noch zwei Märchendichtungen geschaffen: 1811 den „neuen Paris", 1817 „Die neue Melusine". Beide entfernen sich in der Art der Darstellung recht weit von der blühenden Phantastik seines ältesten Märchens. Goethe hat eine derartige Kunst selbst nicht allzuhoch eingeschätzt. Wenigstens werden im „Sammler" die Imaginanten, die mit den oben angeführten Worten charakterisiert werden, getadelt, „sie seien ohne Realität, hätten nie und nirgends ein Dasein und ihnen fehle Kunstwahrheit als schöne Wirklichkeit". Weit entschiedener hat sich Schiller gegen solche Phantasiespiele erklärt, deren Reiz lediglich in einer ungezwungenen Folge von Bildern besteht; ihnen fehlt es an Form, an der gestaltenden Kraft des Künstlers, sie gehören für ihn deshalb eigentlich noch gar nicht zur Kunst.

Wie Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" das Leben „poetisiert" hatte, indem er, ohne zu moralisieren, den Helden in süßem Nichtstun und mannigfachen Liebesabenteuern sein Dasein hinbringen ließ, indem er ganz unrealistische Gestalten wie Mignon und den Harfner in die Handlung verflocht, indem er endlich selbst sich mehr einem Auf und Ab von Stimmungen überließ, als ängstlich an einem Plan festhielt, das ist schon hervorgehoben worden. All das wird von den Romantikern übernommen und gesteigert. Immer wieder wird die Gestalt der Mignon nachgeahmt, im Nichtstun wetteifern die Helden mit Wilhelm, und vor allem wird auf planmäßige Einheitlichkeit verzichtet zugunsten lyrisch-musikalischer Wirkungen, wofür die Vorliebe für eingeflochtene Gedichte nur ein Zeichen ist. Das Schaffen nach einem einheitlichen Plan entsprach der Art der Romantiker nicht, sie überließen sich ihren Eingebungen; mehr als das Werk galt ihnen die Fähigkeit, poetisch zu empfinden, wie Friedrich Schlegel sagt: „Nicht die Kunst und die Werke machen den Künstler, sondern der Sinn und die Begeisterung und der Trieb." Daher haben sie so wenig Dichtungen von bleibender Bedeutung geschaffen, während sie durch ihre Anregungen sehr fruchtbar gewesen sind.

In den „Wahlverwandtschaften" nun ist Goethe nach der be-

quemen Technik der Lehrjahre zu einer strengeren Architektonik zurückgekehrt. Die scheinbaren Episoden sind eng mit der Haupthandlung verknüpft, und selbst die Einschaltung von Ottiliens Tagebuch ist gerechtfertigt durch die künstlerische Absicht, uns durch die Reflexion über die bloß stoffliche Anteilnahme der Spannung zu erheben. Wenn Goethe in den Wanderjahren wiederum auf einen einheitlichen Plan verzichtet, ist darin wohl weniger ein Einfluß der Romantik zu erkennen, als die erlahmende Gestaltungskraft des alternden Dichters, dem es mehr am Herzen liegt, gewisse Gedanken in der Form des Romans auszusprechen, als einen wirklichen Roman zu schreiben. Einzelheiten dagegen weisen hier noch auf die Romantik zurück: so die Art, wie sich in dem schlichten Familienleben eines Handwerkers die Legende vom heiligen Joseph spiegelt — wobei übrigens die Lebensanschauung ganz unromantisch ist — oder die seltsame Verflechtung der eingelegten Erzählung „Der Mann von funfzig Jahren" mit der Haupthandlung. Höchst befremdlich erscheint es, wenn plötzlich in der Haupthandlung Menschen auftauchen, die da nichts zu tun haben, sondern in die eingelegte Geschichte gehören. Eine solche willkürliche Zerstörung der Kunstform mag man wohl mit der romantischen Ironie vergleichen, die schon 1801 in den „Guten Weibern" anzutreffen ist, wenn den Inhalt dieser Erzählung im Grunde ihre eigene Entstehungsgeschichte bildet.

Doch es ist notwendig, daß wir uns darüber unterrichten, welche Bewandtnis es eigentlich mit der romantischen Ironie hat. Unter anderem rühmt Friedrich Schlegel an den Lehrjahren die Ironie, die über dem ganzen Werke schwebt, und er meint etwa die ruhige Gelassenheit und Überlegenheit des Dichters, der lächelnd den Irrwegen seiner Helden zuschaut. In diesem Sinn entspricht die romantische Ironie durchaus den Forderungen der klassischen Ästhetik, etwa dem Wort Schillers: Eine schöne Kunst der Leidenschaft gibt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch; wie der Künstler nicht im Rausch der Leidenschaft frei schaffen kann, soll auch das Gemüt des Zuschauers völlig frei bleiben. Erregung der Leidenschaft ist nur für den Stürmer und Dränger Aufgabe der Kunst, für die klassische und romantische Ästhetik ist das eine lediglich stoffliche Wirkung, die einer Läuterung bedarf, um zur künstlerischen zu werden. Diese Läuterung strebte die klassische Dichtung durch

einen hohen Stil, durch eine edle Sprache, durch den Vers zu erreichen; diese bewußte Entfernung vom Natürlichen sollte eine „Täuschung" verhindern, sollte das Bewußtsein wachhalten, daß Kunstwahrheit etwas anderes ist, als Naturwirklichkeit. Dasselbe Ziel schwebt den Romantikern vor, die Ironie soll die minderwertige stoffliche Wirkung verhüten. Ein beliebtes Mittel, das diesen Zweck erreichen soll, wird nun die freiwillige Zerstörung der Illusion. Auch dieses Mittel finden wir bei Goethe. Wenn er etwa den Mephisto, den leibhaftigen Teufel sagen läßt, daß die Menschen den Bösen, den Teufel, los sind, so wird damit eigentlich die Existenz Mephistos aufgehoben. Wir werden mit befreiendem Lachen dessen inne, daß Goethe uns nicht zumutet, an die Wirklichkeit des leibhaftigen Gottseibeiuns zu glauben und geben uns um so williger dem Zauber der Dichtkunst hin; wir genießen sie lediglich als Kunst. Goethe weiß es, daß er jederzeit durch die Kraft der Darstellung wieder den Glauben an die Existenz zu erzwingen vermag, freilich nur den Glauben an die künstlerische, nicht an die reale Existenz. Aber diese Illusion allein ist es, die er erstrebt, dieses Schweben zwischen Täuschung und Bewußtsein der Täuschung ist der eigentliche Zustand des künstlerisch Genießenden. Weit früher hatte Goethe schon in noch keckerer Weise in seinem „Triumph der Empfindsamkeit" (1777) die Kunstform zerstört, wenn da Andrason seine Verlegenheit ausspricht, daß der fünfte Akt zu Ende und die Verwicklung noch nicht gelöst sei, wenn man sich zu einem sechsten Akt entschließt und wenn die Personen des Stücks, aus der Rolle fallend, sich über das Publikum unterhalten. In diesem aus der Rolle oder aus dem Stücke fallen besteht nun ein Hauptwitz der Tieckischen Komödie: im „Gestiefelten Kater" (1797) begleitet nicht nur das Publikum die Aufführung des Märchens mit seinen Bemerkungen, was zu ergötzlichen Witzen über den aufgeklärten Bildungsphilister Gelegenheit gibt, auch die Personen des Stücks „Der gestiefelte Kater" reden über das Stück, in dem sie auftreten. Ebenso tritt in Schlegels „Lucinde" eine allegorische Gestalt auf, die nichts anderes als die Dichtung „Lucinde" verkörpert. In Brentanos (1778—1842) „Godwi" (1801/2) endlich tritt plötzlich der Dichter unter die Gestalten seines Romans, er stirbt, weil er sich bei der Ausarbeitung des Romans zu Tode gelangweilt habe, und ein andrer muß den Roman zu Ende erzählen. Wie Heine (1797—1856) es liebt, Stimmungswirkungen

seiner Lyrik durch einen kalten Wasserstrahl zu zerstören, ist bekannt; es ist hier der moderne Heine, der Gegenwartsmensch, der sich von seiner eigenen romantischen Sentimentalität gewaltsam befreien will. Wie Goethe im Roman gelegentlich ähnliche Wirkungen nicht verschmäht, ist erzählt worden; noch näher kommt er der romantischen Ironie mehrfach im „Faust". So treibt im Vorspiel auf dem Theater die Bühne mit sich selber Scherz, so wird in romantischer Art literarische Satire in das Drama hineingetragen; Nicolai erscheint in der Walpurgisnacht unter den Gestalten des sechzehnten Jahrhunderts; im Walpurgisnachtstraum, der ganz aus dem Rahmen der Dichtung fällt, tritt das Bühnen- und Orchesterpersonal auf, Personen fallen aus der Rolle — kurz es herrscht hier das tollste Durcheinander; die romantische Ironie hat auch hier jede Kunstform zerstört.

Auch sonst hat der „Faust" in seiner Form Einwirkungen des romantischen Dramas erfahren; und auch die anderen Dramen der Spätzeit berühren sich in Einzelheiten mit romantischer Kunst. Zu Dramatikern waren die Romantiker am wenigsten berufen; dazu gehören willensstarke Naturen, Naturen, die ihre Freude haben an kraftvollem Handeln und Kämpfen, dazu gehören Künstler, die ihren Stoff mit fester Hand anpacken und alles einzelne zu einer einheitlichen Gesamtwirkung zusammenzufassen wissen. All das aber fehlt der romantischen Kunst. Tiecks „Genoveva" (1799), der Goethe wohlwollende Teilnahme entgegenbrachte, spielt bald ins Epische, bald ins Lyrische hinüber, schwelgt im Auskosten von Stimmungen und sucht durch Reichtum und Glanz der äußeren Form zu ersetzen, was an dramatischem Leben fehlt. Dem Dichter war es genug, wenn das Ganze durch einen Rahmen traumähnlich festgehalten und auch wieder verflüchtigt wurde. Auch die beiden Dramen der Schlegel, „Jon" (1803) und „Alarcos" (1802), die Goethe ihrer „äußerst obligaten Silbenmaße" wegen in Weimar aufführen ließ, bedeuteten keinen Gewinn für die Bühne. Weder Brentano, noch Arnim, noch Fouqué vermochten wirklich dramatische Dichtungen zu schaffen, und Goethe hat sie deshalb hart getadelt. Weil Zacharias Werners (1768—1823) Stücke wirklich aufführbar waren, hat Goethe sogar über die widerwärtige Mischung von Sinnlichkeit und Mystik hinweggesehen, den Dichter in seiner Umgebung geduldet, Dramen von ihm auf die Bühne gebracht

und ihn zu einer höheren Leistung anzuspornen gesucht. „Goethe hat ihm die Aufgabe gegeben und streng eingeschärft," berichtet Pauline Gotter, „all sein verruchtes Zeug diesmal wegzulassen, sein ganzes Talent aufzubieten und etwas Ordentliches zustande zu bringen." Werner dichtete darauf sein talentvolles aber unerfreuliches Stück „Der vierundzwanzigste Februar" (1815), das Goethe liebevoll einstudierte. Ein Nachfolger Schillers war auch Werner nicht, und sein Übertritt zum Katholizismus rief Goethes Unwillen wach und ließ ihn seine Hoffnungen begraben. Es tut uns heute weh, daß Goethe dieses weitgehende Wohlwollen nicht dem bedeutendsten Dramatiker, dem männlichsten Dichter, dem ernstesten Künstler der Romantik zugewandt hat: Heinrich von Kleist (1777—1811). Er war ihm wohl zu herb, zu leidenschaftlich gewaltsam, zu fern von klassischer Harmonie. Den „zerbrochenen Krug" (1806) hat Goethe zwar in Weimar aufgeführt, aber durch die Zerlegung in drei Akte und unvorteilhafte Besetzung um den verdienten Erfolg gebracht. Und als Kleist ihm seine „Penthesilea" (1808) schickte, schrieb Goethe, es betrübe und bekümmere ihn immer, wenn er junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. „Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken mutatis mutandis der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen" (an Kleist, 1. Februar 1808).

Dabei ist es denn wundersam zu sehen, daß Goethe selbst auch kein Drama mehr zu schaffen vermochte, das ein dauernder Gewinn für die Bühne war. Er war eben auch keine dramatische Natur; was an feurigem Tatmenschentum in ihm lebte, war mit der Jugend verlodert, die stille Beschaulichkeit des Alternden wandte sich lieber dem Roman zu. Und in der Form steht er wenigstens romantischen Dichtungen nahe. Klassiker und Romantiker suchen durch kunstvolle Vers- und Stilformen immer mehr von allem Naturalismus abzurücken. Den antiken Trimeter hat Goethe seit der Helenadichtung gern benutzt, in der „Pandora" werden beflügelte Anapaeste und die allzukünstlichen Ionici a minore („Meinen Ängstrúf, Um mich sélbst nícht, ⏑ ⏑ ⏑ ⏑") verwandt. Daneben finden wir strophische lyrische Gebilde, die das Drama der Oper nähern. Das Versmaß wirkt natürlich auch

auf den Stil, der immer feierlicher, prunkvoller wird. Wo dieser Stil dem Inhalt angemessen ist, wie etwa im ersten Monolog des Epimetheus, da werden wundervolle Wirkungen erreicht. Doch wirkt der durchgeführte Parallelismus in der Schilderung Pandorens überkünstlich und da, wo der Wucht des Verses kein bedeutender Inhalt entspricht, läßt sich ein gewisses Unbehagen kaum unterdrücken, wie in den an sich gewiß schönen Eingangsversen des dramatischen Bruchstücks, „Der Löwenstuhl" (1803):

„Der großen Riegelschlösser mächtige Bändiger,
Die ehrnen Schlüssel, händiget sogleich mir ein,
Nachdem ihr dieser Pforten krachendes Gewicht
Auf seinen rostenden Angeln kräftig umgewandt."

Enger schließt sich die Faustdichtung in ihrer Form an romantische Kunst an: der Wechsel von Scherz und Ernst, von Vers und Prosa, die „Ironie", die Verwertung von Klangwirkungen der Sprache, die Einflechtung von Gesängen, kurz der ungeheure Reichtum von Farben und Formen, endlich im zweiten Teil die poetische Verwendung katholischer Gestalten und Motive — all das rückt Goethes Dichtung der Romantik nahe.

Ein dramatischer Plan Goethes, die Behandlung eines sagenhaften Stoffes im Gewande einer Calderonischen Tragödie, sollte wohl im Sinn jenes Briefes an Kleist zeigen, welche Bühnenwirkungen sich durch den Anschluß an den Meister des spanischen Dramas erreichen ließen. Der Gegensatz von Christentum und Heidentum, die rasch forteilende Handlung, die Überraschungen und Wunder (Erwachen eines Toten u. a.), die Vers- und Stilform der wenigen ausgeführten Stellen weisen unzweideutig auf das Muster hin. Daß der Plan jedoch in den ersten Anfängen stecken blieb, zeigt eben deutlich, wie wenig ein solches Werk der Art Goethes entsprach.

Wenn Goethe diesen Plan ausgeführt hätte, hätte er die Romantiker mit Waffen geschlagen, die sie selbst ihm dargeboten hatten: es ist das Verdienst von Tieck, A. W. Schlegel und Gries, Calderon in Deutschland bekannt gemacht zu haben. Und damit kommen wir auf den vielleicht größten Ruhmestitel, den sich die Romantik erworben hat, ihr Verständnis für die Literaturen aller Zeiten und Länder und ihre fruchtbare Übersetzertätigkeit. Ihre geistige Beweglichkeit, ihre Feinfühligkeit und Anschmiegsamkeit befähigte sie dazu, für Deutschland die Schätze der Welt-

literatur in einer ungeahnten Weise zu erschließen. Das bedeutete zugleich für die eigene Dichtung eine reiche formale und stoffliche Anregung. Fremde, besonders romanische, aber auch orientalische Strophenformen drangen ein und forderten zum Wetteifer mit den Vorbildern auf: Sonette, Terzinen, Sestinen und Ghaselen wurden vielfach nachgebildet. Auch Goethe, anfangs widerstrebend, ließ sich von Zacharias Werner zum Schmieden kunstreicher Sonette verleiten, in denen er der anmutigen Minna Herzlieb galante Huldigungen darbrachte (1807). Gelegentlich hat er sich auch in Terzinen versucht (Bei Betrachtung von Schillers Schädel, Fausts Monolog im ersten Akt des zweiten Teiles), und im Westöstlichen Divan finden wir auch Ghaselen, obwohl Goethe hier in der Nachbildung orientalischer Strophenformen eine gewisse Zurückhaltung übt. Daß er lyrisch-epische Versmaße auch im Drama verwendet, entspricht auch dem Brauch romantischer Dichtung.

Von bisher wenig bekannten Literaturen erschlossen sich Goethe durch die Romantik zuerst die spanische, serbische, neugriechische und orientalische. Aber auch auf die altdeutsche Literatur richtete sich sein Blick; er las und bewunderte das Nibelungenlied und ließ 1810 Gestalten der deutschen Heldensage (Siegfried, Brunhild, Rother, Asprian, Ortnit, Alberich) in einem Maskenzuge auftreten. Er brachte W. Grimms Sammlung altdänischer Heldenlieder und seiner Edda-Übersetzung Teilnahme entgegen und gedachte sogar in seiner Oper „Der Löwenstuhl" „Eddas Rhythmen" zu verwenden.

Mehr Freude bereitete ihm aber noch „Des Knaben Wunderhorn"; setzten Brentano und Arnim in dieser schönen Volksliedersammlung doch nur Bemühungen fort, die ihm seit seiner Jugend lieb und wert waren. Mag das deutsche Volkslied zuzeiten auch seinem Blick entschwunden gewesen sein, gerade um die Jahrhundertwende näherte sich Goethes Lyrik wieder dem volkstümlichen sangbaren Liede. Seit 1801 dichtete er gern „gesellige Lieder", das Taschenbuch auf das Jahr 1804 brachte die der Romantik besonders werten und von ihr vielfach nachgeahmten Gedichte: „Schäfers Klagelied", „Trost in Tränen", „Bergschloß", „Hochzeitslied", „Der Rattenfänger". Durch diese Annäherung der eigenen Lyrik an volkstümliche Art war Goethe wohlvorbereitet für eine liebevolle Aufnahme der Arnim-Brentanoschen Sammlung, die er denn auch höchlich

gerühmt hat: „Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Umstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte." Mit der Freiheit, die sich die Herausgeber genommen hatten, die Lieder nach ihrem Geschmack zu verändern und umzugestalten, war Goethe durchaus einverstanden; er ermunterte zu weiteren Sammlungen deutscher und ausländischer Lieder und forderte sie auf, mitzuwirken, „daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Kultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehn muß, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten". Goethe hat übrigens selbst auf eine Anregung der bayrischen Regierung einen Plan zu einem lyrischen Volksbuch der Deutschen entworfen (1808), das das Beste deutscher und fremder Literatur sammeln und allgemein zugänglich machen sollte; leider blieb der Plan bald liegen.

Auf ihrer Wanderung durch die Weltliteratur kamen die Romantiker auch in den Orient, und Friedrich Schlegel verkündete 1800: „Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen." Er und sein Bruder haben sich dann namentlich um die Kenntnis indischer Sprache und Literatur große Verdienste erworben. Durch die Bibel war Goethe früh mit einer großen orientalischen Kultur vertraut, die Studien zum Mahometdrama machten ihn mit dem Islam bekannt, in Weimar übersetzte er ein arabisches Gedicht, nach der Rückkehr aus Italien feierte er das eben bekannt gewordene indische Drama „Sakuntala" in überschwenglichen Versen und behandelte einen indischen Stoff in der Ballade vom „Gott und der Bajadere", 1808 las er zuerst persische Dichtungen und 1813, unmittelbar vor der Leipziger Schlacht, vertiefte er sich in chinesische Studien, die ihm als „Opium für die jetzige Zeit" wert waren. Im Januar 1814 konnte er gar einem mahometanischen Gottesdienst im Weimarer Gymnasium beiwohnen, der für Baschkiren des russischen Heeres abgehalten wurde. Bald darauf lernte er in der Übersetzung von Hammer die Dichtungen des Persers Hafis kennen, der nach Hammers Wort „während rund umher Reiche zusammenstürzten und Usurpatoren dauernd emporschossen, mit ungestörtem Frohsinn von

Nachtigall und Roſe, von Wein und Liebe ſang". Dieſe Heiterkeit und Daſeinsfreude wurde ihm nun zum Jugendquell; da auch um ihn Throne barſten und Reiche zitterten, entfloh er der bedrückten Gegenwart, um im Orient „Patriarchenluft zu koſten". Wie er einſt, da er den „Götz" dichtete, Vergangenheit und Gegenwart „in eins" empfunden hatte, ſo fühlt er ſich nun über räumliche und zeitliche Ferne hinweg dem perſiſchen Sänger verwandt. Lebt doch in allen Hüllen dasſelbe Menſchentum, ſpricht ſich doch in allen Sprachen und Formen der gleiche Menſchengeiſt aus. So reizt es ihn, eigene Erlebniſſe in orientaliſches Gewand zu kleiden, ſeine Reiſe an den Rhein wird ihm zur Hedſchra, Marianne von Willemer zur Suleika, während er ſelbſt als Hatem erſcheint. Denn dem eigenen Erleben entſtrömt auch die Lyrik des „Weſtöſtlichen Divans" (1814/19). Die Befreiung vom Druck der napoleoniſchen Kriege, das Wiederſehen der lang entbehrten Heimat, der Gebrauch der heilkräftigen Quellen Wiesbadens brachte dem Dichter eine neue Jugend. Schon auf der Reiſe ergriff ihn das Vorgefühl, und überreich quollen die Lieder.

„So ſollſt du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben;
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirſt du lieben"

ſo rief er prophetiſch ſich zu; erſt das folgende Jahr brachte den Höhepunkt der beglückenden Freundſchaft mit Marianne von Willemer, die von geiſtreichem Liebesſpiel zu ſo heißer Leidenſchaftlichkeit führte, daß der Dichter aus Heidelberg nicht mehr nach Frankfurt zurückzukehren wagte. Sie hatte ſich höchſt anmutig in die Rolle der Suleika hineinzufinden, ſeine dichteriſchen Huldigungen mit tief empfundenen Antwortſtrophen zu erwidern und dadurch ſeine Dichterkraft aufs höchſte zu ſteigern gewußt. So iſt der ganze Divan erlebt wie nur ſonſt Goethiſche Lyrik es iſt. Auch der Gedankengehalt iſt zumeiſt aus eigenem Beſitz geſchöpft oder ſo angeeignet, daß er vom eignen nicht zu unterſcheiden iſt: Naturbetrachtung und Naturfrömmigkeit, heitere Daſeinsfreude und ernſte Lebensauffaſſung gehören dem Dichter an. Orientaliſche Formen werden nur ausnahmsweiſe nachgeahmt; ſingbare Lieder wechſeln mit ſchwereren Sprechverſen; die freien Rhythmen der Jugend ſtellen ſich wieder ein. So iſt alſo der „Divan" eine ganz perſönliche Schöpfung

des Dichters, die nur Anregungen von der Romantik empfangen hat. Inhaltlich und formal bestehn daneben entschiedene Gegensätze. Allem Pfaffentum und aller verworrenen Mystik ist der Dichter feind.

Seine Gottesverehrung läßt er als „Vermächtnis altpersischen Glaubens" durch den Feueranbeter aussprechen:

„Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung."

Wie er nach Klarheit trachtet, auch wo er sich in tiefsinnigen Betrachtungen ergeht, so strebt er in der Form bewußt nach plastischer Bildlichkeit, die er bei den Orientalen vermißt. So verleugnet sich auch hier nicht, daß Goethe sich an den Griechen gebildet hat; er kann wohl eine Reise in den Orient unternehmen, sich aber nicht dauernd dort niederlassen.

Auch der „Divan" lehrt wie die „Wahlverwandtschaften" und andere Zeugnisse, daß Goethe eine weite Wegstrecke mit der Romantik zusammengehen, auch von ihr lernen konnte, sich dann aber wieder von ihr trennen mußte. Und zwar ist es nicht erst die letzte katholisierende Entwicklungsstufe, die zu der Trennung führte; der größere sittliche und künstlerische Ernst Goethes trennte ihn innerlich von den Romantikern, schon während er ihnen persönlich noch nahe stand; Entschiedenheit und Folge schätzte er höher als die unbeschränkte Wandlungsfähigkeit, Selbstbeschränkung höher als die Zersplitterung der Kräfte, künstlerische Gestaltungskraft höher als die bloße Hingabe an Einfälle und Stimmungen.

Es war bisher meist von der sogenannten älteren Romantik die Rede, wie das in der Natur der Sache liegt. Von den jüngeren Romantikern stand Arnim (1781—1831) dem Dichter am nächsten; doch hat er an ihm mehr den liebenswürdigen und tüchtigen Menschen geschätzt, als den oft so bizarren Dichter. Bettinens überschwengliche Verehrung ließ er sich gefallen, bis ihre Taktlosigkeit gegenüber seiner Frau zu einem später kaum gutzumachenden Bruch führte. Clemens Brentano konnte sich durch sein bühnenfremdes Lustspiel „Ponce de Leon", mit dem er sich 1801 um einen von Goethe und Schiller ausgesetzten Preis für ein deutsches Lustspiel bewarb, nicht empfehlen. Wie Kleist überstreng getadelt, Werner allzu nachsichtig verwöhnt wurde, das ist schon zur Sprache gekommen. Von Fouqué

(1777—1843) hat Goethe nur die „Undine" allerliebst und anmutig gefunden, E. T. A. Hoffmanns (1776—1822) Werke erschienen ihm als durchaus krankhaft. Uhlands (1787—1862) Balladen fanden Goethes Anerkennung, die übrigen Gedichte nannte er schwach und trübselig; vielleicht hat er nur die ersten gelesen, die Uhland selbst „fast zu kläglich" nannte. Später fürchtete Goethe, der Politiker Uhland werde den Dichter „aufzehren". Platens (1796—1835) Gedichten fehlte es nach Goethes Urteil an spezifischem Gewicht, in Immermann (1796—1840) vermochte er sich nicht zu finden, Heine (1797—1856) scheint es durch eigene Schuld mit ihm verdorben zu haben. Im ganzen hat Goethe in seinem Alter die deutsche Literatur wenig aufmerksam verfolgt; die zuerst durch die Romantik erschlossene Weltliteratur fesselte ihn ganz. So war die Romantik selbst die Veranlassung, daß er der deutschen Romantik nur noch gelegentlich Beachtung schenkte.

Der alte Goethe und der Geist des neuen Jahrhunderts.

Zu dem Glücksgefühl, das Goethe bei seinen Besuchen in der Heimat (1814/15) empfand, hatte nicht zum wenigsten die Befreiung vom Druck der politischen Lage beigetragen. Es war nicht der Sturz Napoleons, der ihn mit Befriedigung erfüllte, nur das Aufatmen nach langen Jahren der Sorge und Not. Goethe war im ganzen eine unpolitische Natur, aber die napoleonischen Kriege griffen so mannigfach in das Leben des einzelnen ein, sie brachten so tief einschneidende Veränderungen mit sich, daß er sich innerlich mit den neuen Verhältnissen auseinandersetzen mußte. Das ist Goethe nicht leicht geworden, wie ja früher auch die Revolution ihm lange zu schaffen gemacht hatte, und er hat erst allmählich eine Stellung zu finden gewußt, die ihm ermöglichte, sich nach seiner Weise in die neue Zeit zu schicken. Doch um das eigentümliche Verhalten Goethes zu verstehen, müssen wir weiter ausholen.

In einer Rezension der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" (1772), die man freilich neuerdings Herder zugesprochen hat, heißt es: „Die ewigen mißverstandenen Klagen nachgesungen: ‚Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus'. Wenn wir einen Platz . . finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren; ein Haus uns zu decken; haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht tausend und tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist." Mag nun dieser Ausspruch von Goethe herrühren oder nicht, seine Gesinnung gibt er ganz gewiß wieder; ein Gespräch mit Riemer vom 18. November 1806, also nach der Schlacht bei Jena, bezeugt das unzweideutig: „Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation,

ihrer Jugend, ihrer Lage zu andern, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr." So festgewurzelt also war diese Ansicht, daß weder die eigene Tätigkeit als Minister, noch die Stürme der Revolutionskriege sie erschüttert haben.

Als Minister eines Kleinstaats hatte Goethe naturgemäß wenig mit Angelegenheiten der hohen Politik zu tun. Durch ein ausführliches Gutachten, das „Verbindung mit wohlgesinnten Mitständen" empfahl, um sich der Werbungen Österreichs und Preußens im Weimarischen zu erwehren (1779), hat Goethe eine bescheidene Rolle in der Vorgeschichte des Fürstenbundes gespielt. In den abenteuerlichen Plan, dem Herzog Karl August die ungarische Königskrone zu übertragen (1789), war er eingeweiht — die Briefe des Herzogs in dieser Angelegenheit sind von seiner Hand geschrieben —; wie er sich dazu gestellt hat, ist nicht bekannt.

Wie Goethe durch die französische Revolution und die mit ihr zusammenhängenden Ereignisse beunruhigt wurde, ist bereits erzählt worden. Als er dann 1792 Augenzeuge der schmählichen Niederlage Preußens und Österreichs wurde, erschien ihm der Feldzug als „eine der unglücklichsten Unternehmungen" (an Voigt, 15. Oktober). Lange Zeit scheint Goethe nun den Blick von den Weltbegebenheiten abzuwenden, nur die Dichtungen verraten, wie sie ihn innerlich beschäftigen; „Hermann und Dorothea" zeigt uns, daß er endlich das Vertrauen zu seinem Volk wiedergewonnen hat; in Hermanns Aufruf zum Kampf „für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder" vernehmen wir Goethes Stimme: ein Kampf gegen frevelnde Friedensstörer ist auch ihm ein heiliger Kampf. Dennoch verrät Goethe auch weiterhin nicht viel Teilnahme für die kriegerischen Begebenheiten. Den Zusammenbruch des deutschen Reiches, das freilich längst nicht viel mehr als ein Name war, sieht er nicht als ein Unglück an; der Zusammenschluß der reindeutschen Staaten im Rheinbund — Österreich und Preußen waren halbslavisch — erscheint ihm als eine glückliche Gestaltung der politischen Verhältnisse (an Eichstädt, 31. Oktober 1807). In all den kriegerischen und politischen Wirren sieht er seine Aufgabe, ja die „eine große und heilige Sache" darin, „im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unan-

getastete Palladium unserer Literatur aufs eifersüchtigste zu bewahren" (mit Fernow, 30. November 1806). Der Verlust der Kulturgüter, das ist das einzige, was Goethe in diesem Kriege fürchtet, die Niederlagen der deutschen Staaten lassen ihn völlig kalt, wie ein nicht eben erfreulicher, aber höchst lehrreicher Brief an Zelter vom 27. Juli 1807 zeigt: „Wenn jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Teilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat; so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen ... Vielleicht ist das, was wir bei der politischen Veränderung am meisten zu bedauern haben, hauptsächlich dieses, daß Deutschland und besonders das nördliche, in seiner alten Verfassung den einzelnen zuließ, sich so weit auszubilden als möglich, und jedem erlaubte, nach seiner Art beliebig das Rechte zu tun, ohne daß jedoch das Ganze jemals eine sonderliche Teilnahme daran bewiesen hätte." Deutlich spricht hier die Empfindung, daß ein neues Zeitalter angebrochen ist, nicht minder deutlich die Hochschätzung der alten individualistischen Kultur, in der Goethe groß geworden war.

Aus solchen zwiespältigen Empfindungen ist Goethes „Pandora" (1807/8) hervorgegangen. Die arbeitsfrohe, ganz dem Irdischen zugewandte Tatkraft des Prometheus und die sinnende Beschaulichkeit und Schönheitsfreude des Epimetheus, sie verkörpern beide nur die Hälfte des Menschheitsideals. Prometheus verkennt Pandora, das höchste Geschenk der Götter, in der wir alles Große und Schöne verehren mögen, was den Menschen „von oben" zuteil wird, Epimetheus fühlt ihren ganzen Wert, vermag sie aber nicht zu halten. Erst dem Sohn des Prometheus, der sich mit des Epimetheus Tochter vermählt, gelingt es, sie zu halten und zu bewahren. Man fühlt es, dem Herzen des Dichters steht Epimetheus näher, doch erkennt er, daß sich zu seiner Empfänglichkeit für alles Edle die Kraft gesellen muß, wenn anders das, was er besitzt, im Leben wirksam werden soll. Es ist gewissermaßen eine Warnung, die der Dichter sich selbst erteilt in dem Augenblick, da er durch physische Kraft so viel zerstört sieht. Es ist aber noch mehr eine Mahnung, im Lärm

des Tages nicht dasjenige zu vergessen, was dem Leben doch den höchsten Wert verleiht. Ein Tempel der Wissenschaft und Kunst sollte sich am Schluß der „Pandora" auftun, die Kinder der Titanen sollten darin als Priester walten.

Goethes Mangel an Teilnahme für die politischen Vorgänge erscheint uns heute schwer begreiflich. Doch erklärt er sich schließlich aus den Zeitverhältnissen. Solange der einzelne noch keinen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten hat, kann man auch nicht viel Teilnahme von ihm erwarten. Am allerwenigsten darf man eine Begeisterung für den Krieg erwarten, solange die Kriege Kabinettskriege sind; sie können lediglich wie unheilvolle Naturereignisse empfunden werden, denen gegenüber man machtlos ist. So stand denn auch Goethe mit seiner unpolitischen Gesinnung keineswegs allein da. Schiller sah die „deutsche Größe" ausdrücklich „in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist". Für Wilhelm von Humboldt war der Staat eigentlich nur ein notwendiges Übel, dessen Aufgaben sich auf Sorge für Sicherheit und Rechtspflege beschränken sollten (1792). Wilhelm Schlegel fragte (1803): „Ist es denn ein so großer Mangel, keinen Nationalstolz zu haben?" und sein Bruder lehrte (1800): „Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung."

Erst die Leidenszeit nach den gewaltigen Niederlagen von Austerlitz und Jena hat die Deutschen allmählich dessen inne werden lassen, daß ein starker Staat allein in der Stunde der Gefahr eine höhere Kulturentwicklung verbürgen, daß jeder nur in der nationalen Gemeinschaft, der er angehört, seinen Beruf erfüllen kann. Nicht eine Aufhebung, nur eine Erweiterung des Humanitätsideals bedeutete die Einsicht, daß der einzelne auch seinem Volk gegenüber Pflichten zu erfüllen hat. —

Früh haben die Romantiker die neuen Forderungen erkannt. 1806 verlangte Aug. Wilh. Schlegel eine wache und patriotische Poesie, ja vielleicht solle, meint er, die Poesie ganz der Beredsamkeit weichen, solange die nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens bedroht sei. Am entschiedensten hat Fichte ausgesprochen, was der Zeit not tat. Noch 1796 war auch ihm der Staat nicht viel mehr als der Inhaber der Polizeigewalt; noch 1805 schwärmte er für ein Weltbürgertum

der Bildung; erst die „Reden an die deutsche Nation“ (1807/8) fordern Erziehung zur Deutschheit; hier zuerst ist es klar ausgesprochen, daß die Vernichtung politischer Selbständigkeit auch die deutsche Literatur und Kunst bedrohe. Erst spät und widerwillig hat Goethe den Ernst der Lage und die Größe der Bewegung erkannt, die endlich zur Abschüttelung des Napoleonischen Joches führte. So gewaltig war der Eindruck der ungeheuren Laufbahn des Mannes, der von der niedrigsten Stufe aufsteigend der Beherrscher der Welt geworden war, daß ihm eine Auflehnung gegen Napoleon wie Wahnsinn vorkam. Was 1792 unter so viel günstigeren Verhältnissen mißglückt war, wie sollte das jetzt glücken, da Frankreich auf der Höhe der Machtentfaltung stand! Der Unglaube an einen Sieg der Verbündeten hatte für Goethe kaum etwas Schmerzliches. Künste und Wissenschaften waren unter der französischen Herrschaft nicht behindert, und daß Napoleon selbst deutsche Kultur zu schätzen wußte, das wurde doch wohl allein dadurch bewiesen, daß er Wert darauf legte, Wieland und Goethe in Erfurt zu begrüßen. Der persönliche Eindruck des Kaisers auf Goethe bestätigte nur die Anschauung, die er schon von ihm hatte; kluge Worte über Werther und die französische Tragödie ließen ihn als Freund und Kenner der Literatur und zwar auch der deutschen erscheinen. Als Napoleon sich zwei Jahre später mit der österreichischen Prinzessin Marie Luise vermählte, hat Goethe ihn noch begeistert gefeiert und gehofft, daß er endlich seine Kriegstaten als Friedensfürst beschließen werde: „Der alles wollen kann, will auch den Frieden.“ Er mußte bald einsehen, daß das ein schöner Irrtum war. Unersättlich war der Kaiser nach neuen kriegerischen Erfolgen; da erschien es doch auch dem Dichter als eine Art Nemesis, daß sein Siegesglück ihn schließlich verließ. Die furchtbare Niederlage Napoleons im Jahre 1812 scheint Goethe zunächst kaum zum Bewußtsein gekommen zu sein. Dann aber folgte er staunend den ungeahnten Erfolgen der verbündeten Heere, und ihre Taten nötigten ihm zuletzt doch eine aufrichtige Bewunderung ab. Jetzt erst bekannte er, daß Kunst und Wissenschaft nur ein leidiger Trost seien und das stolze Bewußtsein nicht ersetzen können, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören (mit Luden, 13. Dezember 1813).

Aus einer solchen Stimmung heraus ist „Des Epimenides Erwachen“ (1814) gedichtet, das einer Bitte Ifflands seine

Entstehung verdankt: es sollte zur Feier der Rückkehr König Friedrich Wilhelms und des Zaren aufgeführt werden.

Es ist kein Festspiel, das in machtvollen Worten dem Ausdruck verleiht, was alle Herzen bewegt, es ist aber ein höchst bemerkenswertes persönliches Bekenntnis. Zunächst nimmt ein Vorspruch, wörtlich an das ältere Gedicht anknüpfend, die Hoffnung auf den Friedensfürsten Napoleon zurück:

„Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer alles will, will sich vor allen mächtig."

Sodann ist die Dichtung in gewissem Sinne eine persönliche Rechtfertigung des eigenen Verhaltens und eine rückhaltlose Verherrlichung der Größe der Freiheitskämpfer. Epimenides, von gütigen Genien in Schlaf versenkt, wird der Zerstörung rings um ihn her erst in dem Augenblick inne, da der Dämon der Unterdrückung überwunden ist. Da bekennt er den glücklichen Kämpfern gegenüber:

„Doch schäm' ich mich der Ruhestunden;
Mit euch zu leiden, war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin."

Die Priester aber entgegnen:

„Tadle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannst.
Sie bewahrten dich im stillen,
Daß du rein empfinden kannst."

Die Beziehung der Epimenidesgestalt auf Goethe ist angefochten worden, weil Goethe die Zeit keineswegs verschlafen habe, sondern allen Vorgängen mit lebhaftem Anteil gefolgt sei. Das heißt jedoch, das Gleichnis zu wörtlich nehmen: Goethe hat abseits gestanden, als die gewaltige Freiheitsbewegung ganz Deutschland ergriff, er erkennt nun ihre Größe an, sieht aber seine besondere Aufgabe darin, daß er sich sein reines Empfinden gewahrt hat. Dieses reine Empfinden, dieser Sinn für die edelsten Kulturgüter darf der neuen Welt nicht verloren sein. So wächst die Epimenidesgestalt über den Dichter hinaus und wird zum Symbol aller derer, die in der Zeit des Kampfes das heilige Feuer der Kunst und Wissenschaft rein bewahren. Echt goethisch ist endlich die Mahnung der Muse, nach dem Siege allen Haß fahren zu lassen und sich der Eintracht und des Friedens zu freuen.

Die Dichtung zeigt, wie weit Goethe geneigt war, dem Geist der neuen Zeit entgegenzukommen: er bewundert ihn, aber er hält für seine Person an den alten Idealen fest und ist überzeugt, daß auch die neue Zeit Männer seiner Art nicht entbehren kann.

Was Goethe ferner in den Jahren 1814/15 trübe in die Zukunft sehen ließ, war die Frage: was soll nun werden? Und es ist ja bekannt, wieviel Enttäuschungen die Folgezeit brachte. Die Einigkeit war mit der Überwindung Napoleons dahin, und im Innern erhob die Reaktion ihr Haupt. Auf der anderen Seite forderten die Völker, die Gut und Blut dem Staat geopfert hatten, die verheißenen Verfassungen, die ihnen in den meisten Staaten — Preußen und Österreich vor allem — nicht gewährt wurden. Das wurde eine Quelle berechtigter Unzufriedenheit und harter Kämpfe in der inneren Politik.

Die Reaktion fand eine willkommene Unterstützung bei der Romantik. Nach den von Alexander I. aufgegriffenen Grundsätzen des Romantikers und Philosophen F. von Baader (1765 bis 1841) sollte man die Dämonokratie der Revolution durch eine neue Theokratie, durch die gotterfüllte Herrschaft patriarchalischer Monarchien ersetzen. Die heilige Allianz sollte diese Ideen verwirklichen. Besonders nachdrücklich verfocht die Romantik die Überlegenheit der Kirche über den Staat, was gleichfalls eine Erneuerung mittelalterlicher, von der katholischen Kirche allerdings nie aufgegebener Grundsätze bedeutete. Die im einzelnen oft geistvollen Staatstheorien der Romantiker kamen im ganzen doch nur den Mächten zugute, die den modernen politischen Forderungen widerstrebten.

Auch von diesen Kämpfen blieb Goethe nicht unberührt. Die Zeit nach den Befreiungskriegen brachte dem Weimarer Staat eine bedeutsame Veränderung: der Großherzog — die neue Würde hatte ihm der Wiener Kongreß gebracht — verlieh als erster deutscher Fürst seinem Lande eine Verfassung. Das konnte Goethe nicht billigen; den Grund dafür finden wir in einer Äußerung gegen Eckermann (vom 25. Februar 1824): „Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren. Denn dies ist auch ein Metier, das gelernt sein will und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht." Goethe

war unter dem aufgeklärten Despotismus groß geworden und war von dem allergrößten Vertrauen zu der Lauterkeit und politischen Klugheit seines Großherzogs erfüllt. Deshalb konnte er nicht wünschen, daß nun Unberufene in die Regierungsgeschäfte hineinreden sollten. Noch weniger war Goethe davon erbaut, daß in der Verfassung auch Preßfreiheit zugesichert war. In der Tat sollte sie dem Großherzog Unannehmlichkeiten aller Art bereiten; er wurde der reaktionären österreichischen Regierung immer verdächtiger. Dazu kam das Wartburgfest, eine Gedenkfeier der Leipziger Schlacht und der Reformation, bei dem sich die Studenten zu unbesonnenen Worten und Taten hatten hinreißen lassen, endlich die Ermordung Kotzebues durch einen Jenaer Studenten. Das war die Veranlassung zu den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen: gefährliche Professoren und Studenten wurden mit scharfen Maßregeln bedroht, eine strenge Zensur eingeführt und zur Untersuchung demagogischer Umtriebe die Zentralkommission in Mainz eingesetzt. Preußen und Rußland verboten ihren Staatsangehörigen den Besuch der Universität Jena. Über derartige Maßregeln gab Goethe das Urteil ab: „Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht“ (mit Müller, 18. September 1823).

Auch weiterhin hat Goethe die Vorgänge des öffentlichen Lebens mit Aufmerksamkeit verfolgt. Sogar der ihn einst so fremd anmutende Gedanke eines einigen Deutschlands wurde ihm vertraut; er dachte dabei in erster Linie an eine Einheit in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel, an ein Fallen der Zollschranken und an einen Ausbau der Chausseen und Eisenbahnen; nicht erwünscht erschien ihm eine einzige große Residenz; die einzelnen Fürstensitze als Träger der Kultur mochte er nicht missen. „Vor allem aber sei es [Deutschland] eins in Liebe untereinander und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind“ (mit Eckermann, 23. Oktober 1828). Und als Goethe von einem Berliner Besucher erfuhr, es bestünde die Hoffnung, daß Preußen sich dem süddeutschen Zollverein anschließen würde, da „entgegnete er mit freudigem, tief aus der Brust geholtem Tone: ‚Also doch ein Band mehr zur Einigung Deutschlands‘“ (mit F. Notter, Juni 1829). Wenn man Goethe auch lieber unter den Führern der großen Zeit um 1813 gesehen hätte, eine ge-

wisse Befriedigung gewährt es doch, daß er wenigstens später sich von der Bedeutung eines starken Staates überzeugte und den Geist der neuen Zeit in seiner Berechtigung anerkannte.

Wie sehr Goethe den neuen Geist begriffen hatte, zeigen vor allem die „Wanderjahre" (beendet 1829), die im Gegensatz zu dem individualistischen Bildungsideale der „Lehrjahre" den Nachdruck auf die Pflichten des einzelnen gegenüber der Allgemeinheit legen. Schon der Knabe wird durch gemeinsame Erziehung daran gewöhnt, sich als Glied einer Gemeinschaft zu fühlen, und die Erwachsenen schließen sich zu einem Bund zusammen. Bei der Wahl des Berufes werden die individuellen Anlagen berücksichtigt, jeder aber muß sich in eine strenge Ordnung fügen, denn „beschränkte Besonderheit", d. h. Willkür und Laune, wird nicht geduldet. In dem Weltbunde, zu dem alle Tüchtigen sich zusammenschließen, ist jeder Standesunterschied aufgehoben, nur nach dem, was einer leistet, wird gefragt; Vollkommenheit in einem Fach wird von jedem gefordert; „Trachte jeder, überall sich und andern zu nützen", lautet hier der Wahlspruch. Da jeder nur nach dem geschätzt wird, was er der Gesamtheit leistet, heißt es, es sei jetzt die Zeit der Einseitigkeiten. Manche Stellen des Romans und einige Verschen, die Goethe ihm zum Geleit mitgab, zeigen, daß es dem Dichter selbst bei dieser Empfehlung des Nützlichkeitsstandpunktes nicht ganz wohl zumute war. Er soll übrigens auch jetzt nicht als das höchste gelten, heißt doch der Wahlspruch des Oheims: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen"; es erscheint Goethe nur als zeitgemäß, diese Forderungen zu betonen. Zudem ist das Streben nach Totalität einer großen Gefahr ausgesetzt; es kann, wenn der aufgenommene Stoff nicht innerlich verarbeitet und angeeignet wird, zu oberflächlicher Vielseitigkeit und Zersplitterung führen. Mit Rücksicht auf eine solche Entartung des Humanitätsideals heißt es hier: „Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen." Der nützliche Mensch ist eben immer noch mehr wert, als der Dilettant und Pfuscher des höchsten Bildungsstrebens. „Sich auf ein Handwerk zu beschränken ist das beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den besseren eine Kunst sein, und der beste, wenn er eins tut, tut er alles oder, um weniger paradox zu sein, in dem einen, was er recht tut, sieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird." Daß das Goeths eigene Meinung war,

zeigt ein Wort gegenüber Eckermann: er habe all sein Wirken und Leisten stets nur symbolisch genommen, es sei ihm im Grunde immer gleichgültig gewesen, ob er Töpfe machte oder Schüsseln (2. Mai 1824).

So ist auch der Schluß des „Faust" (beendet 1832) zu verstehen. Nicht daß Faust hier einen Sumpf entwässert, sollen wir als Krönung seines Lebenswerks ansehen, sondern den hohen Sinn, der dieses Wirken adelt und ihm dadurch Ewigkeitswert verleiht; er weiht sein Leben dem Wohl der Gesamtheit. Das Glück aber, das er ihr schaffen will, soll kein Glück der Ruhe, des Stillstands sein, vielmehr ein Leben des Kampfes und der Arbeit, bei der alle für einen stehen und einer für alle. Er nimmt sein Wirken symbolisch, das einzelne erhält seinen Wert durch den Ewigkeitsgehalt, den seine Gesinnung ihm gibt. Das ist die Mystik des alten Goethe, dem alles Vergängliche mehr und mehr zum Gleichnis wird, weil es eben seinen höchsten Wert nicht in sich selbst trägt, sondern in dem Ewigen, das ja nur an und in dem Vergänglichen sich verwirklicht. Von diesem hohen Standpunkt aus kann Goethe nun auch dem Nützlichkeitsstreben der Zeit gerecht werden: der Durchschnittsmensch, der sich zur Persönlichkeit im höchsten Sinn nicht zu bilden vermag, erfüllt wenigstens einen äußeren Zweck, der Bessere nimmt sein Wirken symbolisch. Das steht doch dem älteren Sinnspruch nicht allzu fern:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an."

Was hier gewissermaßen als Notbehelf gilt, wird in den Alterswerken als das eigentlich Normale angesehen. Goethe erkennt, daß das klassische Bildungsideal eigentlich nur von einer erlesenen Aristokratie des Geistes zu verwirklichen ist; sein Blick richtet sich jetzt auf weitere Kreise, deren Bedürfnissen er nun gerecht zu werden sucht. So gelingt es Goethe, zu einem Ausgleich zwischen dem klassischen Bildungsideal und dem Geist der neuen Zeit zu gelangen.

Zur Ergänzung der den Roman beherrschenden Ansichten muß hier noch ein höchst lehrreiches Gespräch mit Soret herangezogen werden (vom 20. Oktober 1830). Soret, der Erzieher des jungen Prinzen Karl Alexander, des späteren Großherzogs, hatte Goethe über die Lehre der Saint-Simonisten berichten müssen; das gab Goethe Veranlassung, sich gegen den Nützlich-

keitsstandpunkt auszusprechen; jeder solle das bleiben, was er sei, nach seiner Überzeugung arbeiten und schaffen; daraus ergebe sich dann von selbst das Beste für die Gesamtheit; hätte er sich nach den Wünschen der Menge gerichtet, dann hätte er ihr Märchen (contes) erzählt und sie zum besten gehabt wie Kotzebue. Wogegen Goethe sich auflehnt, das ist also doch nur, sich seinen Weg von der Menge vorschreiben zu lassen; gleichgültig ist ihm das Gemeinwohl deshalb noch nicht. Durch Treue gegen sich selbst glaubt er ihm am besten dienen zu können. Mit den Äußerungen des Romans zusammengenommen ergibt das eben die Meinung, daß die Ausbildung der Persönlichkeit auch vom Standpunkt des Gemeinwohls das Höchste bleibt, daß aber, wer selber kein Ganzes werden könne, darnach zu trachten habe, sich dem Ganzen, dem er angehört, nützlich zu machen.

Auch der religiöse Sinn nimmt in den „Wanderjahren" ein anderes Aussehen an. Mit Beziehung auf die Bekenntnisse der schönen Seele heißt es da: „Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen ... aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsre redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug ins Weite setzen und nicht nur unsre Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen." Die praktische Betätigung und die weitherzige Gesinnung erscheint also als das Wesentliche dieser Frömmigkeit; auch hier löst eine soziale Auffassung die individualistische ab. Und diese Frömmigkeit lehnt sich an die historisch entwickelten Formen der Religion an. Alle Religionen haben im Heiligtum der „pädagogischen Provinz" ihre Stätte, denn alle entsprechen gewissen Stufen der Bildung; doch nimmt die christliche, die Religion der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, die höchste Stufe ein. „Es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniss des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen." Aus den drei Ehrfurchten, die sich in den verschiedenen Religionen verkörpern, der Ehrfurcht vor dem, was über, neben und unter uns ist, ergibt sich als Höchstes die Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst, „daß er

sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden", — denn für ihn besteht die Gefahr nicht mehr, selbstische Begierden und willkürliche Launen mit dem Ewigen zu verwechseln, das sich in ihm verwirklichen soll. Wie einst Lessing wird also auch Goethe zum Verkünder eines neuen Evangeliums: so hoch er das Christentum einschätzt, einen Abschluß der Entwicklung bedeutet es nicht; auch das religiöse Leben wird sich zu immer reineren und höheren Formen entwickeln.

Dennoch kann man sagen, daß die Religiosität des alten Goethe sich immer entschiedener an das Christentum anschließt, wie neben dem Roman zahlreiche Gespräche mit Müller und Eckermann lehren. Immer freilich deutet sich Goethe die Lehren in seinem Sinn, ohne viel nach ihrer kirchlich-dogmatischen Bedeutung zu fragen. So kann man den Schluß des „Faust" in eine Beziehung zur Erlösungs- und Gnadenlehre stellen, und Goethe hat das selbst getan (mit Eckermann, 6. Juni 1831). Er hat die Meinung ausdrücklich abgelehnt, als ob die Lösung des Faustproblems in den Worten enthalten sei:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

„Das wäre ja Aufklärung," meinte Goethe, „Faust endet als Greis, und im Greisenalter werden wir Mystiker" (mit Förster; Gespräche Bd. 3, S. 516). Nicht das Streben allein, sondern die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe rettet Faust; das Streben bleibt, so wertvoll es ist, unzulänglich; die verzeihende Liebe aber nimmt den Willen für die Tat und hebt Faust in den Himmel empor. Bei einem so freien Verhältnis zum Christentum konnte Goethe sich auch nicht auf das Bekenntnis einer Konfession festlegen. In einem hochbedeutenden Gespräch mit Eckermann (11. März 1832), in dem er die Reformation als Grundlage aller Kultur feierte, fuhr er fort: „Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören, und mit ihm Haß und feindliches

Ansehn zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sie sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen. Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen."

Daß Goethe mit der Entwicklung vom rein persönlichen Frömmigkeitsgefühl zum engeren Anschluß an das Christentum einer Strömung der Zeit folgte, zeigt etwa die gleiche Entwicklung Schleiermachers. Auch im religiösen Leben beginnt man sich der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft bewußt zu werden und diese Zugehörigkeit als wertvoll zu schätzen. Schleiermacher hatte in seinen Anfängen (um 1800) Religion als „das Gefühl des Unendlichen im Endlichen" erklärt, er hatte eine Zeit erhofft, da es keine Priester, keine Tempel mehr geben solle; zwei Jahrzehnte später lehrte er, daß der Glaube zwar nicht an ein Lehrsystem gebunden sei, wohl aber aus der gemeinsamen Erfahrung der geschichtlich erwachsenen religiösen Gemeinschaften bestimmt sei. —

In den literarischen Aufsätzen des alten Goethe tritt ein Begriff beherrschend hervor, der der Weltliteratur. Es könnte scheinen, daß der im Gegensatz stünde zu dem allgemeinen Streben der Zeit, sich der nationalen Eigentümlichkeiten zu rühmen. Das ist für Goethes Ansicht nicht zutreffend; er fordert nicht, „die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen (Edinburgh Reviews 1827/28). Es gewährt ihm ein Gefühl der Befriedigung, daß in dieser Weltliteratur Deutschland eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. „Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Wert ist" (Über Duval, Le Tasse, 1827). Wie Goethe sich dieser Teilnahme des Auslandes an der deutschen Literatur freut, so wendet er umgekehrt seine Aufmerksamkeit allen Völkern zu: nicht nur die griechische und römische, französische und englische, italienische

und spanische Literatur beachtet er, auch die serbische, böhmische, neugriechische, litauische, schwedische, hebräische, indische, persische und chinesische Literatur wird mehr oder minder gründlich berücksichtigt. Die beiden neueren Dichter, die der alte Goethe am höchsten geschätzt hat, sind Ausländer: Manzoni und Byron. Bei allem liebevollen Verständnis, mit dem Goethe die fremden Literaturen betrachtet, warnt er aber doch davor, sie als musterhaft anzusehen; „sondern im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt ist. Alles übrige müssen wir nur historisch betrachten und das Gute, soweit es gehen will, uns daraus aneignen" (mit Eckermann, 31. Januar 1827).

So hoch schätzt Goethe immer noch die Antike ein. Und doch gilt von seiner Stellung zur Antike in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens das Verschen:

„Wir sind vielleicht zu antik gewesen;
Nun wollen wir es moderner lesen."

Schon 1805 schrieb Goethe in den Anmerkungen zu Rameaus Neffen, uns Nordländer könne man auf die Alten als Muster nicht ausschließlich hinweisen. Ein Goethischer Spruch sieht in der Eigentümlichkeit des Ausdrucks Anfang und Ende aller Kunst; nun habe jede Nation eine von den allgemeinen Eigentümlichkeiten abweichende besondere Eigenheit; man dürfe daher seine eigene Natur nicht von einer fremden überwältigen lassen; so seien Shakespeare und Calderon vielfach zu Irrlichtern geworden; auch Aristoteles habe verwirrend gewirkt. Und zu Eckermann äußerte Goethe (Anfang März 1832), die tragische Schicksalsidee der Griechen sei unserer Denkweise nicht mehr gemäß; verarbeite ein moderner Dichter solche Ideen, so sehe es immer wie eine Art von Affektation aus. Am deutlichsten hat der alte Goethe seine Ansichten über diese so vielerörterte Frage in dem Aufsatz ausgesprochen: „Klassiker und Romantiker in Italien sich heftig bekämpfend." Er versteht hier unter Romantik alle neuere Dichtung, sofern sie sich nicht an das Muster der Alten anlehnt. Seine (romantische) Eigenart kann der neuere Dichter gar nicht aufgeben, aber er kann sich an den Alten bilden. „Und doch ließe sich dieser Widerstreit [zwischen Klassikern und Romantikern] sehr leicht heben, wenn man bedenken wollte, daß jeder, der von

Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verleugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat." Was hier der Kritiker ausspricht, hat der Dichter symbolisch im Helenaakt des „Faust" dargestellt: Fausts Versuch, die untergegangene Welt des Griechentums neu zu beleben, scheitert, aber einen großen Gewinn für sein Leben hat er doch davongetragen. So hätte auch Goethe die Bildung nicht missen mögen, die er der Antike und andern Vorbildern dankte; er war der Meinung, daß auch der Künstler lernen müsse: „Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber; allein von einem trefflichen nicht" (mit Eckermann, 1. April 1831); wie es in jenem Versspröchlein heißt:

„‚Ich hielt mich stets von Meistern entfernt,
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' alles aus mir selbst gelernt.' —
Es ist auch danach."

Goethe fürchtet nicht, daß ein Künstler, der sich an Mustern bildet, dadurch seine Eigenart verliert; es liegt also ganz gewiß kein Versuch vor, das Persönliche zurückzudrängen. Ja gerade der alte Goethe hat mehrfach erklärt, daß in der Kunst und Poesie die Persönlichkeit alles sei, daß sie das einzige sei, was in die Kultur des Volkes übergehe (mit Eckermann, 28. März 1827, 13. Februar 1831). „Was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist ... aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging" (mit Eckermann, 18. Januar 1827). Über historische Stoffe in der Dichtung äußert Goethe bei Gelegenheit von Manzonis Graf Carmagnola: „Für den Dichter ist keine Person historisch, es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen." Und in der Besprechung von Manzonis „Adelchi" erklärt Goethe, alle Poesie verkehre eigentlich in Anachronismen; „alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um sie nach unsrer Weise den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung, als es hatte, dem Altertüm-

lichen zugestehen ... Allen Zuständen borgt man das Neuere, um sie anschaulich, ja nur erträglich zu machen." Ja Goethe geht in dieser Betonung der Selbstherrlichkeit des Künstlers noch weiter. Er rechtfertigt eine Landschaft des Rubens, in der die Schatten nach verschiedenen Seiten fallen, mit den höheren künstlerischen Absichten. Und über Widersprüche in Shakespeares „Macbeth" sagt er zu Eckermann in demselben Gespräch: „So wie die Lady zum höchsten Nachdruck ihrer Worte sagen mußte: ‚Ich habe Kinder aufgesäugt', so mußte auch zu eben diesem Zweck Macduff [von Macbeth] sagen: ‚Er hat keine Kinder!'" ... „Diese Worte des Macduff kommen mit denen der Lady in Widerspruch; aber das kümmert Shakespeare nicht" ... Der Dichter läßt seine Personen jedesmal das reden, „was eben an dieser Stelle gehörig, wirksam und gut ist" (18. April 1827).

Wer die Selbstherrlichkeit des Künstlers so nachdrücklich verficht, ist gewiß der Gefahr ausgesetzt, sich über alle Wahrscheinlichkeit, ja auch über die innere Gesetzlichkeit der Form hinwegzusetzen, und auch Goethe ist dieser Gefahr nicht entgangen. Es ist bekannt, mit welcher Freiheit er Raum- und Zeitvorstellungen im zweiten Teile des „Faust" behandelt, wie er Antikes, Mittelalterliches und Modernes in kühnster Weise miteinander verflicht. Unkünstlerisch ist es doch, wenn er im „Faust" den Vulkanismus bekämpft oder in den „Wanderjahren" seine Gedanken über plastische Anatomie vorträgt. Gewiß hat Goethe auch in diesen Fällen sich bemüht, einen inneren Zusammenhang herzustellen, aber jene organische Einheitlichkeit, die die klassische Ästhetik vom Kunstwerk fordert, ist aufgegeben; wir fühlen uns an Schwächen der romantischen Kunst erinnert. Wenn Goethe nun überhaupt immer gleichgültiger gegenüber der selbstgewählten Form wird, so liegt das zum Teil vielleicht an einem Erlahmen der gestaltenden Kraft, mehr noch daran, daß ihm, je älter er wird, der Gedankengehalt immer mehr zur Hauptsache wird. Er hat so viel zu sagen, daß es ihm weniger auf das Wie als auf das Was ankommt. So teilt er in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum" und — um den vorgesehenen Raum zu füllen — in den „Wanderjahren" vielfach ungemünztes Gold aus seinen Geistesschätzen mit: die „Maximen und Reflexionen" (früher Sprüche in Prosa genannt). Wohl gelingt ihm hier manch glückliche Prägung einer Lebensregel oder eines lichtvollen Sinnspruchs, meist läßt er sich doch behaglicher gehen und entwickelt

längere Gedankenreihen, ohne auf eine geistreiche Form zu sinnen. Bei alledem ist die Gedankenfülle so groß, daß wir gern auf eine glänzende Einkleidung verzichten und uns freuen, daß der Dichter uns diese reichen Schätze nicht vorenthalten hat.

Von Kunstformen beherrscht Goethe die Lyrik bis in sein höchstes Alter, doch erhält sie ihr Gepräge auch durch eine zunehmende Vergeistigung. Wohl ist der Greis noch jugendlichster Leidenschaft fähig — er war 74 Jahre alt, als er von heißer Liebe für Ulrike von Levetzow ergriffen wurde —, wohl vermag er uns durch die Kraft dieses Empfindens im Innersten zu erschüttern; das Bezeichnende dieser Liebeslyrik des jugendlichen Greises ist aber doch, daß er auch hier zu den höchsten Betrachtungen aufsteigt. Was ihm „fromm sein" heißt, hat er nirgends schöner als in der Marienbader Elegie ausgedrückt. Mit voller Bildlichkeit und lebendiger dramatischer Bewegung paart sich mystischer Tiefsinn in den Pariagedichten, deren Konzeption allerdings noch in das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts fällt. Die Gedanken, die Goethe an die Betrachtung von Schillers Schädel knüpft, sind bei aller Tiefe bewundernswert klar, sie quellen so natürlich aus dem Erlebnis und der dadurch geweckten Empfindung, daß alles zu einem starken, einheitlichen Eindruck verschmilzt. Und selbst für die schweren „orphischen Urworte" hat er eine so glückliche Form gefunden, daß sie oft und gern zitiert werden.

Unter den erzählenden Dichtungen des alten Goethe sind die kurzen Novellen am besten abgerundet. Die besten Erzählungen, die in die „Wanderjahre" eingeschaltet sind, sind bereits im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entstanden. Dagegen gehört die Meistererzählung „Der Mann von funfzig Jahren" zum größten Teil dem alten Goethe; freilich ist das Ende, das in seltsamster Weise mit dem Hauptroman verflochten ist, des Anfangs nicht würdig. Die eigentümlichste Gabe des alten Dichters auf diesem Gebiet ist jedoch die „Novelle", der er nicht vergeblich die liebevollste Sorgfalt zugewendet hat. Höchst reizvoll ist die Art, wie hier der ganz innerliche Vorgang der Selbstüberwindung Honorios nur zart angedeutet wird — so zart freilich, daß dem an eine solche Symbolik nicht gewöhnten Leser leicht das Beste entgehen kann. Eigentümlich ist auch der allmähliche Übergang vom realistischen Anfang zu den wunderbaren Vorgängen des Schlusses, die Auflösung der Erzählung in lyrisch-musikalische Stimmung.

Dieses lyrische Ausklingen entspricht romantischer Art, wie wir auch sonst diese kleine Dichtung in Übereinstimmung mit der romantischen Theorie vom Wesen der Novelle finden. Friedrich Schlegel hatte im Anschluß an Boccaccio (1801) erklärt, die Novelle sei geeignet, eine subjektive Ansicht und Stimmung in sinnbildlicher Form zu geben, übrigens neige sie zum Objektiven, gebe Lokal und Kostüm mit Genauigkeit, halte es aber im allgemeinen den Gesetzen und Gesinnungen der feinen Gesellschaft gemäß, wo sie ihren Ursprung und ihre Heimat habe. Goethe, der in der „Novelle", wie der Titel sagt, ein Musterbeispiel der Gattung geben wollte, hat bei der Abfassung kaum jene Theorie im Sinn gehabt. Er hat schon, bevor es eine Romantik gab, Novellen geschrieben; immerhin könnte seine Vorliebe für diese Gattung durch die Romantik genährt worden sein, die sie besonders bevorzugte; auch mag seine Auffassung von ihrem Wesen ihm selbst unbewußt durch jene Theorie beeinflußt sein.

An romantische Willkür und Ironie könnte man auch bei den „Wanderjahren" denken, wenn es nicht näher läge, die Unform aus der nachlassenden Gestaltungskraft des alten Dichters zu erklären. Es sollte ursprünglich wohl eine Art Rahmenerzählung werden wie die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" und ist jetzt ein unglückliches Mittelding zwischen einem eigentlichen Roman und einer Rahmenerzählung. Sehr sorglos hat Goethe hier seine älteren Papiere redigiert: er hat manche Stelle der ersten Fassung später gestrichen, ohne zu bedenken, daß sie zum Verständnis des Folgenden notwendig war; über das Auswandern urteilt die spätere Fassung anders als die frühere; dennoch ist eine große Rede Lenardos, die nun nicht mehr in den Zusammenhang paßt, übernommen worden; mehrfach (etwa in Lenardos Tagebuch) springt die Erzählung unvermittelt aus der Ich-Form in die Er-Form über. Nicht mit romantischer Ironie, sondern mit einer gewissen sorglosen Gemütlichkeit tritt der „Redakteur dieser Bogen" persönlich hervor und erzählt etwa, daß er an dieser Stelle gern einen Band abgeschlossen hätte, wäre es mit der typographischen Einrichtung zu verknüpfen gewesen. Ja endlich mußte der Dichter, da das Manuskript nicht den vorgesehenen Raum füllte, den stets hilfsbereiten Eckermann damit beauftragen, einige Gruppen von Maximen zur Füllung zusammenzustellen; und da Goethe gerade zwei neue Gedichte

(„Vermächtnis“ und „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“) bekannt machen wollte, entschloß er sich, beide — ohne Überschrift! — als Beigabe abzudrucken.

Sehr verschiedenartige Welten tun sich vor uns auf und sehr verschiedenartige Darstellungsmittel werden nebeneinander verwandt. Wo Goethe einen kühnen Griff in das Leben der Gegenwart tut und in der Bedrängung der Baumwollindustrie durch die Maschinen bedeutsame wirtschaftliche Umwälzungen darstellt, da wird auch die Darstellungsweise realistisch und Goethe verschmäht es nicht, „echte Dokumente“ — Aufzeichnungen H. Meyers — in den Roman einzuschalten. Von diesen Abschnitten läßt sich eine Verbindungslinie einerseits zu Immermanns „Epigonen“ und Freytags „Soll und Haben“, andererseits zu den Dorfgeschichten von Gotthelf und Auerbach ziehen. Andere Abschnitte führen uns in eine poetische Welt. Die „pädagogische Provinz“ hat zwar ein Vorbild in der Wirklichkeit, Fellenbergs berühmte Erziehungsanstalt in Hofwil in der Schweiz, ist aber daneben mit Zügen ausgestattet, die ihr den Charakter einer Utopie geben; und vollends verknüpft sich in der Schilderung Makariens Realistisches und Phantastisches in seltsamster Weise. Makariens wundersames Verhältnis zum Planetensystem kann man nicht wohl anders als symbolisch auffassen — als ein Gleichnis der großen Zusammenhänge, in die der Mensch eingeordnet ist. Auch in den anderen Dichtungen des alten Goethe tritt das Symbol bedeutsam hervor. In der „Novelle“ wird die Selbstüberwindung Honorios durch die Bezwingung des Löwen dargestellt. Im zweiten Teile des „Faust“ herrscht die Symbolik endlich in einer Weise, die dem Ganzen den Eindruck des Schattenhaften aufprägt. Wir haben das Gefühl, daß hinter jeder Einzelgestalt, jedem Einzelvorgang ein tieferer Sinn zu suchen ist, daß es dem Dichter mehr um Bilder für Gedanken zu tun ist, als um die Darstellung eines bedeutenden Stückes Leben. Das ist nicht mehr die schöne dichterische Symbolik des ersten Teiles, die in der Bedeutsamkeit des Dargestellten beruht, sondern ein Überwiegen des Gedankenhaften auf Kosten der Gegenständlichkeit und Lebensfülle. Und wenn der Dichter auch bemüht ist, nach romantischer Art durch eine unerhörte Formenfülle, durch schöne Bilder fürs Auge auf die Sinne zu wirken, so wird der wundervolle Einklang von Bild und Bedeutung nicht mehr erreicht. So ist die Vermählung von Faust und Helena gewiß ein schönes

Symbol für die Vermählung helleniſcher und germaniſcher Kultur; aber was den Geſtalten durch die ſymboliſche Bedeutſamkeit an tiefem Sinn zuwächſt, das verlieren ſie an individuellem Leben. Sind wir gar — was nicht ſelten der Fall iſt — im Zweifel über die rechte Deutung, dann iſt der Eindruck noch weniger poetiſch, wir mühen uns mit dem Erraten von Rätſeln, ſtatt uns unbefangen dem Eindruck zu überlaſſen.

Und doch iſt es nicht Zufall oder Laune, die zu der eigentümlichen Geſtaltungsweiſe geführt hat. Wir wiſſen, Goethe war von jeher gewohnt, im Einzelnen das Allgemeine, im Vergänglichen das Unvergängliche zu ſehen. So war er in der Wiſſenſchaft beſtrebt, die große Geſetzlichkeit der Natur zu erkennen, ſo lernte er ſein eignes Wirken ſymboliſch anſehen, d. h. das einzelne Tun nur als Äußerung der ewigen Perſönlichkeit ſchätzen. Immer mehr wurde ihm das Vergängliche zum Gleichnis des Unvergänglichen, immer mehr wurde ihm Naturerkenntnis zur Gotteserkenntnis, immer mehr erſcheint es ihm als Aufgabe des Menſchen, das Vergängliche unvergänglich zu machen, d. h. ſein Leben in den Dienſt einer Idee zu ſtellen. So findet ja auch Fauſt die Befriedigung nicht in einer beſtimmten Tat, in einem einzelnen Werk, ſondern in der großartigen Lebensauffaſſung, die all ſeinem Tun erſt den höchſten Wert verleiht. In dieſem Sinne kann er nun zum Augenblicke ſagen: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön“ — das bedeutet keinen Verzicht auf das Streben, ſondern nur die Einſicht, daß jeder Augenblick eines ſo aufgefaßten Lebens ſo viel wert iſt wie der andere. Wenn Mephiſto nicht begreift, daß Fauſt nun größer denn je daſteht, iſt er eben der „dumme Teufel“, der beſchämt abziehen muß. Wem ſo alles Vergängliche zum Gleichnis geworden iſt, der wird nicht, wie etwa der Dichter des „Götz“, an der bunten Fülle des Lebens an ſich ſeine Freude finden, ſondern an dem, was es ihm bedeutet, und er wird als Dichter zu Symbolen ſeine Zuflucht nehmen. So hat auch hier die Form eine gewiſſe Notwendigkeit als Ausdruck der Perſönlichkeit, als Ausdruck der eigentümlichen Empfindungs- und Anſchauungsweiſe des Greiſes. Das ſchöne Gleichgewicht von geiſtigem Gehalt und lebensvoller Anſchaulichkeit iſt geſchwunden, der Geiſt herrſcht auf Koſten der ſchönen Sinnlichkeit, aber es iſt der Geiſt eines Weiſen, deſſen Worten man aufmerkſam lauſcht, auch wenn ihnen die blühende Schönheit der Jugend fehlt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der zweite Teil des „Faust" als Dichtung unter dieser Verflüchtigung des Lebens ins Symbolisch-Bedeutsame gelitten hat, nicht minder unter dem Wechsel einer überschwellenden Breite — man denke an die klassische Walpurgisnacht — und eines von Goethe selbst zugestandenen Lakonismus, der uns etwa kaum einen Wink für die Bedeutung des Helenaaktes gibt. Und doch hat Goethe auch noch rein dichterisch Unvergängliches geleistet: das unvergleichlich schöne Vorspiel (Erster Akt, „Anmutige Gegend", der Helenaakt besonders in seinem ersten Teil, der ganze letzte Akt endlich sind doch noch Zeugnisse eines gewaltigen dichterischen Könnens. Dazwischen freilich stehen wenig gehaltreiche und matte Szenen, und das Ganze schließt sich nicht zu einer künstlerischen Einheit zusammen; die Einheit ist lediglich eine Einheit der Anschauungsweise, sie ist nur gedacht, nicht versinnlicht, d. h. sie ergibt sich erst, wenn wir von den Symbolen zu dem Gedanken durchdringen, der symbolisiert wird. Und doch sollte niemand, dem der erste Teil des „Faust" wert geworden ist, sich vom zweiten abschrecken lassen, auch wenn er der Erläuterung bedarf: es ist doch ein zum Verständnis des Ganzen notwendiger Teil des vielleicht berühmtesten Werkes der Weltliteratur.

Als Goethe das „Hauptgeschäft" beendet hatte, sah er sein ferneres Leben als bloßes Geschenk an; in der Tat hat er den Abschluß des Werkes nur um wenige Wochen überlebt. Am 24. Januar 1832 verzeichnet das Tagebuch zum letztenmal Arbeit am „Faust", am 22. März setzte der Tod dem unendlich reichen Leben ein Ziel.

Rastlos und unermüdet tätig war Goethe bis zum letzten Augenblick, und so ungeheuer war sein Tatendrang, daß er sich ein Aufhören nicht vorstellen konnte. Er war von einer Fortdauer völlig überzeugt. Wenn er bis an sein Ende rastlos wirke, sei die Natur verpflichtet, ihm eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige seinem Geist nicht ferner auszuhalten vermöge. So sprach er zu Eckermann am 4. Februar 1829, und am 19. März 1827 schrieb er an Zelter: „Wirken wir fort, bis wir, vor- oder nacheinander, vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen!"

Wenn Goethe selbst es einmal (im Maskenzug von 1818) als seine Aufgabe bezeichnet:

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,"

so spricht er damit aus, daß er seinen Blick ebensowohl nach außen wie nach innen richtet. Und zwar empfindet er nach seinem eigenen uns bekannten Wort Äußeres und Inneres, Naturvorgänge und Seelenvorgänge, fremde und eigene Schicksale „in eins". Sein eigenes Innenleben lehrt ihn das Leben um ihn her verstehen und deutet ihm die Natur als eine schaffende, zeugende Kraft. Führt diese vermenschlichende, im höchsten Sinne künstlerische Anschauungsweise den Forscher leicht über die Erfahrung hinaus ins Reich der Metaphysik, so verhilft sie dem Künstler zu den schönsten Wirkungen. Alles Erleben ist für ihn verknüpft mit äußeren Vorgängen, und diese wiederum werden zu Symbolen inneren Erlebens.

Die ungewöhnliche Kraft anschaulicher Darstellung verleiht Goethes Dichtungen die zwingende Wahrheit, der Rhythmus des Verses gibt den Rhythmus, das Auf- und Abwogen des bald stürmisch bewegten, bald leise verklingenden Gefühlserlebnisses wieder. Goethes Dichtung ist plastisch und musikalisch zugleich, durch schöne Bildlichkeit und Stimmungszauber in gleicher Weise ausgezeichnet. Man denke etwa an das wundervolle Zusammenklingen der Landschaft und des inneren Erlebens in „Wandrers Nachtlied", an das schöne Bild des Abendfriedens und den beruhigenden sanften Wohllaut der Verse, in denen sich himmlischer Friede herabzusenken scheint.

Anziehender als die „Weltverwirrung" war für Goethe allezeit die „Herzensirrung". Deshalb ist die Lyrik, die am tiefsten das Innerliche ausspricht, die Gattung, in der Goethe das Höchste erreicht hat; ja man darf wohl sagen, daß auch in seinen anderen Dichtungen das Schönste lyrischer Art ist, das heißt, uns das Innenleben des Dichters offenbart. Goethe ist der Herzenskündiger ohnegleichen. Was so dem tiefsten Innern entquollen ist, das spricht mit unverminderter Gewalt zum Herzen und kann nicht veralten.

Daß wir an dem unendlich reichen und großen Leben des Künstlers teilnehmen dürfen, darin besteht sicherlich der reinste Genuß, der höchste Gewinn, den uns große Kunstwerke gewähren. Wir fühlen uns größer in der größeren Persönlichkeit, wir ahnen, welche Weiten und Tiefen die Menschennatur in sich birgt, wir werden dessen inne, was es im höchsten Sinn des Wortes heißt: ein Mensch sein.

Goethe hat einmal in stolz-bescheidenen Versen die Summe seines Lebens ausgesprochen:

„Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft gerundet,
Altestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke."

Es ist in der Tat eine ungeheuer reiche Welt, die Goethe erfahrend und erlebend in sich aufgenommen hat, er hat den Kreis seiner Erfahrungen „nie geschlossen", ihn immer wieder erweitert und bereichert. Und all das gewaltige Wissen schließt sich zu einer Einheit zusammen: Natur- und Lebensanschauung, Kunstanschauung und Kunstübung stehen in engster Wechselwirkung miteinander, alles trägt und stützt sich gegenseitig: mit dem Auge des Künstlers sieht Goethe die Natur, und die Naturforschung fördert den Dichter. Als Mensch wußte Goethe im „breiten Leben" beide Klippen zu meiden: ein frühzeitiges und eigensinniges Sichabschließen, das zur Verkümmerung, ein Sichverlieren, das zur Aufhebung der eigenen Persönlichkeit führt. Die Entfaltung und Steigerung aller in ihm schlummernden Lebensmöglichkeiten hat er stets als seine höchste Aufgabe angesehen und sie mit bewundernswerter Klarheit im Auge behalten. So konnte er in seinen besten Augenblicken jenem Ideal der Humanität nahekommen, das sein Jahrhundert so heiß ersehnte. Die „heidnische" Welt- und Daseinsfreude ist in ihm so geläutert und durchgeistigt, daß sie nicht mehr im Gegensatz zu christlicher Weltüberwindung steht. Er durfte sich, was für Schiller das Kennzeichen einer schönen Seele ist, dem Triebe, seinem natürlichen Begehren, ohne Gefahr mißgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertrauen.

Diese abgeklärte Harmonie, dieses innere Gleichgewicht der

Seele war kein Geschenk der Natur, sondern durch mühevolle Arbeit errungen, und noch im Alter verraten Leidenschafts- und Wutausbrüche, welches Maß von Selbstbeherrschung dazu gehört haben muß, eine so vulkanische Natur so zu mäßigen, wie Goethe es getan hat. Weil das Verlangen nach dem seelischen Gleichgewicht in Goethe so stark war, hat er im Leben und Dichten fast ängstlich alle allzuheftigen Erschütterungen gemieden. Er selbst hat gestanden, daß der Versuch, eine Tragödie zu schreiben, ihn aufreiben würde. Daher tritt uns in seinen Dichtungen der Ernst des Lebens in seiner ganzen furchtbaren Härte nicht entgegen, alle Dissonanzen müssen sich bei ihm in Harmonien auflösen. Was seine Größe ist, ist auch eine Grenze seiner Persönlichkeit.

In einer anderen Beziehung hat Goethe selbst empfunden, daß auch sein Lebensideal keine unbegrenzte Gültigkeit hat, daß der Wandel der Zeiten andere Forderungen an die Menschheit stellte. Zögernd und mit einer gewissen Einschränkung hat er in den „Wanderjahren" dem Geist einer neuen Zeit bedeutsame Zugeständnisse gemacht. Dennoch ist ihm die Steigerung der eigenen Persönlichkeit bis zuletzt das Höchste geblieben.

Dieses Ideal zu verwirklichen, wird immer schwerer, je mehr die Kräfte des einzelnen durch die Allgemeinheit und ihre Aufgaben in Anspruch genommen werden. Mit voller Kraft im öffentlichen Leben wirken und dabei doch die persönliche Bildung nicht vernachlässigen, das ist die erweiterte Aufgabe der Gegenwart. Das Humanitätsideal hat sich gewiß nicht überlebt; es hat heute seine volle Bedeutung wie vor hundert Jahren. Und wenn wir heute in einer andersgearteten Zeit immer wieder auf Goethe zurückblicken, so hat das den Sinn, daß wir uns die Errungenschaften der glänzendsten Zeit unseres geistigen Lebens nicht rauben lassen wollen. Von Goethes Werken gilt, was er von seinem Briefwechsel mit Schiller gesagt hat (an Knebel, 24. Dezember 1824); sie stehen als ein „Zeugnis einer Epoche da, die vorüber ist, nicht wieder kommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt und nicht über Deutschland allein mächtig lebendigen Einfluß offenbart".

Anhang.

Literatur.

Von Goetheausgaben ist die vollständigste die sogenannte Weimarer (Weimar seit 1887). 1. Abteilung: Werke im engeren Sinn, 2. Naturwissenschaftliche Schriften, 3. Tagebücher, 4. Briefe. — Durch sorgfältige Textbehandlung und wertvolle Einleitungen zeichnen sich aus: Die Ausgabe des Bibliographischen Instituts (Leipzig und Berlin 1900/08) und besonders die Cottasche Jubiläumsausgabe (Stuttgart und Berlin 1902/07). An Reichhaltigkeit der Anmerkungen steht die sonst freilich veraltete „Hempelsche" (Berlin 1868/79) an erster Stelle; die im Erscheinen begriffene vollständige Ausgabe der Goldenen Klassikerbibliothek will für die Gegenwart dasselbe leisten, was früher die Hempelsche geleistet hat. — Eine Auswahl aus Goethes Briefen hat u. a. Ed. von der Hellen veranstaltet (6 Bände, Stuttgart 1901/08), eine Auswahl aus den Tagebüchern H. G. Gräf (Leipzig 1909). Goethes Gespräche hat W. v. Biedermann gesammelt (2. Aufl. Leipzig 1909/11).

Unter den Goethebiographien sind die von A. Bielschowsky (18/19. Aufl. München 1909/10) und R. M. Meyer (3. Aufl. Berlin 1904) in erster Linie zu nennen; dazu Hermann Grimms Vorlesungen über Goethe (8. Aufl. 1903). Weitere Biographien rühren von K. Heinemann, G. Witkowski, E. Engel, L. Geiger u. a. her.

Die sehr umfangreiche Einzelliteratur verzeichnet K. Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung Bd. IV (3. Aufl. seit 1910). Über einzelne Werke unterrichtet man sich am bequemsten aus den neuen Ausgaben, die auch die wichtigste Literatur verzeichnen.

Hier sei nur zu den einzelnen Abschnitten noch folgendes genannt.

1. H. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, 5. Aufl. Braunschweig 1909.

2. R. Weißenfels, Goethe in Sturm und Drang, 1. Band, Halle 1894; mehr ist nicht erschienen.
3. Eine besondere Darstellung dieses Lebensabschnittes gibt es nicht. Das Ideal der Humanität umschreibt nach allen Seiten E. Spranger, W. v. Humboldt und die Humanitätsidee (Berlin 1909). Eine Würdigung der Antike in ihrer Bedeutung für unsere klassische Literatur hat A. E. Berger in Aussicht gestellt; gute Bemerkungen findet man in dem älteren Buch von K. L. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, 1854/56.
4. Eine schöne Gesamtwürdigung gibt H. von Stein, Goethe und Schiller, Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker (Reclam Nr. 3090). „Die klassische Ästhetik der Deutschen" würdigt eingehender O. Harnack (Leipzig 1892). Über Goethes vielumstrittenes Verhältnis zu Kant vgl. K. Vorländer, Kant-Schiller-Goethe (Leipzig 1907) und J. Cohn, Das Kantische Element in Goethes Weltanschauung (in der Festgabe der Kantstudien „Schiller als Philosoph").
5. Den besten Überblick gibt O. F. Walzel in seinen Einleitungen zu Bd. 13 und 14 der Schriften der Goethe-Gesellschaft, die Goethes Briefwechsel mit den Romantikern enthalten. Die Bücher von R. Haym (1870), Ricarda Huch (3. Aufl. 1908) und O. F. Walzel (1908) über die deutsche Romantik enthalten alle wertvolle Beobachtungen zu diesem Gegenstande.
6. Die umfassendste Darstellung des alten Goethe gibt O. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung, 3. Aufl., Leipzig 1905. — Über Goethes Verhalten gegenüber den politischen Umwälzungen handelt A. Fischer, Goethe und Napoleon, 2. Aufl., Frauenfeld 1900. — Goethes Stellung zur Religion behandelt K. Sell, Die Religion unserer Klassiker, Tübingen 1904.

Endlich sei genannt H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine Werke. Bisher 6 Bände. Frankfurt 1901/08.

Personenverzeichnis.

Abeken, Bernhard, Rudolf (1780—1866) 104.
Alexander I., Kaiser von Rußland (1777—1825) 128.
Anakreon (gest. etwa 495 v. Chr.) 45.
Aristophanes (etwa 450—380) 61.
Aristoteles (384—322) 28, 135.
Arnim, Achim von (1781—1831) 114, 117, 120.
Auerbach, Berthold (1812—82) 140.

Baader, Franz Xaver von (1765—1841) 128.
Bahrdt, Karl Friedrich (1741—92) 42, 43.
Behr, Isaschar Falkensohn, der „polnische Jude" (1746—81) 42.
Behrisch, Ernst Wolfgang (1738—1809) 20, 21.
Berlichingen, Götz von (1480—1562) 33.
Bismarck, Otto von (1815—98) 1.
Boccaccio, Giovanni (1313—75) 139.
Bodmer, Johann Jakob (1698—1783) 13.
Boisserée, Melchior (1786—1851) 107.
— Sulpiz (1783—1854) 107.
Breitinger, Johann Jakob (1701—76) 13.
Brentano, Bettina (1785—1859) 105, 120.
— Clemens (1778—1842) 113, 114, 117, 120.
Brion, Friederike (1752—1813) 30, 32, 35.
Bruno, Giordano (1548—1600) 55.
Brutus, Marcus Junius (etwa 85—42) 34.
Bürger, Gottfried August (1747—94) 29, 84.
Byron, George Noel Gordon, Lord (1788—1824) 135.

Calderon de la Barca, Pedro (1600—81) 115—117, 135.
Canitz, Friedrich Rudolf Ludwig (1654—99) 19.
Cäsar, Julius (100—44) 34.
Christus 9, 11, 17, 40—43, 64.
Claudius, Matthias (1740—1815) 29, 40.
Confucius (551—479) 6.
Copernikus, Nikolaus (1473—1543) 4.
Corneille, Pierre (1606—84) 19.
Correggio, Antonio da (1494—1534) 106.
Cramer, Johann Andreas (1723—88) 19.
Creuz, Friedrich Karl Kasimir (1724—70) 19.

Descartes, René (1596—1650) 7.
Diderot, Denis (1713—84) 7, 83, 84.
Drollinger, Karl Friedrich (1688—1742) 19.
Dürer, Albrecht (1471—1528) 31, 106.

Eschenmayer, Karl August von (1770—1852) 100.
Euripides (etwa 480—406) 43, 61.
Eyck, Jan van (etwa 1386—1440) 107.

Fellenberg, Philipp Emanuel von (1771—1844) 140.
Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814) 125.
Fouqué, Friedrich de la Motte (1777—1843) 114, 120.
Freytag, Gustav (1816—95) 140.
Friedrich der Große (1712—86) 17, 58.

Galilei, Galileo (1564—1642) 4.
Gärtner, Karl Christian (1712—91) 21.

Gellert, Christian Fürchtegott (1715—69) 14, 19, 21.
Gerstenberg, Wilhelm von (1737—1823) 22, 28, 35.
Geßner, Salomon (1730—88) 15.
Giulio Romano (1492—1546) 106.
Gleim, Ludwig (1719—1803) 14, 17.
Goethe, Cornelia (1750—77) 21.
— Johann Kaspar (1710—82) 19.
— Katharina Elisabeth (1731—1808) 19, 35, 53.
Gotter, Friedrich Wilhelm (1746—97) 94.
— Pauline 115.
Gotthelf, Jeremias (1797—1854) 140.
Gottsched, Johann Christoph (1700—66) 12—13, 17, 19, 21, 28, 65, 75.
Gozzi, Carlo (1720—1806) 94.
Gries, Johann Diederich (1775—1842) 116.
Grillparzer, Franz (1791—1872) 95.
Grimm, Wilhelm (1786—1859) 117.

Hafis, Mohammed Schems eddin (gest. 1389) 118, 119.
Hagedorn, Friedrich von (1708—54) 14, 19.
Haller, Albrecht von (1708—77) 14, 15, 19.
Hamann, Johann Georg (1730—88) 24—29, 40.
Hammer-Purgstall, Josef von (1774—1856) 118.
Hardenberg, Friedrich von (1772—1801) 102, 109.
Hauffe, Friederike, die „Seherin von Prevorst" (1801—29) 101.
Heine, Heinrich (1797—1859) 113, 121.
Heinse, Johann Jakob Wilhelm (1749—1803) 47, 74.
Herbert von Cherbury (1581—1648) 7.
Herder, Johann Gottfried (1744—1803) 23—35, 40—43, 47, 54—56, 59, 64—65, 74.
Herzlieb, Minna (1798—1865) 117.
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (1776—1822) 121.
Holbach, Dietrich von (1723—89) 7.
Hölty, Ludwig (1748—76) 28.
Homer 27, 37, 65, 68, 88, 108.
Humboldt, Wilhelm von (1767—1835) 49, 125.

Iffland, August Wilhelm (1759—1814) 94.
Immermann, Karl (1796—1840) 121, 140.
Jacobi, Friedrich Heinrich (1743—1819) 40, 76—77, 100.
Jerusalem, Karl Wilhelm (1747—72) 37.
Jung-Stilling, Johann Heinrich (1740—1817) 40.

Kalidasa, Dichter der Sakuntala (6. Jahrh. n. Chr.) 118.
Kant, Immanuel (1724—1804) 3, 6, 70, 76—80, 84—85, 93, 98, 100, 104.
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar (1757—1828) 47, 52—53, 123, 128—129.
Kepler, Johannes (1571—1630) 4.
Kerner, Justinus (1786—1862) 101.
Kleist, Ewald von (1715—59) 17.
— Heinrich von (1777—1811) 95, 115, 120.
Klettenberg, Susanna Katharina v. (1723—74) 23.
Klinger, Maximilian (1752—1831) 24, 29, 47—48.
Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724—1803) 15—16, 19—20, 27—28, 41, 43.
Knebel, Karl Ludwig von (1744—1834) 74.
Kotzebue, August von (1761—1819) 94, 129, 132.
Krüger, Georg Wilhelm (1791—1841) 60.

Lamettrie, Julien Offray de (1709—51) 7.
Lavater, Johann Kaspar (1741—1801) 40—42.

Leibniz, Gottfried Wilhelm von (1646—1716) 5—7.
Lenz, Jakob Reinhold (1751—92) 29, 47—48.
Lerse, Franz Christian (1749—1800) 35.
Lessing, Gotthold Ephraim (1729—81) 8, 9, 13, 16—18, 23, 27—28, 59, 64, 71, 90, 133.
Leuchsenring, Franz Michael (1746—1827) 42.
Levetzow, Ulrike von (1814—99) 138.
Lowth, Robert (1711—87) 24, 27.
Luther, Martin (1483—1546) 3—4, 17, 42.

Macpherson, James (1736—96) 24, 27, 30, 37.
Manzoni, Alessandro (1785—1873) 135—136.
Marie Luise von Oesterreich, zweite Gemahlin Napoleons I. (1791—1847) 126.
Memling, Hans (etwa 1440—94) 107.
Mendelssohn, Moses (1729—86) 9—10.
Merck, Johann Heinrich (1741—91) 52.
Meyer, Heinrich (1759—1832) 106—108, 140.
Michelangelo (1475—1564) 106.
Milton, John (1608—74) 13.
Moritz, Karl Philipp (1757—93) 70—71.
Möser, Justus (1720—94) 33—34.
Müller, Friedrich, der „Maler" (1749—1825) 29, 47—48.
— Johannes, Physiologe (1801—58) 76.

Napoleon I. (1769—1821) 122, 126—127.
Newton, Isaac (1643—1727) 4.
Nicolai, Friedrich (1733—1811) 9—10, 14, 18, 42, 90, 114.
Novalis s. Hardenberg.

Oeser, Adam Friedrich (1717—99) 21—22.
Ossian s. Macpherson.

Percy, Thomas (1728—1811) 24, 27.
Pfenninger, Johann Konrad (1747—92) 40.
Pindar (522—448) 43, 45, 65.
Platen, August Graf von (1796—1835) 121.
Pufendorf, Samuel (1632—94) 5.

Raffael (1483—1520) 106.
Ramler, Karl Wilhelm (1725—98) 17.
Reimarus, Hermann Samuel (1694—1768) 8—9.
Richardson, Samuel (1689—1761) 15.
Rousseau, Jean Jacques (1712—78) 15, 24—26, 29, 38, 40—41, 43, 47.
Rubens, Peter Paul (1577—1640) 137.

Sachs, Hans (1494—1576) 39.
Sand, Karl Ludwig (1795—1820) 129.
Schelling, Friedrich von (1775—1854) 99—100, 103, 109—110.
Schiller, Friedrich von (1759—1805) 2, 47—48, 54, 69—70, 74—98, 111—112, 115, 125, 144—145.
Schlegel, August Wilhelm (1767—1845) 98—99, 103, 105, 108—109, 114, 116, 118, 125.
— Friedrich (1772—1829) 98, 101—103, 105—107, 109, 111—114, 118, 125, 139.
— Johann Adolf (1721—93) 19.
— Johann Elias (1719—49) 14.
— Karoline (1763—1809) 100, 103.
Schleiermacher, Friedrich (1768—1834) 134.
Schönemann, Anna Elisabeth „Lili" (1758—1817) 88.
Schönkopf, Anna Katharina (1746—1810) 21.
Schubert, Christian (1739—91) 29, 48.

Seidler, Luise (1786—1866) 108.
Shaftesbury, Anthony Ashley Graf von ((1670—1713) 42, 47, 55, 63—64, 78—79.
Shakespeare, William (1564—1616) 13, 22, 27—31, 33, 35, 39, 43, 47, 61, 65, 90, 94, 135, 137.
Sophokles (etwa 496—406) 71.
Soret, Friedrich Jakob (1795—1866) 131.
Spener, Philipp Jakob (1635—1705) 11.
Spinoza, Baruch (1632—77) 54—56, 76—77.
Stein, Charlotte von (1742—1827) 53—54, 59, 63, 74.
Stolberg, Friedrich Graf (1750—1819) 28.

Terenz, Publius (etwa 190—158) 26, 94.
Theokrit (geb. um 300 v. Chr.) 45.
Thomasius, Christian (1655—1728) 5—6.
Tieck, Ludwig (1773—1853) 102, 106, 113—114, 116.
Tindal, Matthews (1656—1733) 7.
Tizian (1477—1576) 106.
Toland, John (1670—1722) 7.

Uhland, Ludwig (1787—1862) 121.
Uz, Johann Peter (1720—96) 14.

Voigt, Johann Karl Wilhelm (1752—1821) 52.
Voltaire, François de (1694—1778) 7, 94.
Vulpius, Christiane (1764—1816) 74.

Wackenroder, Wilhelm (1773—98) 106.
Wagner, Heinrich Leopold (1747—79) 29, 46—48.
Werner, Zacharias (1768—1823) 114—115, 120.
Wieland, Christoph Martin (1733—1813) 16, 20, 22—23, 43, 47, 64—65, 71, 74, 126.
Willemer, Marianne von (1784—1860) 119.
Winckelmann, Johann Joachim (1717—68) 21—22, 63—65, 86, 105—106.
Wolff, Christian (1679—1754) 5—7, 12—13.

Young, Eduard (1681—1765) 24, 27, 29, 65.

Verzeichnis der besprochenen Werke Goethes.

Achilleis 91—92.
Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers 42.
Aufgeregten, Die 75.

Baukunst, Von deutscher 31.
Belsazar 19.
Bildende Nachahmung des Schönen, Über 70.
Brief des Pastors zu * * * 40—41.
Bürgergeneral, Der 75.

Cäsar 33—34.
Claudine von Villa Bella 39, 71.
Clavigo 39, 44.

Dichtung und Wahrheit 21, 35, 37, 44, 54—55.
Diderots Versuch über die Malerei 83—86.

Egmont 44—45, 62, 71.
Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil 69, 82.
Einleitung in die Propyläen 83—84.
Elpenor 61.
Ephemeriden 29.
Epimenides Erwachen, Des 126—127.
Ermin und Elmire 71.
Ewige Jude, Der 41, 43.

Farbenlehre, Zur 76.
Faust 23, 36, 38—39, 41, 44, 55, 57, 91—93, 113—114, 116—117, 131, 133, 136—137, 140—142.
Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Rezensionen aus den 42, 122.
Frauenrollen, auf dem römischen Theater durch Männer gespielt 70.

Gedichte:
Alexis und Dora 88—89.
Amyntas 88—89.
Annette, Buch 20.
Bergschloß 117.
Betrachtung von Schillers Schädel, Bei 117, 138, 140.
Braut von Korinth, Die 89—90.
Elegie, Marienbader 138.
Elegien, römische 66—67.
Epigramme, venetianische 67.
Euphrosyne 88—89.
Ganymed 45.
Geheimnisse, Die 51—53, 59.
Gesellige Lieder 117.
„Gewiß ich wäre schon so ferne, ferne“ 63.
Gott und die Bajadere, Der 89—90, 118.
Göttliche, Das 59.
Grenzen der Menschheit 58—59.
Groß ist die Diana der Epheser 77.
Hochzeitslied 117.
Höllenfahrt Jesu Christi 19.
Ilmenau 58.
„Immer strebe zum Ganzen“ 131.
„Kleine Blumen, kleine Blätter“ 32.
Lida, An 54.
Mond, An den 58.
Naturgedicht 100.
Paria 138.
Pausias, Der neue 88—89.
Rattenfänger, Der 117.
Schäfers Klagelied 117.
Schatzgräber, Der 89.
Schwager Kronos, An 45.
Seefahrt 55.
Trost in Tränen 117.
Urworte. Orphisch 138.
Vermächtnis 140.
Wandrer, Der 45.
Wandrers Sturmlied 45.
Wandrers Nachtlied 50, 58, 145.
„Warum gabst du uns die tiefen Blicke“ 54.
„Weite Welt und breites Leben“ 144.
Weltseele 100.
Willkommen und Abschied 32.
Zauberlehrling, Der 89.
Zueignung 58.
Gestalt der Tiere, Versuch über die 75.
Goethes Brieftasche, Aus 46.
Götter, Helden und Wieland 43.
Götz von Berlichingen 33—36, 39, 44, 58, 61—62, 119, 141.
Großkophta, Der 75.
Guten Weiber, Die 112.

Hermann und Dorothea 75, 87—88, 96, 123.

Iphigenie auf Tauris 60—62, 65, 71—74, 86, 90, 98.
Italienische Reise, Die 68, 108.
Jagdgedicht 91.
Jahrmarktsfest zu Plundersweilern 42.

Kantate zum Reformationsjubiläum 110.
Klassiker und Romantiker in Italien sich heftig bekämpfend 135.
Kunst und Altertum 108.
— — —, Rezensionen aus 134 (über Duval). 134 (Edinburgh Reviews). 136 (Manzoni).
Künstlers Apotheose 70—71.
Künstlers Erdewallen 70.

Laune des Verliebten, Die 20.
Löwenstuhl, Der 116—117.

Mädchen von Oberkirch, Das 75.
Mahomet (Bruchstück) 41, 55, 118.
— (Übersetzung nach Voltaire) 94.
Mann von fünfzig Jahren, Der 112, 138.
Märchen, Das 110.

Maskenzug von 1818 143.
Maximen und Reflexionen 69, 77, 83—84, 103, 137—139.
Melusine, Die neue 111.
Metamorphose der Pflanzen, Die 56, 75.
Mitschuldigen, Die 20, 22—23.

Natur, Die 55.
Natürliche Tochter, Die 75, 91, 94—96.
Neudeutsche religiös-patriotische Kunst 106, 108.
Novelle 138—140.

Paläopheon und Neoterpe 94.
Pandora 115, 124—125.
Paris, Der neue 111.
Pater Brey 42.
Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes 42.
Prometheus 41.

Rameaus Neffe 135.
Reformationsfest, Zum 110.
Regeln für Schauspieler 93.
Reinecke Fuchs 75.

Sammler und die Seinigen, Der 86, 110—111.
Sankt Joseph der Zweite 112.
Satyros 43.
Schäferspiele, heroische 19.
Shakespearestag, Zum 30.
Stella 39.

Tancred 94.
Tasso, Torquato 62, 72—74, 98.
Tellepos 91.
Tragödie aus der Zeit Karls des Großen (Bruchstücke) 116.
Triumph der Empfindsamkeit, Der 58, 113.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 75, 90, 110, 139.

Vögel, Die 61.
Volksbuch, Plan zu einem lyrischen 118.

Wahlverwandtschaften, Die 101, 103—105, 107, 111, 120.
Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, Über 84.
Was wir bringen 94.
Werther, Die Leiden des jungen 36—39, 45, 62, 66, 126.
Westöstlicher Divan 117, 119—120.
Wilhelm Meisters Lehrjahre 80—82, 90, 101—102, 105, 110—112, 130.
— — theatralische Sendung 19, 62, 80.
— — Wanderjahre 101, 112, 130—132, 137, 139, 145.
Winckelmann und sein Jahrhundert 86, 107—108.

Xenien 90.

Zwischenkieferknochen (dem Menschen wie den Tieren ist ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben) 56.

Sachverzeichnis.

Altdeutsche Kunst 31—32, 106—110.
— Literatur 28, 117.
Anakreontik 14, 20—21, 32, 45, 63.
Antike (s. auch griechische Kunst und Literatur) 22, 43, 61, 63—66, 86, 88, 92, 107—108, 120, 135—136.
Arabische Literatur 118.
Astrologie 101.
Aufklärung 3—23, 24—26, 33, 36, 49, 73, 90, 102, 109.

Befreiungskriege 126—127.

Bibel 19, 27, 37, 40, 118.
Bildungsideale 1, 49, 52, 63—64, 78—82, 101—105, 130—132, 144—145.
Böhmische Literatur 135.
Botanik 56, 68, 82.

Chinesische Literatur 135.
Christentum (s. auch Personenregister: Christus) 4, 17, 59—60, 64, 66, 132—134.

Deismus 7—9.
Despotismus, aufgeklärter 7, 34, 75, 129.
Determinismus 55.
Deutsches Recht 34.
— Reich 123—124.
Dichtung, Wesen der 12, 30—31, 35, 46—47, 68—69, 82—86, 110—114, 136—138.

Edda 29, 117.
Ehe 103—105.
Eisenbahnen 129.
Empfindsamkeit 15, 36, 58.
Englische Literatur 16—17, 28, 97, 134.
Entwicklungslehre 57.
Erkenntnislehre 7, 82, 99—101.

Form der Dichtung 38—39, 46, 62, 65, 71, 88, 93—97, 110—117, 140—143.
Französische Literatur 13, 16—17, 19, 27—28, 61, 65, 97, 134.
Freimaurer 8.

Genie 21, 25, 27, 30, 71, 85, 100.
Geologie 57.
Gotik 30, 32, 68, 106—108.
Gottesglaube 25, 41, 59, 76, 77.
Griechische Kunst 31—32, 63, 65, 68, 86, 108.
— Literatur 16, 28, 61, 65, 92, 94, 97, 134—136.

Haupt- und Staatsaktionen 13.
Hebräische Literatur 135.
Humanität 18, 49, 59—61, 64, 79, 81.

Illusion s. Täuschung.
Indische Literatur 118, 135.
Ironie, romantische 112—114, 116, 139.
Italienische Literatur 134.

Katholizismus 106—110, 133.
Kirche und Staat 128.
Kritik, literarische 12—13, 16—17, 27, 90.
Kultur und Natur 24—25, 30, 37—38, 45, 51—52, 64, 67, 77—82, 104.
Kunstlehre 30—31, 46—47, 68—71, 76, 82—86, 105—108, 112—114.

Lehrdichtung 14, 19.
Litauische Literatur 135.

Magnetismus 101, 105.
Manier 69, 82—83.
Märchen 19, 110—111.
Maschinenwesen 140.
Materialismus 7, 25.
Mittelalter 33, 106—110.

Naturalismus 30, 69—70, 82, 84—85, 87, 93—94, 115.
Naturgefühl 15, 37—38.
Naturphilosophie 99—100.
Naturwissenschaft 4, 56—58, 75—77.
Neptunismus 57.
Neugriechische Literatur 117, 135.
Nibelungenlied 108, 117.
Novelle, Wesen der 139.

Offenbarung 5—6, 8—9, 25.
Oper 13, 97, 115.
Orientalische Kultur und Literatur 117—120.
Osteologie 56.

Pantheismus 55, 76.
Persische Literatur 118—119, 135.
Philosophie 5, 9—10, 54—55, 76—82, 99—100.
Pietismus 11—12, 23.
Politik 122—130.
Popularphilosophie 9—10.

Prosa, rhythmische 62.
Protestantismus 106—110, 133.

Reaktion 128—129.
Reformation 3, 106, 109—110, 129, 133.
Religion 8, 25, 40—41, 58—61, 66, 106—110, 132—134, 138.
Renaissance 63, 72, 106.
Revolution, französische 75, 87, 95—96, 123.
Romantik 90, 93, 98—121, 125, 128, 135.
Römische Literatur 134, 136.

Saint-Simonismus 131.
Schäferdichtung 20, 45.
Schauspielkunst 93.
Schwedische Literatur 135.
Sentimentalische Empfindung 90—92.
Serbische Literatur 117, 135.
Sitte und Sittlichkeit 6, 36, 39, 51, 53, 64, 66, 77—82, 101—105.
Somnambulismus 101.
Spanische Literatur 117, 135.
Sprache 28—29, 36, 95.
Staat 81, 125.
Stil 69, 82—83, 94.
Sturm und Drang 17, 24—48, 49—50, 58, 71, 73—74, 98.
Symbolik 91—93, 95—96, 140—142.

Täuschung 70, 84, 113.
Theologie 5, 8, 17, 42.
Typische, Das 69, 82, 87, 89, 93.

Unsterblichkeit 142.

Vaterlandsliebe 122—130.
Vers- und Strophenformen 39, 46, 59, 71—72, 88—89, 95, 114—117, 119.
Volksdichtung und Volkslied 27, 30, 39, 117—118.
Vulkanismus 57, 137.

Wasser- und Metallfühlen 101.
Weltliteratur 117, 134—135.
Wunder 105.

Zollverein 129.

Theodor Körners Briefwechsel

mit den Seinen. 8°. 300 Seiten mit zahlr. Tafeln, Faksimiles und künstlerischem Buchschmucke von A. Weßner. Herausgeg. von Dr. A. Steinberg. Geh. M. 3.20 In Originalgeschenkband M. 3.80

„Eine ausgezeichnete Sammlung, der recht viele interessierte Leser zu wünschen sind. Mehr als jede ausführliche Biographie machen die Briefe mit dem rasch zur Höhe steigenden und dann tragisch schnell ins Grab sinkenden Dichterhelden in der anschaulichsten und ergreifendsten Weise von neuem bekannt. Besonders erschütternd wirkt immer wieder der plötzliche Umschwung, der in der Entscheidung K.'s zum Ausdruck kommt, Dichterruhm und Liebesglück, Lebensstellung und Freundschaftskreis ausgezeichneter Männer und Frauen der Verteidigung des heiligen Gutes nationaler Selbständigkeit zu opfern. In diesem Entschluß liegt etwas Großes und Hinreißendes, das zu allen Zeiten empfängliche Herzen begeisternd zu packen vermag. Neben der großen Linie, die bei der Auswahl der Briefe überall mit feiner Hand gewahrt worden ist, erlebt der Leser eine Fülle der köstlichsten literarischen, ästhetischen und vor allen Dingen rein menschlich interessierenden Details. In frischer Unmittelbarkeit sehen wir die Mitglieder des K.'s Kreises: den Vater mit seiner wundervollen Mischung von väterlicher Autorität und verständnisvoller Freundschaft, die schlichte Mutter mit dem liebewarmen Herzen und die lustig plaudernde Schwester; mehr im Hintergrund das Doppelgestirn von Weimar. Im Mittelpunkt aber steht der junge Dichter, dessen Werden und Wesen in eindringlicher Lebendigkeit sich vor uns entfaltet mit deutlicher Kennzeichnung aller menschlichen und dichterischen Phasen von den ersten naiven Mitteilungen an die Seinen, über die Jahre ernsten Studiums, fröhlicher Burschenschaft und dichterischer ruhmvoller Anerkennung hinweg bis zu den launigen und schwermütigen Mitteilungen aus dem Biwak und vom Wachtfeuer, die von glühender Streitlust und aufglimmender Todesahnung durchzogen sind. — Die Sammlung ist vorteilhaft ausgestattet mit stilvollem Buchschmuck und künstlerischen Porträts. In allem: eine schätzenswerte Festgabe, die bei der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages Körners (1913) an erster Stelle genannt zu werden verdient." Klauert.

Frankfurter Schulzeitung. Nr. 14. 1910.

„Körners Lieder und Dramen sind in aller Munde, sein Leben ist jedermann vertraut. Wenige aber wissen, daß er es selber in seinen Briefen mit farbigem Stifte gezeichnet hat. Diese liegen nunmehr **in einem prächtigen Bande** vor. In frischer Unmittelbarkeit treten uns die Mitglieder des Körnerschen Kreises entgegen: der Vater, Schillers Freund, als verständnisvoller Berater des Sohnes, die liebevolle Mutter, deren Wendungen zuweilen an Frau Rats Urwüchsigkeit gemahnen, sowie die stille, innige Natur der Schwester. Im Mittelpunkt aber steht der junge Dichter, von seinen ersten kindlich-naiven Mitteilungen an die Seinen bis an die letzten Tage seines kurzen aber reichen Daseins."

Der Tag. Nr. 30. 1909.

„Eine köstliche Gabe!" L. Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung. Nr. 50. 1909.

Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Im Umfange von 124 bis 196 Seiten.

GEHEFTET 1 Mark — ORIG.-BD. 1,25 Mk.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten. Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller, wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten.

„Wer an der Hand der bisher herausgegebenen Bändchen einen Blick in die Sammlung tut, muß den Eindruck gewinnen, daß hier für einen sehr geringen Preis etwas Hervorragendes geboten wird. Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

RELIGION

Volksleben im Lande der Bibel. Von Prof. Dr. M. Löhr. 138 Seiten mit zahlreichen Städte- und Landschaftsbildern. In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit den gesamten Forschungsergebnissen über Palästina wohl vertraut und auch aus eigener Anschauung mit dem Lande wohl bekannt, war der Verfasser aufs beste geeignet, uns dessen Bewohnerschaft vorzuführen .... Eingeleitet wird die Schrift mit einem allgemeinen Kapitel über die Landesnatur und die Bevölkerung. Die folgenden sind spezieller und überschrieben: Das häusliche Leben; das Geschäftsleben; das geistige Leben; Jerusalem einst und jetzt." Globus.

Sabbat und Sonntag. Von Professor Dr. H. Meinhold. 126 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Laie kann sich zur Zeit nirgends schneller und besser über diesen Gegenstand von immer neuer Aktualität unterrichten."
J. Smend. Monatsschr. f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst. 15. Jahrg.

„Recht frisch, klar und inhaltsreich. Besonders, was über den Sabbat im Leben der jüdischen Gemeinde erzählt wird, war in dieser Anschaulichkeit meines Wissens bisher noch nirgend geboten. M. beschränkt sich aber nicht auf sein eigentliches Arbeitsgebiet, sondern verfolgt den Sonntag durch seine ganze Geschichte in sehr ansprechender Weise. Man kann sich zu interessanten Vorträgen über das Wesen des Sonntags und seine Geschichte gar kein besseres Material denken!" Evangelisch-protestant. Kirchenblatt.

Die Poesie des Alten Testaments. Von Professor Dr. E. König. 164 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine gedrängte und doch reichhaltige Darstellung der alttestamentlichen Poesie, die nach allgemeinen Erörterungen über den Charakter derselben sie in episch-lyrische, episch-didaktische, reindidaktische, reinlyrische und dramatische Dichtungen zerlegt, das Wesen jeder dieser Gattungen beschreibt und gut gewählte Proben für sie beibringt." Theologischer Literaturbericht.

Einführung in das Alte Testament. Von Professor Dr. M. Löhr. 124 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

Das Alte Testament ist eine Sammlung, dessen einzelne Teile von ihrem ältesten bis zu ihrem jüngsten rund ein Jahrtausend umspannen. Durch dieses einzigartige literarische Denkmal will Verfasser dem Laien ein Führer sein. Er will die Eigenart der biblischen Überlieferungen erklären, ihren Werdeprozeß, ihr Verhältnis zu den Literaturen des Orients usw. Dabei ergeben sich naturgemäß auch eine Fülle von Betrachtungen über den ethischen und kulturellen Charakter der Bibel.

David und sein Zeitalter. Von Prof. Dr. B. Baentsch. 176 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Vertraut mit der Methode und den Ergebnissen der neuerdings so reich ausgebeuteten alttestamentarischen Wissenschaft entrollt Verfasser das Gemälde des epochemachenden Davidschen Zeitalters und dessen beherrschender Gestalt, um sie dem modernen Menschen nahezubringen. Es schildert die allgemeine Weltlage, David bis zur Königswahl und als König und schließt mit einer Charakteristik desselben als Regent, Politiker und Mensch."

Das Wissen für Alle.

Das Christentum. Fünf Vorträge von Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Geheimrat Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch. 168 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Wenn hervorragende Forscher einmal dazu schreiten, sich für ihr Fach auf den wesentlichen Ertrag ihrer und fremder Arbeit zu besinnen und ihn in knapper, gemeinverständlicher Form darzubieten, so bedeutet das für sie selbst eine Tat und verspricht für die Nichtfachgenossen eine Quelle reicher Belehrung. Beides trifft, so billig es ist, in vollem Maße zu für das vorliegende kleine Buch ..... Schon die Titel der Vorträge sind geeignet, die Lesenslust aller zu wecken, welche erfahren möchten, was die moderne Theologie über Christentum und seine Vorgeschichte zu sagen hat."

Preußische Jahrbücher.

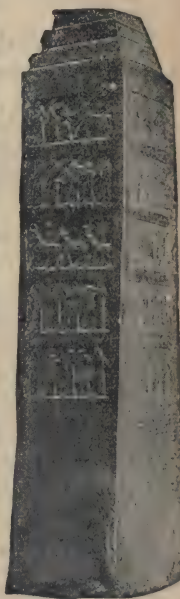
Christus. Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 152 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das ist ein ungeheuer inhaltreiches Buch. Da ist mit Gelehrsamkeit und feiner Beobachtung alles an großen und kleinen oft übersehenen Zügen zusammengetragen, was einigermaßen als tragfähiger Baustein verwendbar sein könnte. Ein Versuch, aus den Bruchstücken, in die sich tatsächlich die Evangelien auflösen, das Gebäude neu aufzuführen." Die christliche Welt.

Paulus. Von Professor Dr. R. Knopf. 127 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Im Gegensatz zu Wredes Paulus ein wirkliches Volksbuch; klar und fesselnd geschrieben, wissenschaftlich gut begründet, zu weitester Verbreitung geeignet." Wiss. Zeitschrift für wissensch. Theologie.

Inhalt. 1. Paulus vor seiner Bekehrung; 2. Bekehrung und Anfänge der Missionsarbeit; 3. große planmäßige Weltmission; 4. Gefangennahme in Jerusalem und Überlieferung über die letzten Lebensjahre des Apostels; 5. Paulus Kampf mit den judaistischen Gegnern; 6. Paulus und seine Mission; 7. seine organisatorische Tätigkeit an den Gemeinden; 8. seine Theologie und Frömmigkeit.



Der schwarze Obelisk Salmanassars II. Aus Löhrs Einführung.

Die evangelische Kirche und ihre Reformen. Von Prof. Dr. F. Niebergall. 167 Seiten. In Originalband Mark 1.25

„Ich wüßte nicht, wie diese zarte und schwierige Aufgabe glücklicher angegriffen und gelöst werden könnte, als es von Niebergall geschieht. Er hat den Theologen ausgezogen, als er die Feder ergriff, und doch verrät jede Seite die gründlichste Kenntnis der geschichtlichen Bedingungen und der gegenwärtigen Lage der Kirche. In seiner Schreibart paßt er sich völlig der Ausdrucksweise gebildeter Laien an und weiß die Probleme ohne alle technische Terminologie klar und plastisch zu bezeichnen. Die Formulierung hat oft etwas herzerfrischend Drastisches." Erich Foerster. Die christl. Welt.

Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Von Prof. Dr. A. Hunzinger. 154 S. In Origb. M. 1.25

„Es ist mit besonderer Freude zu begrüßen, daß der tüchtigste Apologet unserer Kirche in dieser Sammlung zu unserem gebildeten Publikum so sprechen kann. Auch in dieser Darstellung erweist er sich als ein Meister in der Beherrschung des Stoffes und in der künstlerischen Darstellung. Die nüchterne Kritik, die objektive, historische Untersuchung kommen voll und ganz zu ihrem Rechte. Und das Resultat ist, daß die Wucht der Tatsachen überführt und überzeugt und der Wahrheit zum Siege verhilft." Sächs. Kirchen- und Schulblatt.

Christliche Kunst vergl. S. 11.

PHILOSOPHIE / PÄDAGOGIK

Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. P. Menzer. Ca. 160 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

Das Buch will einem Worte Kants entsprechend nicht so sehr Philosophie als philosophieren lehren. So beginnt die Darstellung mit einer Einführung in die eigentümliche Fragestellung der Philosophie und ihre Bedeutung. Es wird gezeigt, welche Umformung die denkende Betrachtung der Wirklichkeit an dem Weltbilde des naiven Menschen vornimmt. Die Frage nach den Grenzen des Erkennens und die Antworten der Metaphysik werden behandelt. Den Abschluß bildet der Versuch, auf dem Boden wissenschaftlicher Erkenntnis eine Weltanschauung zu begründen.

Geschichte der Philosophie. Von Professor Dr. A. Messer. Band I. Die antike Philosophie. Band II. Geschichte der neueren Philosophie bis Kant. Band III. Geschichte von Kant bis zur Gegenwart. Je ca. 160 S. In Originalleinenband je M. 1.25

Eine wirklich gemeinverständliche, keinerlei Kenntnis voraussetzende Einführung. Verfasser greift nicht etwa nur die einzelnen wichtigsten großen Philosophen als Höhepunkt philosophischen Denkens heraus, sondern er will uns die gesamte philosophische Entwicklung zeigen, in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und ihren Beziehungen zur allgemeinen Kulturlage. Dabei bietet er sowohl eine historische Darstellung wie eine kritische Würdigung.

Rousseau. Von Geheimrat Prof. L. Geiger. 131 S. mit einem Porträt. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser zeichnet in fesselnder, leichter Gesprächssprache das Leben und Schaffen des großen Franzosen, seine Schriften werden in kurzen Hauptskizzen geboten, seine Stellung zu Theater und Musik gewürdigt, die Frauen aus Rousseaus Umgangskreis genauer betrachtet, ferner sein Leben in seiner Zeit und seiner Stellung zu den Größen jener Epoche dargetan. Kurz, es ist ein echtes Volksbuch, das uns gefehlt hat, und es wird eine Lücke in der Volksliteratur ausfüllen."

Die Hilfe.

Immanuel Kant. Von Privatdozent Dr. E. von Aster. Mit einem Porträt. 136 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„An dem philosophischen System des Königsberger Philosophen kann einer vorübergehen, der sich irgendwie philosophisch betätigen will... Daher freuen wir uns des vorliegenden Werkchens, das uns die Anschauungen, die, schwerfällig geschrieben, in den Originalwerken als totes Gut verborgen liegen, klar erschließt und seiner Aufgabe, einer sachlichen Wiedergabe der Kantschen Probleme und Gedankengänge, gut gerecht wird."

Zeitschrift für latein. höh. Schulen.

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich. Von Prof. Dr. C. Wenzig. 158 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„In der vorliegenden Arbeit ergreift nun ein Meister philosophischer Darstellungskunst die Feder. Mit psychologischem Rüstzeug bahnt uns Wenzig den Weg in die so verschlungenen Pfade der einzelnen philosophischen Systeme. Bei vorwiegend systematischer Tönung ist das Buch äußerst instruktiv mit historisch-kritischen Anmerkungen durchsetzt. Evolutionismus, Materialismus und Psychologismus sind besonders wirkungsvoll zur Darstellung gebracht."

Pädagog. Zeitung.

Einführung in die Psychologie. Von Prof. Dr. H. Dyroff. 2. vermehrte **Aufl.** 143 Seiten. In Originalleinenband M. 1.25

„Die das Interesse weitester Kreise der Gebildeten so eng berührenden Gebiete der Psychologie des Sprechens und Denkens, des Gefühls- und Trieblebens, des Willens und der Aufmerksamkeit werden beleuchtet. Stete Anknüpfungen an bekannte Erscheinungen des Lebens und der Kunst berühren besonders angenehm, ebenso die Vermeidung einer komplizierten Terminologie und die jedesmalige Erläuterung etwa gebrauchter termini technici."

Kölnische Zeitung.

Charakterbildung. Von Prof. Dr. Th. Elsenhans. 143 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Buch vereinigt in so einzigartiger Weise Reichhaltigkeit des Stoffes mit klarer und verständlicher Darstellung, daß jeder Gebildete, vor allem jeder Pädagoge, viel Genuß und Förderung aus der Lektüre gewinnen wird."

Pädagog-psychol. Studien.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen. Von Privatdozent Dr. Mangold. Vgl. S. 26.

Leib und Seele. Von Prof. Dr. H. Boruttau. 149 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„B.s Darlegungen der nervenphysiologischen und physiologisch-psychologischen Grundtatsachen, wie der Beziehungen zwischen Psychischem und Physischem, sind in möglichst elementarer und allgemeinverständlicher Form gehalten. Jeder Gebildete wird besonders die Kapitel: Nervensystem, Gehirn und Intelligenz, Tier- und Menschenseele, Leib und Seele mit Interesse lesen. Dem Büchlein ist weiteste Verbreitung zu wünschen."

Deutsche Ärzte-Zeitung.

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik. Von Prof. Dr. W. Rein. 142 Seiten. In Originallbd. M. 1.25

„W. Rein ist einer der tüchtigsten und anerkanntesten Pädagogen unserer Zeit ... Wenn nun ein solcher Mann sich entschließt, den Reichtum seiner Erfahrungen in einer Schrift, die mehr einem Abriß als einer ausführlichen Darstellung gleicht, in streng systematischer Form niederzulegen, so ist dieses Büchlein von vornherein hoher Beachtung wert. Sonach glaube ich sagen zu dürfen, daß Staatsmänner, Ratsherren, Eltern und Lehrer sehr viel aus dem Büchlein lernen können."

Geheimrat Muff, Pforta. Kreuz-Ztg.

Praktische Erziehung. Von Direktor Dr. A. Pabst. 123 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Alles in allem haben wir hier ein vortreffliches Buch, das man mit größtem Vergnügen liest und jedem aufs wärmste empfehlen kann, dem Fachmann wie dem Laien. Einige Kapitel, wie das dritte, seien den Eltern besonders zur Lektüre empfohlen, sie finden da goldene Worte. Ich bin überzeugt, das Schriftchen wird sich viele Freunde erwerben."

Zeitschrift für das Gymnasialwesen.

Gartenbau im Landerziehungsheim Ilsenburg am Harz.

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache von Geh. Rat Prof. Dr. Friedrich Kluge. **2. Auflage.** 158 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Büchlein darf als eine vortreffliche Belehrung über das Wesen der deutschen Sprache freudig begrüßt werden. Es enthält zehn zwanglose, aber wohl zusammenhängende Kapitel, die sich gleichmäßig durch sichere Beherrschung des Stoffes, klare Entwicklung der Probleme und Gesetze und frische Anschaulichkeit der Darstellung auszeichnen. Diese Vorzüge machen die Schrift, zumal an Belegen und Proben nicht gespart wird, zu einer anziehenden Lektüre für jeden Gebildeten. Aber auch der Fachmann wird den Ausführungen nicht ohne Genuß und Gewinn folgen. Man sieht, wie der Verfasser aus eigner reicher Erfahrung heraus seine Ansichten und Forderungen formuliert und bemüht ist, zukünftiger Forschung den Boden zu bereiten." O. L. Lit. Zentralbl. f. Deutschland.

Lautbildung. Von Prof. Dr. L. Sütterlin. 191 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„... Eine ganz vortreffliche Orientierung bietet S. mit dem vorliegenden Büchlein. Der behagliche Fluß der Rede vereinigt sich mit Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, so daß auch der Fernerstehende mit Verständnis folgen kann. Fremdartige wissenschaftliche Ausdrücke werden möglichst vermieden, gut gewählte und oft amüsante Beispiele aus dem Deutschen und seinen Dialekten unterstützen die theoretischen Ausführungen." Univ.-Prof. Dr. Albert Thumb. Frankf. Zeitung.

Das Märchen. Von Prof. Friedrich von der Leyen. 154 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser gehört zu den feinsten Kennern dieses Literaturgebietes. Er führt uns durch die Märchenschätze der Kultur- und Naturvölker, läßt uns einen Blick tun in die Geschichte und die Aufgabe der Märchenforschung. Er zeigt uns die Entstehung des Märchens aus den Vorstellungen, dem Glauben und den Einrichtungen der Urzeit, verfolgt seine Spuren und Hinterlassenschaft bei den Babyloniern, Ägyptern, Juden, den Griechen und Römern, beschäftigt sich eingehend mit den Märchen der Inder, Perser und Araber. Ein besonders interessantes Kapitel ist dem deutschen Märchen gewidmet, dessen Weiterbildung durch die Jahrhunderte wir kennen lernen." Berl. Morgenpost.

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. Holz. 131 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Dem jungen Studiosen, der sich zum ersten Male mit den Fragen vertraut machen will, die sich an das Nibelungenlied anknüpfen, dürfte es eine ebenso willkommene Gabe sein wie dem Schulmanne, der vor der Lektüre des Liedes mit seinen Zöglingen das Bedürfnis fühlt, in wenigen Stunden auch die neuesten Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiete vor sich vorüberziehen zu lassen." Neuphilologische Blätter.

Lessing. Von Geheimrat Prof. Dr. R. M. Werner. 159 S. mit einem Porträt. In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine vorzügliche und zugleich eine mit der Gabe knapper und klarer Anweisung ausgestattete Führerin wird dabei R. M. Werners kurze Lessingbiographie sein. Auf 159 Seiten erhalten wir eine Fülle von Anregungen in stilistisch fein abgerundeter Form. Wir begleiten den Dichter und Schriftsteller durch alle Stufen seines reichen Wirkens. Den mutigen, eisernen Charakter, den kraftvollsten Autor unserer Literatur lernen wir kennen in dem geradezu spannend geschriebenen Buche, das uns nicht wieder losläßt, wenn wir uns ihm einmal gewidmet haben." Geh. Rat A. Matthias, Berlin. Monatsschrift für höhere Schulen.

Das klassische Weimar. Von Prof. Friedrich Lienhard. 161 Seiten mit Buchschmuck. In Originalleinenband Mark 1.25

„Als treuer Hüter steht Fritz Lienhard am Tor des Graltempels der idealistischen Weltanschauung unserer klassischen Kunst von Weimar. Und mit tiefen Begeisterungen, mit priesterlicher Weihe, mit echter Wärme, ein wahrhaft Gläubiger, weist er uns immer wieder hin auf das einzig Eine, was uns not tut. ... In großen Linien zeichnet er den Entwicklungsgang, den Aufstieg von Friedrich dem Großen und Klopstock bis zur Vollendung in Goethe, und legt den Wert und die Bedeutung der Führer in ihren Besonderheiten dar." Julius Hart. Der Tag.

Goethe und seine Zeit. Von Professor Dr. K. Alt. 154 S. mit einem Porträt. In Originalband Mark 1.25

„Solche Bücher sind gerade innerhalb der ungeheuer angeschwollenen Goetheliteratur von großem Wert. Denn sie zwingen uns aus der Unmasse des Materials zurück zu einer Zusammendrängung aufs Wesentliche und Versuch, das Dauernde aus der Erscheinungen Flucht festzuhalten."
Der Thürmer.

Einführung in Goethes Faust. Von Professor Friedrich Lienhard. 170 S. In Originalleinenband Mark 1.25

Friedrich Lienhard, einer unserer feinsten Goethe-Kenner, gibt hier eine tiefempfundene Einführung in den Faust, wobei er den Schwerpunkt seiner Darstellung weniger auf die Einzelheiten als auf den Sinn der ganzen Dichtung legt. Gerade er hat uns vieles zu sagen, was unter diesem Gesichtspunkt und in diesem Zusammenhange noch nicht herausgearbeitet worden ist.

Heinrich von Kleist. Von Prof. Dr. H. Roetteken. 152 S. mit einem Porträt. Gebunden Mark 1.25

„Eine treffliche, auf selbständiger Forschung ruhende Zusammenfassung unseres Wissens über Kleist wird hier geboten. Die knappen Analysen und ästhetischen Wertungen der Dichtungen enthalten eine Fülle des Anregenden; vorzüglich wird das echt Kleistische in den Gestalten des Dichters veranschaulicht und ein Begriff von seinen psychologischen und stilistischen Ausdrucksmitteln gegeben." F. D. Königsberger Allgem. Zeitung.

KUNST

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Von Prof. Dr. E. Neumann. **2.,** verbesserte u. vermehrte **Aufl.** 180 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Deshalb wird man eine so klar geschriebene kurze Zusammenfassung aller ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit mit lebhafter Freude begrüßen müssen. Die gesamte einschlägige Literatur wird vom Verfasser beherrscht. Man merkt es seiner elegant geschriebenen Darstellung an, wie sie aus dem Vollen schöpft. Gerade für den, der in die behandelten Probleme tiefer eindringen will, wird Neumanns Werkchen ein unentbehrlicher Führer sein." Straßburger Post.

„Jeder, der sich mit diesem Gegenstande befaßt, muß zu dem vorliegenden Buche greifen, denn eine Autorität wie Neumann kann nicht übergangen werden." Schauen und Schaffen, Jahrgang 35.

Das System der Ästhetik. Von Prof. Dr. E. Neumann. In Originalleinenband M. 1.25

Während der Leser in der „Einführung" die Hauptprobleme der Ästhetik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, kennen lernt, gibt der Verfasser hier eine Lösung dieser Probleme, indem er seine Anschauungen in systematischer, zusammenhängender Form darlegt.

Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören. Von Privatdozent Dr. Arnold Schering. 110 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einem ungemein sicheren pädagogischen Takte werden wir von Abschnitt zu Abschnitt immer tiefer in das Verständnis der Musik eingeführt .... So wüßten wir für den bildungsfähigen Laien keine bessere Anregung zu eigenem Nachdenken und gesteigerter Vertiefung in die Meisterwerke der Tonkunst, wie dieses Buch. Es ist ein Vademekum im besten Sinne für jeden Musikfreund und alle, die es werden wollen, zugleich aber auch ein wertvoller Beitrag zur praktischen Musikästhetik."

Deutsche Musikdirektoren-Zeitung. Nr. 41. 18. Jahrgang.

Räuchergefäß aus Trier. Aus Bezthum.

Grundriß der Musikwissenschaft. Von Prof. Dr. phil. et mus. Hugo Riemann. 160 S. In Originalleinenband M. 1.25

„Ein phänomenales Büchlein, auf 160 Seiten eine zusammenfassende, in bewunderungswürdiger Übersichtlichkeit aufgerollte Darstellung der gesamten Musikwissenschaft, eine Enzyklopädie von nie dagewesener Konzentration eines ungeheuren Stoff- und Ideengebietes! Der berühmte Leipziger Musikgelehrte . . . . behandelt in dieser seiner erstaunlichen Arbeit den ganzen Komplex von Wissenschaften, die dienend oder selbständig in ihrem Zusammenschluß die moderne Musikwissenschaft bilden; . . . . Beiden, Musiker wie Musikfreund, kann Riemanns Grundriß der Musikwissenschaft als ein Buch von starkem Bildungswert nicht warm genug empfohlen werden."

Hamburger Nachrichten.

Mozart. Von Professor Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 159 S. Mit einem Porträt v. Doris Stock. In Origbd. M. 1.25

„Das Mozartbüchlein unterscheidet sich durch die lebendige und anschauliche Art, wie in ihm das Leben und Schaffen des göttlichen Mozart dargestellt wird, von vielen der in letzter Zeit erschienenen Musikermonographien aufs vorteilhafteste. Wenn der Verfasser in der Einleitung vielleicht nicht ganz mit Unrecht sagt, daß Mozart, infolge einer mangelnden Kenntnis des von ihm Geschaffenen, bei aller vermeintlichen Hochachtung schief und einseitig beurteilt wird, so ist gerade das vorliegende Werk geeignet, auf dem Wege zur richtigen Erkenntnis des Menschen und Künstlers Mozart ein sicherer Führer zu sein."

Allgem. Musikzeitung.

Beethoven. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 151 S. Mit einem Porträt v. Prof. Stuck. In Origbd. M. 1.25

„Ein treffliches Buch, das die Fach- und Sachkenntnis des geistreichen Autors glänzend dokumentiert. Dieser hat damit ein Werk geschaffen von einzigartiger Natur, indem er bei aller Fülle des Gebotenen doch nur anregt, sich mit dem großartigen „Beethoven-Material", sowohl dem biographischen, wissenschaftlichen und musikalischen, näher zu beschäftigen und damit der Oberflächlichkeit mancher Musikfreunde und Allwisser entgegenarbeitet. Wahrlich ein hervorragendes Verdienst, das nicht genug anzuerkennen ist."

J. L. Musikal. Rundschau. 4. Jahrg.

Richard Wagner. Von Privatdoz. Dr. E. Schmitz. 150 S. mit einem Porträt. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Absicht des Verfassers, in kurzen Zügen ein lebensvolles Bild von dem Wirken und Schaffen des großen Dichterkomponisten zu entwerfen, ist ihm voll und ganz gelungen. Noch mehr, eine Reihe psychologischer und historischer Momente, welche von entscheidender Bedeutung bei der Beurteilung Wagners und seiner Werke sind, treten neu hinzu und dienen als orientierende Fingerzeige für den beobachtenden Leser. In fünf Kapiteln zeigt der Verfasser Wagner als Musiker und großen Dramatiker, als Dichter und Komponist zugleich. Die Grundlage hierzu bieten ihm die Wagnerschen Werke. Möge dieses Büchlein der Popularisierung R. Wagners und seiner Kunst dienen."

Cäcilia.

Christliche Kunst. Von Superintendent R. Bürkner. 160 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Hier haben wir aus der Feder eines durchaus kompetenten Kunstkenners einen gedrängten Überblick über die Kunstgeschichte und deren Entwicklung im Dienst der Kirche vom Altertum bis zur Gegenwart, der die ästhetische Bedeutung der einzelnen Zeitalter und Meister darzustellen und zu werten gesucht und auf die mannigfache Beeinflussung aufmerksam macht, die von christlicher Seite her auf die Entfaltung der bildenden Künste eingewirkt hat. So kann sich jeder die Grundlagen kunsthistorischen Verständnisses mühelos verschaffen, der sich das vorliegende Büchlein zum Führer erwählt. Und wir werden seinen knappen Ausführungen zumeist zustimmen können .... Wir können diesen kundigen Führer durch die Kunstgeschichte deshalb warm empfehlen."

Evangel. Kirchenzeitung. Nr. 21. 1911.

Christliche Kunst im Bilde. Von Prof. Dr. Georg Graf Vitzthum. 96 Tafeln mit ca. 180 Abbildungen und 64 Seiten Text. In Originalband Mark 1.25

„Wer auch nur eine Vorstellung hat von der unendlichen Fülle der uns erhaltenen Kunstwerke christlichen Inhalts und kirchlicher Bestimmung, der wird bewundern, mit welchem hervorragenden Geschick der Verfasser es verstanden hat, uns in ungefähr 180 Bildern die christliche Kunst an ihren charakteristischsten Beispielen vorzuführen, und uns zu zeigen, wie vielseitig und verschiedenartig das Christentum im Laufe der Zeiten die Kunst für seine Zwecke verwendet hat. Auch wer eine umfangreiche Kunstgeschichte durcharbeitet, dürfte kaum ein klareres Bild der christlichen Kunst erhalten, wie aus diesem prächtigen Bändchen, das sich ebenso durch seine mit großem Sachverständnis ausgewählten und mit feinem ästhetischem Gefühl zusammengestellten Abbildungen, wie durch die lebendige, packende Fassung des erklärenden Textes auszeichnet."

Der Kunstfreund.

Dürer: Flucht aus Ägypten (Ausschnitt). Aus Vitzthum.

GESCHICHTE

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Von Prof. Dr. J. Pohlig. 150 S. m. zahlr. Abb. **2. Aufl.** In Originallbd. M. 1.25

„Ein Bild der prähistorischen Eiszeit stellt der Verfasser vor unserm Geist auf, wie es kürzer und einleuchtender dem Laien wohl selten geboten wurde. . . . Einfach im Stil und doch anregend genug, um selbst Menschen, die sich auf diesem Gebiete der Wissenschaft fremd und unbehaglich fühlen, fesseln zu können." R. M. Natur u. Haus. 16. Jahrg.

Die Indogermanen. Von Prof. Dr. O. Schrader. 160 S. mit zahlr. Abbildungen auf Tafeln. In Originalleinenbd. M. 1.25

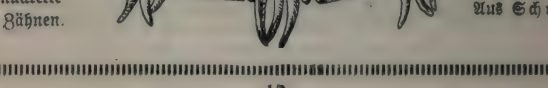
„Mit Freude ist es zu begrüßen, daß sich O. Schrader entschlossen hat, eine knappe und durchaus gemeinverständlich gehaltene Zusammenfassung des von ihm für richtig Gehaltenen zu liefern. Wir erfahren alles Wissenswerte über das indogermanische Urvolk, dessen Stämme, Wirtschaftsform, Siedlungsweise, Handel und Gewerbe, Nahrung (nebst Trank), Familien- und Sippenverfassung, Blutrache, Religion, Heimat usw. Dabei kommen so ausschlaggebende Dinge zur Sprache, wie die Geltung von Vater- und Mutterrecht einschließlich der Stellung der Frau, das Verhältnis von Viehzüchter- und Ackerbauertum, die Beziehungen von Geisterverehrung und Götterglauben usw." Neue Jahrbücher.

Altorientalische Kultur im Bilde. Von Dr. J. Hunger und Dr. H. Lamer. 96 Taf. u. 64 S. Text. In Origb. M. 1.25

Der alte Orient, dessen Erforschung man sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr zugewandt und der uns eine ganz neue Welt erschlossen hat, ersteht hier in seinen wichtigsten Kulturdenkmälern vor den Augen des Lesers. Das religiöse, staatliche und bürgerliche Leben der Ägypter und Babylonier, der kleinasiatischen Völker, der Phoeniker und Perser wird im Bilde vorgeführt: die Götter und Dämonen, die heiligen Tiere und Göttersymbole, Tempel: Priester und Kultur, dann die Herrscher und ihre Paläste, ihre Krieger und Jagden, Beamte und Staatsverwaltung, endlich Haus und Hof, Haus- und Toilettegeräte, Spiel und Vergnügen, Handel und Wandel, Ackerbau und Handwerk, Tod und Grab.

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler. 156 Seiten. Gebunden Mark 1.25

„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden." C. N. Norddtsche. Allg. Ztg.



Schmuckkette aus Zähnen.

Aus Schrader.

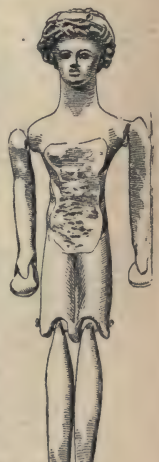
Die ägäische Kultur. Von Prof. Dr. R. von Lichtenberg. 160 Seiten mit zahlr. Abbildungen. In Originalband Mark 1.25

„Die neuen Funde auf Korfu haben wieder die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf jene eigentümlich altgriechische Kultur gelenkt, die uns bisher die großartigen Ausgrabungen Schliemanns, Dörpfelds u. a. in Troja, Mykenä, auf Kreta und auch sonst im Mittelmeergebiet erschlossen, und die uns ein Bild geben von der Homerischen Welt. Wohl haben wir eingehende Darstellungen der einzelnen Ausgrabungsstätten und wissenschaftliche Beschreibungen der hervorragendsten Funde. Aber uns fehlt eine für den Laien bestimmte, gemeinverständliche Übersicht über die gesamte Kultur Alt-Griechenlands, die wir heute bereits bis ins dritte vorchristliche Jahrtausend zurückverfolgen können. In diese Lücke will das vorliegende, trefflich illustrierte Bändchen treten." Reichsanzeiger.

Goldring von Mykenä. Aus Lichtenberg.

Griechische Kultur im Bilde. Von Dr. Hans Lamer. 96 Tafeln u. 64 Seiten Text. In Originalleinenband Mark 1.25

„Man weiß nicht, soll man mehr die Reichhaltigkeit und Schönheit der Abbildungen sowie ihre treffliche Auswahl rühmend hervorheben oder die Geschicklichkeit des Verfassers, auf so knappem Raum in den Erläuterungen so reiches Material in übersichtlicher Ordnung zu bieten und ein so anschauliches Bild vom Kulturleben der Griechen zu entwerfen. . . In sehr anregenden Einzelartikeln führt uns der gelehrte Verfasser in allen Seiten des griechischen Kulturlebens ein und zeigt uns, wie viele Fäden die Gegenwart mit dem Griechentum verbinden. Besonders lehrreich sind die Blicke ins Privatleben und die technischen Errungenschaften der Griechen." Augsburger Postzeitung.



Griechische Gliederpuppe. Aus Lamer, Griechische Kultur.

Vom Griechentum zum Christentum. Von Professor Dr. A. Bauer. 160 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das sehr anregende und lesenswerte Büchlein beginnt mit einigen handgreiflichen Beispielen des Fortlebens antiker Kultur in der Gegenwart, die den Laien auf die tieferen geschichtlichen Zusammenhänge vorbereiten, und bezeichnet man den Hellenismus als die Epoche der griechischen Geschichte, die auf den modernen Staat und auf das Christentum den stärksten Einfluß ausgeübt hat. Das gedankenreiche Buch wird auch dem Forscher von Wert sein, und man lernt aus ihm auch, wo man die Urteile nicht unterschreibt oder wo man anders nuanciert." Theol. Literaturzeitung.

Relief vom Grabmal des Engros-Brotlieferanten Eurysaces.
Ablieferung des Brotes an Beamte (Ausschnitt). Aus Lamer.

Römische Kultur im Bilde. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Oberlehrer Dr. H. Lamer. 175 Abbildungen auf 96 Tafeln und 64 Seiten Text. In Originalleinenbd. M. 1.25

„Dieser in der ausgezeichneten Sammlung erschienene Band verdient warme Empfehlung. Es ist ein ganz vorzügliches Mittel, Kulturgeschichte zu treiben, auf diese Weise durch eine Fülle von Bildern des gesamten Lebens zur Anschauung zu bringen und dann nur das Nötigste im Worte hinzuzufügen. Hier sind Abbildungen gegeben, in denen Religion und Kultus, Theater, Zirkus, das ganze öffentliche Leben mit den öffentlichen Gebäuden, die Privatarchitektur, Kunst und Kunstgewerbe, Privatleben, Handel und Gewerbe, Bestattung — kurz das ganze Leben vor uns vorüberzieht. Die Wahl der Bilder zeugt für eine genaue Kenntnis." Der Türmer

Zur Kulturgeschichte Roms. Von Professor Dr. Th. Birt. 2. verbesserte u. vermehrte **Auflage.** 163 S. In Origllbd. M. 1.25

„Birt ist nicht nur ein gründlicher Kenner der Antike, sondern auch ein glänzender Schriftsteller. Farbenprächtige, lebensdurchpulste Bilder zaubert er vor unser geistiges Auge. Wir durchwandern mit ihm die Straßen des alten Roms, bewundern die privaten und öffentlichen Bauten und beobachten im Gewühl die vorbeiflutende Menge." Vossische Zeitung

Das alte Rom. Sein Werden, Blühen und Vergehen. Von Professor Dr. E. Diehl. 126 S. Mit zahlreichen Abbildungen und 4 Karten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Rom, sein Werden, Blühen und Vergehen von den ersten Anfängen bis zum Ende des weströmischen Reiches lernen wir hier kennen an Hand einer klaren Darstellung, unterstützt von Bildern und Karten. . . . Nicht nur dem Italienreisenden, sondern jedem, der sich mit römischer Geschichte befaßt oder kunstgeschichtliche Studien treiben will, wird das Büchlein von Wert sein." Der Architekt.

Cäsar. Von Hauptmann Georg Veith. 190 Seiten. Mit einem Porträt und Kartenskizzen. In Originalleinenband Mark 1.25

Die Geschichte des Mannes, der wie kein Zweiter die Schicksale einer Kulturwelt in neue und bleibende Bahnen gelenkt hat, gehört zu den fesselndsten Kapiteln der Weltgeschichte. Ihm ist dieses Bändchen gewidmet. Cäsars Aufstieg, sein Wirken auf der Höhe seiner Macht und seinen Sturz, dieses Heldentum und seine Tragik läßt Verfasser an uns vorüberziehen.

Westdeutschland zur Römerzeit. Von Prof. Dr. Dragendorff. Zirka 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

Die Zeit der römischen Okkupetion war für Deutschlands kulturelle Entwicklung von unermeßlicher Bedeutung. Die Bedingungen klarzulegen, unter denen sich durch die Mischung des einheimischen und römischen Elements eine provinziale Kultur entwickelt und die Verschiedenheit zu erklären, die zwischen dem inneren Germanien und den Provinzen an der römischen Militärgrenze entstanden, bildet eine Hauptaufgabe dieses Bändchens. Es schildert, wie sich unter römischer Einwirkung städtisches Leben, Handel und Verkehr, Kunst und Handwerk entwickelte und was aus dieser Zeit an Keimen nach Deutschland getragen wurde, um hier sich weiter zu entwickeln. Andererseits wird mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, wie überall auch das einheimische Element zur Geltung kam und diese Zeit somit nicht nur ein Stück auf deutschem Boden verpflanzte römische Geschichte sondern zugleich deutsche Kulturgeschichte ist.

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde. Von Prof. Dr. H. Fischer. 143 S. In Originalleinenband M. 1.25

„Wer künftig sich darüber unterrichten will, welches die Hauptfragen sind, die die deutsche Altertumskunde zu beantworten hat, welche verschiedene Umfragen dabei zu berücksichtigen sind, der greife zu Fischers Büchlein. Er wird hier seine Wünsche erfüllen können. Mit diesen Worten ist dem Buche eine Empfehlung erteilt, die man in der Tat sonst keinem anderen Werke der gesamten wissenschaftlichen und populären Literatur auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde zuteil werden lassen kann. Fischer hat Recht, wenn er in dem Vorwort betont, daß es eine andere Darstellung des ganzen Gegenstandes zurzeit nicht gibt."

Prof. Dr. Lauffer. Frankfurter Zeitung.

100. Band **Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde.** 100. Band

Von Professor Dr. Paul Herre. 112 schwarze und eine farbige Kunstdrucktafel mit über 200 Abbildungen und 64 Seiten Text. In Originalleinenband Mark 2.50

1000 Jahre deutscher Kulturentwicklung ziehen in diesem neuesten Bilderatlas — das 100. Bändchen der Sammlung — in Bild und Wort an uns vorüber. Jede Seite mittelalterlicher Kultur wird in mindestens einem Beleg vorgeführt. Der Betrachter durchwandert an Hand der Abbildungen und des erläuternden Textes die Gebiete des Staatslebens, des Kriegs- und Verkehrswesens, der Kunst in all ihren Verzweigungen, des Erziehungs- und Bildungswesens, der Wissenschaften und Technik. Er läßt das Leben und Treiben der einzelnen Stände an sich vorüberziehen: die Geistlichkeit in ihrem priesterlichen Wirken und ihrem klösterlichen Dasein, den Adel in seiner ritterlichen Betätigung, das Bürgertum der deutschen Städte in seinem gewerblichen und kommerziellen Schaffen; den Bauernstand in seiner dörflichen Umgebung und seiner agrarischen Tätigkeit; und schließlich auch die fahrenden Leute mit ihrem ungeregelten Leben auf der Landstraße und dem Jahrmarkt. Kurz, ein überreiches Leben staatlicher, wirtschaftlicher und geistiger Betätigung unserer Vorfahren.

Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 183 Seiten. In Origllbd. M. 1.25

„In diesem übersichtlichen Rahmen bietet der aus dem Vollen schöpfende Verfasser eine sorgfältige Auswahl der charakteristischsten Einzelheiten aus der Entwicklungsgeschichte unseres Volkes, lebendig schildernd und zu tiefergehendem Studium verlockend ... Aus der ganzen Darstellung leuchtet die Freude des Verfassers an dem unaufhaltsamen Fortschreiten edler Menschlichkeit hervor. Es kann daher jedem Freunde der deutschen Geschichte als zuverlässiger Berater empfohlen werden." Wissenschaftl. Rundschau.

Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 162 Seiten. In Originalleinenbd. M. 1.25

„Vielleicht noch mehr wie bei der vor kurzem erschienenen Kulturgeschichte des Mittelalters muß man bewundern, welche Fülle von Stoff der Verfasser, der als Autorität auf dem Gebiete der Kulturgeschichte anerkannt ist, hier auf engem Raume gemeistert hat. Die weitausschauende und tiefgreifende Darstellung, die überraschend viel Neues bringt, zeigt uns, wie der Deutsche zu einem modernen Kulturmenschen geworden ist."
Berliner Neueste Nachrichten.

Die deutsche Revolution (1848). Von Professor Dr. E. Brandenburg. 143 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die vorliegende, bei aller Knappheit überaus instruktive Darstellung bietet ein eindrucksvolles Bild jener gewaltigen Volksbewegung, deren Ursprung sich aus den Ideen der großen französischen Revolution und aus dem Geistesleben des vormärzlichen Deutschland erklärt und deren Verlauf und Scheitern sowohl im Reiche als in den Einzelstaaten zu den wichtigsten Episoden der deutschen Geschichte gehört. Das letzte Kapitel über die Bedeutung der Revolution für die wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Fragen deckt die Verbindungslinie der achtundvierziger Zeit mit der Gegenwart auf. Möge das Büchlein zahlreiche Leser finden, deren Bestreben dahin geht, die Grundlagen ihres historischen und politischen Verständnisses zu verstärken." National-Zeitung.

Feldbestellung.
Aus Herre, Kulturgeschichte.

Seehelden und Admirale. Von Vize-Admiral H. Kirchhoff. 136 S. mit 6 Tafeln. In Originalleinenband Mark 1.25

„Dies Bändchen verfolgt in der glücklichsten Weise einen doppelten Zweck. Es erzählt uns die höchst spannenden und abenteuerreichen Lebensschicksale großer Männer, Schilderungen von hohem, biographischem Reize, und gibt in seiner Gesamtheit zugleich eine Entwicklungsgeschichte der Flotte von den Trieren der Griechen bis zu den Panzerschiffen der Gegenwart."
Berliner Tageblatt.

Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. Von Priv.-Doz. Dr. P. Herre. 180 Seiten. In Originalleinenband M. 1.25

„Aus diesem Überblick wird klar, daß der Verfasser den Anforderungen einer übersichtlichen Anordnung des Stoffes und einer gleichmäßigen Berücksichtigung der wesentlichen Entwicklungsmomente vollauf gerecht geworden ist. In letzterer Hinsicht hat er neben der politischen überall auch die kommerzielle Entwicklung geschildert, wie er auch die Rassne- und Kulturprobleme ins rechte Licht zu setzen verstanden hat."
Deutsche Literaturzeitung.

Die Kultur der Araber. Von Prof. Dr. H. Hell. 154 S. Mit 2 Tafeln und zahlr. Abb. In Originalleinenband M. 1.25

„Diese kurz und straff zusammengefaßte Darstellung, die trotzdem anschaulich und lebendig zu schildern weiß, darf mit großer Freude willkommen geheißen werden. . . . So lohnt es sich in der Tat, sich hier in die Vergangenheit zu versetzen, und der Verfasser hat es trefflich verstanden, uns durch Wort und Bild immer neue Seiten der Kultur zu erschließen. Z. f. Hamburg. Nachricht.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr. H. Reckendorf. 138 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Unter den in jüngster Zeit sich mit erfreulichem Fortschritt mehrenden Darstellungen der islamischen Anfänge für weitere Kreise nimmt dieses Buch eine ganz hervorragende und besondere Stelle ein."
R. Geyer, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Bd. 21.

Die Polarvölker. Von Dr. H. Byhan, Abteilungsvorstand am Museum für Völkerkunde, Hamburg. 148 Seiten mit ca. 200 Abbildungen, 2 Karten. In Originalleinenband Mark 1.25

„In instruktiver und verhältnismäßig reichhaltiger Darstellung führt der Verfasser die Völker des hohen Nordens in ihrer materiellen und geistigen Kultur vor. . . . Die Tafeln enthalten etwa 200 gut ausgewählte Abbildungen nach den besten Vorlagen. . . . Solche allgemeinverständlich und lesbar gehaltenen und die doch wissenschaftliche Verläßlichkeit wahrenden Schriften wie diese können der Völkerkunde nur nützlich sein."
Globus. Bd. 96.

Hundeschlitten, Ostjaken. Aus Byhan.

Hundeanspannung, Jun.

BÜRGERKUNDE VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE

Staatsbürgerkunde. Von Geh. Rat Prof. E. Bernheim. 112 S. In Originalleinenband Mark 1.25

Der bekannte Greifswalder Historiker will seine Leser zu selbständigem Urteil über die Bürgerrechte und -pflichten führen, sie bekannt machen mit den staatsrechtlichen Eigenschaften des modernen Staates und den sich daraus ergebenden Konsequenzen.

Politik. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. **2. Aufl.** 170 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„In großen Zügen, stets die historischen Zusammenhänge herausarbeitend, gibt es die Grundlinien einer wissenschaftlichen Politik, und in fesselnder Weise ziehen am Leser die Grundprobleme der für jede politische Bildung unentbehrlichen Staatslehre vorüber ... Alle unsere Zeit bewegenden politischen Ideen kommen zur Sprache."

Commeniusblätter für Volkserziehung.

Einführung in die Rechtswissenschaft. Von Professor Dr. G. Radbruch. **2. Aufl.** 153 Seiten. In Orgb. M. 1.25

„In einer Zeit, in der man mit Recht bürgerkundliche Kenntnisse zu einem wesentlichen Bestandteil unserer allgemeinen Bildung zählt, ist uns eine Einführung in die Rechtswissenschaft besonders willkommen ... Es würde zu weit führen, hier eingehend die Fülle der in diesem Buche enthaltenen Probleme aufzuzählen. Wir können nur wünschen, daß es von vielen gelesen wird."

Deutsche Beamtenzeitung.

Unsere Gerichte und ihre Reform. Von Prof. Dr. W. Kisch. 171 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein prächtiges Büchlein, das Wesen und Aufgabe unserer Gerichte gemeinverständlich darstellt und zu den Reformfragen in so trefflicher, überzeugender und sachlicher Weise Stellung nimmt, daß ich es im Interesse des Ansehens und deren Organe gerne jedem Deutschen in die Hand geben möchte." Das Recht.

Die deutsche Reichsverfassung. Von Geh. Rat Professor Dr. Ph. Zorn. **2. Aufl.** 128 Seiten. In Originalband M. 1.25

„Die vorliegende gemeinverständliche Schrift des hervorragenden Bonner Rechtsgelehrten macht den Leser in leichtfaßlicher, klarer und prägnanter Darstellung mit dem Wesen der deutschen Reichsverfassung bekannt ... Als willkommene Beigabe ist dem sehr zu empfehlenden, vom Verlage vorzüglich ausgestatteten und preiswerten Schriftchen ein kurzer Überblick über die Literatur des Reichsstaatsrechts angegliedert."

Literarisches Zentralblatt

Unsere Kolonien. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. H. Schnee, Ministerialdirektor im Kolonialamt. 196 S. In Origllbd. M. 1.25

„Der Leser findet hier vor allem das vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt Wesentliche, aufamtliches Material gegründete Angaben über den gegenwärtigen Stand der Besiedelung und der Plantagenwirtschaft, des Bergbaues, des Handels und der Eingeborenenproduktion, des Eisenbahnbaues, der Finanzen und der Verwaltungsorganisation unserer Schutzgebiete."

Deutsches Kolonialblatt.

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. Von Prof. Dr. O. Spann. 140 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die kleine Schrift scheint mir zu den wertvollsten Veröffentlichungen der ja im übrigen rühmlich bekannten Sammlung zu gehören. Ihre Hauptbedeutung liegt in der Anwendung der dogmengeschichtlichen Methode ... diese Methode hat den Vorteil, das Verständnis für die relative Berechtigung der einzelnen Theorien in ihm lebendig zu machen und ihn damit zugleich anzuleiten: immer wieder von der Wirklichkeit und ihren Problemen selber auszugehen ... Ich empfehle das Büchlein sehr zur Anschaffung."

Akademische Blätter.

Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Von Prof. Dr. W. Wygodzinski. 154 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Dieses treffliche Büchlein ist kein Lehrbuch, sondern eine anschauliche lebendige Darstellung im Gange der volkswirtschaftlichen Produktion und ihrem Verhältnis zum Staate. Gütererzeugung, Güterverteilung und Güterverwendung, dieser geschlossene Kreis der Wirtschaft, in dem Anfang und Ende zusammenstoßen, gibt den Rahmen der Darstellung, die vor allem die Beziehungen der Volkswirtschaft zum Leben unserer Zeit klarzulegen weiß." Dresdner Anzeiger.

Volkswirtschaft und Staat. Von Prof. Dr. E. Kindermann 128 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

In seiner allgemeinverständlichen klaren Darstellung gibt das Buch einen Einblick in die Mitarbeit der Volkswirtschaft an staatlichen Zielen, vor allem im Etatswesen und in die Mitwirkung des Staates an der volkswirtschaftlichen Tätigkeit."

Deutsche Literaturzeitung.

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Von Prof. Dr. A. Weber. 148 Seiten. In Originalband Mark 1.25

„Eine interessante Einführung in die sozialen Probleme der Großstadt, deren Studium weiteren Kreisen nur empfohlen werden kann. In leichtlesbarer Form legt der Autor die kulturelle und soziale Bedeutung der modernen Großstadt dar und führt uns nach Betrachtung des Familienlebens in die eigentlichen sozialen Probleme ein." Volkswirtschaftl. Bl.

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Von Syndikus Dr. F. Wernicke. 122 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Wer sich über Lage und Statistik des Mittelstandes, seine Forderungen, seine Zukunftsaussichten, seine Entwicklung zum neuen Mittelstand und zahlreiche andere wichtige Probleme unterrichten will, dem gibt dieses praktische Büchlein erwünschten Aufschluß ..."

Wbsn. Die Hilfe.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Von Helene Lange. 141 Seiten. Gebunden Mark 1.25

„Wer sich klar werden will über den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen, über die man so leicht, je nach zufälligen Erfahrungen, hier zustimmend, dort verdammend, urteilt, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß eine die andere voraussetzt, eine mit der anderen in den gleichen letzten Ursachen zusammenfließt . . ., der greife zu diesem inhaltsreichen, treffl ich geschriebenen Buche." Elisabeth Gnauck-Kühne. Soziale Kultur.

Soziale Säuglings- und Jugendfürsorge. Von Privat-Dozent Dr. A. Uffenheimer. 172 S. In Originalband M. 1.25

„Es ist unmöglich, den außerordentlich reichen Inhalt des vorliegenden Bändchens auch nur ganz kurz anzugeben. Immer wieder mußte ich beim Lesen die Geschicklichkeit des Verfassers bewundern, das so große Material dieser Fragen auf so engem Raum unterzubringen und dabei in einer Form und Übersichtlichkeit, wie ich sie selten so klar im Aufbau und populär in der Darstellung antraf. Voraussetzung für das Gelingen eines solchen Leitfadens ist die gründliche Beherrschung des ganzen Gebietes, nicht nur der Literatur, sondern auch der Praxis; und diese Erfahrungen und Kenntnisse stehen dem bekannten Verfasser in umfassender Weise zur Verfügung. Das Buch kann aufs angelegentlichste empfohlen werden."

Dr. Neter. Der Arzt als Erzieher.

ZOOLOGIE UND BOTANIK

Anleitung zu zoologischen Beobachtungen. Von Prof. Dr. F. Dahl. 160 S. mit zahlr. Abbild. In Originallbd. M. 1.25

„In keinem der bis heute erschienenen Bücher war in hinreichender Weise hervorgehoben, auf welche Punkte es bei einer guten Beobachtung in erster Linie ankommt. Das vorliegende Büchlein zeigt uns nun, wie man zoologisch beobachten muß und wie man seine Beobachtungen unter allgemeine Gesichtspunkte bringen und gleichsam in ein System einreihen kann. . . . Zur Beobachtung aller dieser Erscheinungen gibt uns der Verfasser eine treffliche Anleitung und erklärt alles durch zahlreiche gediegene Beispiele.

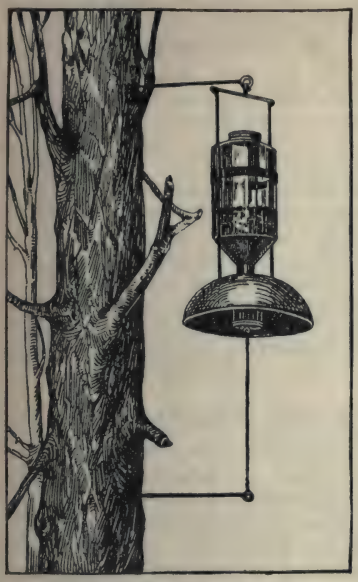
Österr. Forst- und Jagdzeitung. 29. Jahrg.

Der Tierkörper. Seine Form u. sein Bau unter dem Einfluß der äußeren Daseinsbedingungen. Von Privatdoz. Dr. Eugen Neresheimer. 140 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Originallbd. M. 1.25

„Der Verfasser gibt nicht etwa eine trockene systematische Aufzählung und Beschreibung der verschiedenen Tierformen, sondern sein Streben geht dahin, diese seinen Lesern aus ihrer Entwicklungs- und Lebensgeschichte zu erklären, zu zeigen, welchen Einfluß die umgebende Welt auf deren Bau ausgeübt und welche Beziehungen sich daraus zwischen Tier zu Tier, zu den Pflanzen und der übrigen lebenden und nicht belebten Natur ergeben müssen."

Aus der Heimat.

Die Säugetiere Deutschlands. Von Priv.-Doz. Dr. Hennings. 174 Seiten mit zahlreichen Abbildungen u. 1 Taf. In Originalleinenband Mark 1.25



Futterglocke. Aus Zimmer.

„Diese Eigenschaften zu würdigen, scheint uns der Verfasser des vorliegenden Büchleins besonders berufen zu sein, denn er vereint die ganz gediegenen Kenntnisse des Zoologen mit dem liebevollen Blicke des Naturfreundes, der ein rein ideelles Interesse hat an der Erhaltung unserer Tierwelt. Er unterläßt es aber daneben nicht, stets auch deren wirtschaftliche Bedeutung voll zu würdigen. So sind die in unserem Bändchen gegebenen Schilderungen nicht etwa trockene zoologische Beschreibungen, sondern aus dem vollen Leben geschöpfte Naturbilder, die in gleicher Weise den Forscher wie Laien, den Jäger wie den Naturfreund fesseln werden." Forst- und Jagdzeitung.

Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt. Von Privatdozent Dr. Zimmer. Mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

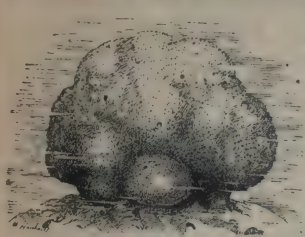
„Ein hübsches Buch, um mit der Natur umgehen zu lernen! Verfasser gibt die Hilfsmittel an, und zwar die Literatur und die event. Instrumente, die notwendig sind, gibt Ratschläge für Exkursionen und schildert dann das Vogelleben im Kreislaufe des Jahres. Es folgen dann Auseinandersetzungen über Mittel, die das Beobachten erleichtern, über Sammlungen, und die beiden letzten Kapitel behandeln die Frage „Was kann man am Vogel beobachten?" und „Vogelbeobachtungen im Auslande". Naturwissenschaftl. Wochenschrift.

„Das ist wieder einmal eines jener Bücher, wie sie uns not tun, die unendlich viel wertvoller sind als langatmige und langweilige Abschriften von Etiketten verstaubter Museumsbälge."
Mitt. über die Vogelwelt. 11. Jahrg. 1. Heft.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Hofrat Prof. Dr. L. v. Graff. 136 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der schon vielfach behandelte Stoff findet hier von einem Meister wissenschaftlicher Forschung eine ausgezeichnete klare Darstellung, wobei besonders die allgemeinen Fragen, soweit es der beschränkte Umfang gestattet, eingehend berücksichtigt werden." Prof. Dr. Hesse. Monatsheft f. d. nat. Unterr.

Tier- und Pflanzenleben des Meeres. Von Prof. Dr. A. Nathanson. 134 Seiten mit einer farbigen und zwei schwarzen Tafeln sowie zahlr. Abbildungen. In Originalleinenband M. 1.25



Badeschwamm. Aus Nathanson.

„Ein sehr guter und zuverlässiger Überblick über das Leben des Meeres. Verfasser bespricht zunächst die Verteilung der Organismen im Meere und die Entdeckung der Tiefseefauna; sodann geht er auf die Methodik ein, wie eine Kenntnis dieser Organismen zu gewinnen ist. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit dem Bau und den Anpassungen der Meerespflanzen, mit den Lebensbedingungen und der Lebensweise der schwebenden Meeresflora, mit der Organisation der Meerestiere und ihrer Lebensweise und endlich ein Schlußkapitel mit der Entwicklung und den Wanderungen der Seetiere." Naturwissenschaftliche Wochenschrift. 1911.

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. F. Rosen. 161 S. mit zahlr. Abb. In Origllbd. M. 1.25

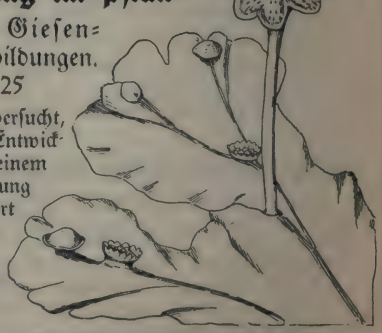
„Dieses Buch begnügt sich nicht damit, dem Leser eine Reihe von Winken und Rezepten zur Beobachtung der einzelnen Pflanzen oder Pflanzenfamilien zu geben, sondern es stellt sich das schöne Ziel, den Naturfreund die Pflanzen verstehen zu lehren in ihrem Kampf ums Dasein und ihrer Stellung im Ganzen der belebten Natur. Die Darstellung ist stets vom biologischen Gesichtspunkt beherrscht." Kosmos.

„Ein kleines Buch mit reichem Inhalt! . . . Wer nicht Zeit und Neigung hat, größere Werke durchzuarbeiten und doch orientiert sein möchte auf dem Gebiete des Entwicklungsganges der Pflanzenwelt, dem sei dieses mit einer ganzen Reihe instruktiver Zeichnungen versehene Bändchen bestens empfohlen." Pädagogische Reform. Nr. 19. 34. Jahrg.

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche. Von Professor Dr. Giesenhagen. 136 Seiten mit zahlr. Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser hat es mit Erfolg versucht, ein tieferes Verständnis für das Entwicklungsproblem im Pflanzenreiche in seinem Zusammenhang mit der Befruchtung und Vererbung zu wecken .... Die Art der Darstellung wird das mit guten Abbildungen versehene Buch jedem für Naturwissenschaft Interessierten zu einer angenehmen Lektüre machen."

Fühlings Landwirtschaftliche Zeitung.



Marchantia polymorpha. Aus Rosen.

Pflanzengeographie. Von Prof. Dr. P. Graebner. 160 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einer wahren Kunstfertigkeit sind hier auf dem so engbegrenzten Raum die Pflanzengeographie und die ihr innigst verknüpfte Formationsbiologie untergebracht worden. Jetzt ist jedem Menschen hinreichend Gelegenheit gegeben, sich in Kürze über das in Rede stehende Gebiet zu orientieren."

Globus. Bd. 27.

Phanerogamen (Blütenpflanzen). Von Professor Dr. E. Gilg und Dr. Muschler. 172 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Orignallbd. M. 1.25

„Wer dies 172 Seiten starke Bändchen gelesen, wird den beiden Verfassern volle Anerkennung zollen müssen, daß sie es verstanden, auf so beschränktem Raume das gewaltige Gebiet der Phanerogamen so übersichtlich und erschöpfend zu behandeln. Auf eine kurze Einleitung über die wesentlichsten Gesichtspunkte der modernen Pflanzenkunde, die Geschlechtsverhältnisse, Befruchtung, Frucht und Samenbildung bei den Blütenpflanzen folgt die Schilderung der bedeutendsten Familien des Pflanzenreiches nicht nur der einheimischen Flora, sondern aus allen Gebieten der Erde, soweit es sich um Nutz- oder Arzneigewächse handelt . . Da auch die Zierpflanzen berücksichtigt sind, eignet sich das Werkchen insbesondere auch für Gärtner und Blumenliebhaber jeder Art."

Deutsche Gärtner-Zeitung. 7. Jahrgang

Epiphytische Orchidee an einem Baumast. Aus Graebner.

Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen). Prof. Dr. Möbius. 168 S. mit zahlr. Abb. Gebunden M. 1.25

„Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser in anerkennungswerter Weise unterzogen. Was er auf den 168 Seiten des Buches bietet, gibt nicht nur einen guten Überblick über das ausgedehnte Gebiet der Kryptogamenkunde, sondern ermöglicht dem Laien auch, sich in einem kleineren Gebiet die ersten Kenntnisse anzueignen, auf Grund deren er dann mit Hilfe von ausführlicheren Lehrbüchern sich weiter einarbeiten kann." G. Lindau. Deutsche Literaturztg.

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben. Von Prof. Dr. H. Miehe. 146 S. m. zahlr. Abb. In Origbd. M. 1.25

„Es ist daher dem Buche Verbreitung zu wünschen, namentlich ist es Landwirten, ferner den Nahrungsmittelgewerbetreibenden, Hausfrauen und Müttern, sowie Lehrern sehr zu empfehlen; auch dürfte es sich als Unterlage zu Vorträgen in Fortbildungs- und ähnlichen Schulen vortrefflich eignen. Die Zeichnungen sind klar und deutlich, und trotz der guten Ausstattung ist der Preis billig."

Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Zimmer- und Balkonpflanzen. Von Städt. Garteninspektor Paul Dannenberg. **2. Auflage.** 171 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und 1 Tafel. In Originalleinenband M. 1.25

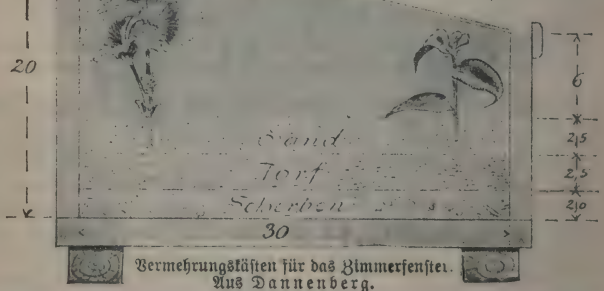
„Nicht der Naturwissenschaftler, sondern der praktische Gärtner ergreift das Wort und lehrt uns seine Kunstgriffe und Handfertigkeiten. Aber der Verfasser ist auch der ästhetisch gebildete Züchter, dem es nicht auf die Erzielung botanisch merkwürdiger oder seltener Zuchterfolge ankommt, sondern der immer wieder betont, daß die Blumenpflege ein Stück Kultur unserer Wohnung im Innern wie nach außen darstelle. Das Buch sei jedem Blumenliebhaber gelegentlichst empfohlen." Pädagog. Reform.

„Dies Büchlein möchte man in der Hand jeder Familie wissen. Wer es durchgelesen, gewinnt Lust und Liebe zur Blumenpflege, denn er sagt sich, nun weiß ich, wie ichs anzufangen habe." Illustrierte Flora.

Unser Garten. Von Garteninspektor Fritz Zahn. Mit zahlreichen Abb. 151 S. In Originalband Mark 1.25

„In einer Zeit, in der die Gartenstadtbewegung immer mehr an Boden gewinnt, in der man immer mehr dazu übergeht, den Wohnhäusern auch kleine Gärtchen beizugeben, wird dies hübsche Büchlein eines erfahrenen Praktikers dankbare Aufnahme finden. Man merkt es an der Darstellung, daß sie aus dem praktischen Leben entstand. Sie gibt allen Gartenbesitzern und solchen, die es werden wollen, gerade das, was sie über die Anlage, Unterhaltung und Pflege des Gartens wissen müssen, um sich ein behagliches Gartenheim zu schaffen .... Besonders sei noch hingewiesen, daß der Verfasser stets auch auf jene Rücksicht nimmt, die nur beschränkte Mittel für ihr Gärtchen zur Verfügung haben. So wird das Buch reichen Segen stiften."
Zeitschrift für Obst- und Gartenbau. 37. Jahrgang.

„Das vorliegende Büchlein ist eine erfreuliche, wertvolle Gabe: keinerlei Wortgeklingel, dafür aber überall praktische Erfahrung, Geschmack, Urteil, klare Ratschläge, Belehrung und Anleitung. Alles darin gesagte beruht auf gesunder Grundlage, wurzelt in der Praxis und ist getragen von echter, warmer Liebe zum Garten, zur Kunst und zur Natur. Der Verfasser tritt frei für seine Überzeugung ein, hütet sich dennoch vor Einseitigkeit." Die Dorfkirche.



Vermehrungskästen für das Zimmerfenster.
Aus Dannenberg.

ANTHROPOLOGIE / HYGIENE

Lebensfragen. Der Stoffwechsel in der Natur. Von Prof. Dr. F. B. Ahrens. 159 Seiten mit Abbild. Gebunden M. 1.25

„Wissenschaftlich und populär zugleich zu schreiben ist eine Kunst, die nicht vielen gegeben ist. Ahrens hat sich als Meister auf diesem Gebiete erwiesen. Auch die vorliegende Schrift zeigt die vielen Vorzüge seiner klaren Darstellung und pädagogischen Umsicht. Ohne besondere Kenntnisse vorauszusetzen, behandelt er die chemischen Erscheinungen des Stoffwechsels und beschreibt die Eigenschaften, Bildung und Darstellung unserer Nahrungs- und Genußmittel. Das Buch kann aufs beste empfohlen werden."

Chemiker-Zeitung.

Gesundheit und Lebensklugheit. Von Geh. Sanitätsrat Dr. R. Paasch. 104 S. In Originalleinenband Mark 1.25

Dieses Büchlein möchte seinen Lesern in allen Fragen, die unsere Gesundheit angehen, zu einem selbständigen Urteil verhelfen. Insbesondere möchte es eine Anleitung geben, unseren seelischen Funktionen auch auf dem Gebiet diätetischer Fürsorge die Vorherrschaft zu sichern und den Begriff Gesundheit in höherem Sinne zu fassen, als es der Tagesgebrauch mit sich bringt.

Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung. Von Oberstabsarzt und Privatdozent Dr. A. Menzer. 160 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein solcher treuer Ratgeber ist das vorliegende Büchlein. In meisterhaft klarer Darstellung, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, gibt es seinen Lesern zunächst einen tiefen Einblick in den Aufbau und die Leistungen des menschlichen Körpers ... Nachdem wir auf diese Weise den menschlichen Organismus kennen gelernt haben, werden wir in einem weiteren Kapitel in die Krankheitsursachen und ihre Verhütung eingeführt, wobei besonders die allgemeine Hygiene der Lebensweise erörtert wird. ... All diese Ausführungen aber sind für unser Wohl von grundlegender Bedeutung, daß wir das Büchlein in jedem Hause wissen möchten."

Natur und Kultur.

Leib und Seele. Von Professor Dr. H. Boruttau. 128 S. mit zahlreichen Abbildungen. Vgl. S. 6.

Das Nervensystem u. d. Schädlichkeiten d. tägl. Lebens. Von Prof. Dr. P. Schuster. 137 S. m. zahlr. Abb. In Origb. M. 1.25

„Das vorliegende Büchlein enthält sechs ausgezeichnete klare Vorträge. ... Es behandelt nach einem Überblick über den Bau und die Funktionen des Nervensystems die Schädlichkeiten, die dasselbe treffen können, ferner die Wirkung der Gifte, insbesondere des Tabaks, des Alkohols und des Morphiums, die Bedeutung der Anfälle für das Nervensystem, die Einwirkung geistiger Vorgänge auf körperliche Funktionen und schließlich die Folgen der geistigen Überanstrengung."

Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Unsere Sinnesorgane u. ihre Funktionen. Von Priv.-Doz. Dr. med. et phil. E. Mangold. 155 S. m. zahlr. Abb. In Orig.-B. M. 1.25

„Die Anatomie und Physiologie der einzelnen Organe, die wichtigsten Theorien über die Wirkung der Reize auf die peripherischen Teile und über die Umsetzung dieser Reize in Empfindungen in den zentralen Sinnesorganen werden in ausgezeichnet übersichtlich und klarer Weise vorgeführt. Möge das Buch, das ein weiterer glänzender Beweis ist für den Wert der Sammlung, recht viele Leser finden, ihre Mühe wird reichlich belohnt werden."

Konrad Höller. Pädagog. Reform.

Die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung. Von Prof. Dr. W. Rosenthal. 168 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Da die Beteiligung im Kampfe gegen die Volksseuchen Pflicht eines jeden ist, so darf man ein populäres Werk wie das vorliegende, welches in allgemeinverständlicher, sachkundiger und eindringlicher Form „die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung" behandelt, mit Freude begrüßen und mit Recht empfehlen."

Zeitschrift f. physikalische und diätetische Therapie.

Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens. Von Professor Dr. E. Posner. 121 Seiten mit Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser geht in sehr geschickter Weise den richtigen Mittelweg zwischen „zu gelehrt" und „zu populär". Die Ausführungen sind klar und präzis, so daß der Arzt den kleinen Band gebildeten Laien warm empfehlen und auch selbst Rat daraus schöpfen kann, wie er mit seinen Patienten diese heiklen Fragen besprechen soll."

Deutsche medizin. Wochenschrift.

Gesundheitspflege des Weibes. Von Professor Dr. Paul Straßmann. 160 S. In Originalleinenbd. M. 1.25

Das Bändchen will in erster Linie ein Führer sein zu einer gesunden, zweckmäßigen Lebensweise. Es will über die großen Gefahren aufklären, die besonders der Frau bei Vernachlässigung und nicht sachgemäßen ärztlichen Behandlung ihres Körpers drohen und will zugleich auch wirken zum Nutzen einer künftigen Generation.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien. Von Geheimrat Professor Dr. H. Tillmanns. 160 Seiten mit 78 Abbildungen und einer farbigen Tafel. In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Buch wie das vorliegende kann der Anerkennung der Ärzte wieder Laien in gleichem Maße sicher sein. Es enthält genau so viel, als ein gebildeter Laie von dem gegenwärtigen Stand der Chirurgie wissen muß und soll, und es kann, wenn die darin enthaltenen Lehren auf fruchtbaren Boden fallen, dem Kranken nur Nutzen stiften."

Berliner klinische Wochenschrift.

GEOLOGIE / ASTRONOMIE METEOROLOGIE

Grundfragen der allgemeinen Geologie in kritischer und leichtverständlicher Darstellung. Von Professor Dr. P. Wagner. 140 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„In kurzer gedrängter Form macht Verfasser den Leser mit den wichtigsten Gebieten der Geologie bekannt. Dabei geht der Verfasser auf alle Fragen ein, die für die Gestaltung unserer Erdoberfläche wichtig erscheinen. Ausgehend von der Kant-Laplaceschen Theorie, beschreibt der Verfasser das Erdinnere, die Erdrinde, Magma, Vulkan usw., um schließlich auf die dem Laien bekanntesten Vorgänge wie Verwitterung, Gletschererosion zu erläutern. Ein besonderer Vorzug des kleinen Werkchens liegt darin, daß nach jedem Kapitel ein Verzeichnis der benutzten Literatur aufgeführt ist. Dem Buch kann man nur weite Verbreitung in Laienkreisen wünschen."

Deutsche Bergwerkszeitung. 12. Jahrg.

Die vulkanischen Gewalten der Erde und ihre Erscheinungen. Von Geheimrat Prof. Dr. H. Haas. 146 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

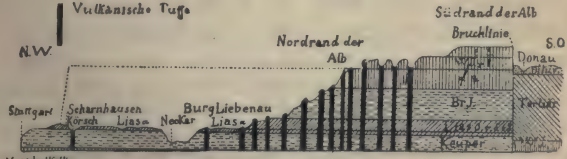
„In trefflicher Weise und unter Berücksichtigung der neuesten Literatur führt vorliegendes Büchlein den Leser in das Verständnis der vulkanischen Erscheinungen ein. . . . Möge das Büchlein einen recht zahlreichen Leserkreis finden."

K. Sapper. Petermanns Mitteilungen.

Die Alpen. Von Privatdoz. Dr. F. Machaček. 151 S. m. zahlr. Profilen und typischen Landschaftsbildern. In Originallbd. M. 1.25

„Der Verfasser des Werkchens hat es in ausgezeichneter Weise verstanden, auch den Nichtfachmann in die verwickelte Tektonik des Alpengebirges einzuführen. Nach einer topographischen Beschreibung des Alpengebietes folgt eine Würdigung der Klimamodifikationen. Ihr schließt sich sachlich ein Abschnitt über Wasser und Eis in den Alpen an. Auch das Pflanzenkleid der Alpen zeigt deutliche Abhängigkeit vom Höhenklima. Das letzte Kapitel des Buches ist dem Menschen in den Alpen gewidmet. . . . Das Buch kann jedem Freunde unseres Hochgebirges aufs wärmste empfohlen werden."

E. Werth. Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.



Schematischer Durchschnitt von Stuttgart bis nach Oberschwaben (NW nach SO) das Vulkangebiet von Drach. Aus Haas.

Die Bodenschätze Deutschlands. Von Prof. Dr. L. Milch. 2 Bände zu je ca. 160 S. mit zahlr. Abbildungen. In Originalleinenband je Mark 1.25

Bei der hervorragenden Bedeutung der Bodenschätze Deutschlands für dessen wirtschaftliche Kraft, wird der umfassende Stoff in drei selbständigen Bändchen der Sammlung behandelt. Der erste vorliegende schildert von geologischem, technischem und wirtschaftlichem Gesichtspunkte aus die Bildung, das Vorkommen und die Gewinnung der brennbaren Gesteine (des Torfes, der Braun- und Steinkohle und Erdöle) sowie der Salze (Steinsalze und Kalisalze). Den verschiedenen Kohlenrevieren sowie den Kalilagerstädten Deutschlands ist besondere Beachtung geschenkt. Abbildungen und Profile erläutern die Darstellung. Ein zweiter, in Vorbereitung befindlicher Band wird von den Erzen und den Mineralien und sonstigen Gesteinen handeln.

Das Wetter und seine Bedeutung auf das praktische Leben. Von Prof. Dr. C. Kassner. 154 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die kleine Schrift ist in klarfließender Sprache geschrieben, und der Inhalt bietet mehr als der Titel verspricht. Es werden nicht nur Naturgesetze, auf denen sich die Witterungskunde als Wissenschaft aufbaut, sachgemäß durchgenommen, sondern es wird auch gezeigt, wie sich die Wetterkunde als Zweig der Meteorologie historisch entwickelt hat und welchen großen Wert sorgfältige Aufzeichnungen über den Verlauf der Witterung für das öffentliche und private Leben besitzen ... Da man oft noch sehr irrtümlichen Auffassungen über den Wert der Witterungskunde begegnet, so ist dem kleinen inhaltreichen Werke größte Verbreitung zu wünschen."

Naturwissenschaftliche Rundschau. 28. Jahrgang.

Das Reich der Wolken und der Niederschläge. Von Prof. Dr. C. Kassner. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und 6 Tafeln. In Originalleinenband Mark 1.25

„Wie durch Verdunstung Wasserdämpfe in die Atmosphäre gelangen, wie die Luftfeuchtigkeit gemessen wird, wie die Bildung von Nebel und Wolken vor sich geht, davon handelt der erste Teil. Mit der Niederschlagsbildung befaßt sich der zweite. Wir haben es sonach mit einem Buche zu tun, das dem Laien wie dem Fachmann in gleicher Weise Belehrung bringen wird."

Sächsische landwirtschaftliche Zeitschrift.

Himmelskunde. Von Prof. Dr. A. Marcuse. ca. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

Noch viele Rätsel im Universum sind zu lösen. Aber die Astronomie hat doch bereits im Laufe der Jahre tiefgreifende Entdeckungen gemacht und manches Problem aufgehellt. Darüber will das Buch Auskunft geben, das sich durch Vielseitigkeit des Stoffes und fesselnde Darstellung besonders auszeichnet.

Aus dem Inhalt: Geschichte, Entwicklung und Aufgaben der Astronomie. Statistik und Dynamik des Universums. Einzelbeschreibung der Himmelskörper (Sonne, Merkur, Venus, Erde, Mond, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, kleine Planeten, Kometen, Meteore, Sternschnuppen, Tierkreislicht).

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. Von Privatdozent Dr. P. Eversheim. 129 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Heute ist das Verwendungsgebiet der Elektrizität ein so außerordentlich ausgedehntes, daß wohl ein jeder mehr oder weniger mit ihr in Berührung kommt. Deshalb kann man es dankbar begrüßen, wenn auch dem Laien durch ein so klar geschriebenes Büchlein ein Einblick eröffnet wird und in großen Zügen die Grundbegriffe der Elektrotechnik dargelegt werden . . . . Die sorgfältig gezeichneten Abbildungen beleben die Darstellung."

Elektrotechnische Zeitschrift.

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgenstrahlen. Von Geh. Rat Prof. Dr. Fr. Neesen. 132 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

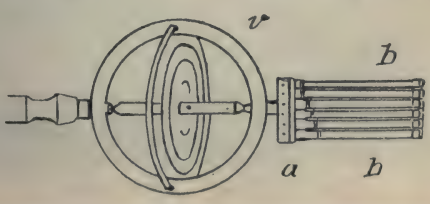
„Ein vortrefflicher Führer ist das vorliegende Büchlein. In vorbildlich klarer Sprache, von leichterem zu schwerem ansteigend, werden nach einem mehr einleitenden Kapitel über die Wellen in vier weiteren Abschnitten die verschiedenen, im Titel des Werkchens angegebenen Strahlenarten behandelt, die hörbaren, sichtbaren, elektrischen Strahlen und die Strahlen ohne Wellen. Wir werden jeweils mit den wichtigsten Erscheinungen und Hypothesen des betreffenden Gebietes bekannt gemacht, sowie in deren Nutzanwendung für die Praxis eingeführt, und wir bekommen so einen Überblick über dieses schwierige, aber wohl auch interessanteste Gebiet der Physik."

Gaea.

Einführung in die Elektrochemie. Von Prof. Dr. W. Bermbach. 144 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Gebunden Mark 1.25

„In diesem ausgezeichneten Werkchen unternimmt es der Autor, jeden, der die Grundbegriffe der Chemie und Physik kennt, mit dem Gebiete der Elektrochemie in seinen Hauptzügen bekannt zu machen. Es werden zunächst die Hauptgesetze der Elektrizitätslehre und der physikalischen Chemie, die zum Verständnis der Elektrochemie nötig sind, in anschaulicher Weise, unterstützt durch gute Zeichnungen, vorgeführt und dann das ganze Gebiet der heutigen Elektrochemie skizziert. Hervorzuheben ist, daß der Autor überall die neueste Literatur benutzt und somit seine Führung dem jüngsten Stande dieses Wissenszweiges gerecht wird."

Physikalische Zeitschrift. 10. Jahrgang.



Frahmscher Kreisel. Aus Neesen: Hörbare Strahlen.

Telegraphie und Telephonie. Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher. 156 S. m. 115 Abb. In Orig.-Bd. M. 1.25

„Die Ausdrucksweise ist knapp, aber klar; die Ausstattung des Werkes ist gut. Laien werden sich aus dem Buche mühelos einen Überblick über die Einrichtungen des Telegraphen- und Fernsprechbetriebes verschaffen können."

Elektrotechnische Zeitschrift.

Das Licht im Dienste der Menschheit. Von Dr. G. Leimbach. 126 S. mit 96 Abb. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Kampf um das Licht ist eines der wichtigsten Kapitel der Weltgeschichte. Von der ersten Anwendung des Feuers als Wärme- und Lichtquelle bis zur Entdeckung der Fernphotographie — welch ungeheurer Weg menschlichen Schaffens! In welchen Etappen er zurückgelegt wurde, will uns der Verfasser dieses schönen Bändchens zeigen."

Leipziger Tageblatt.

Kohle und Eisen. Von Professor Dr. A. Binz. 136 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

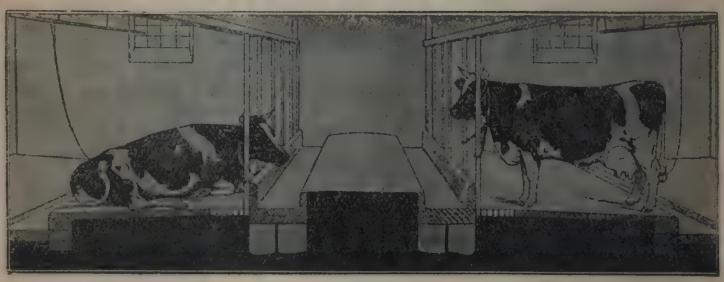
„Es verdient größte Anerkennung, wie dieses enorme Gebiet auf dem zur Verfügung stehenden gedrängten Raume eine immerhin erschöpfende Darstellung gefunden, wobei selbst die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Instruktionen berücksichtigt und somit eines der wichtigsten Kapitel aus der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen behandelt wird."

Deutsche Bergwerkszeitung.

Das Holz. Von Forstmeister H. Kottmeier und Dr. F. Uhlmann. 143 S. mit Abbildungen. In Originalleinenbd. M. 1.25

„Die beiden Verfasser haben mit diesem Buche ein Werk geschaffen, das das gesamte Wissen über den Holzbau, Holzverwertung, Holzhandel, Holzindustrie in übersichtlicher und einwandfreier Weise zur Darstellung bringt. Dem botanischen und dem forstwirtschaftlichen Teil wurde ebensolche Ausführlichkeit zuteil wie dem Abschnitt über die wirtschaftliche Bedeutung des Holzhandels, was besonders hervorgehoben zu werden verdient. Das schön ausgestattete und mit reichem statistischem Material versehene Werk kann sehr empfohlen werden."

Das Wissen für Alle. 10. Jahrg.



Moderne Aufstallung. Aus Sommerfeld.

Milch- und Molkereiprodukte, ihre Eigenschaften, Zusammensetzung und Gewinnung. Von Dr. Paul Sommerfeld. 140 S. m. zahlr. Abbildgn. In Originalleinenband Mark 1.25

„Trotz des geringen Umfanges doch äußerst reichhaltig, ist das Buch nach Inhalt und Darstellung auf einen großen Leserkreis, besonders die Frauenwelt, berechnet, und wird nicht nur der Hausfrau, den Schülerinnen in Fortbildungs-, Haushalts- und Kochschulen, sondern auch jedem von Interesse und Nutzen sein, der für unser wertvollstes Nahrungsmittel Verständnis hat." Päd. Zeitung

Rohstoffe der Textilindustrie. Von Geh. Rat Dipl.-Ing. H. Glafey. 144 S. mit zahlr. Abb. In Origllbd. Mark 1.25

„Unter den behandelten pflanzlichen Rohstoffen nennen wir: Baumwolle, Flachs, Hanf, Jute, Manilahanf, Kokosfasern, unter den tierischen: Wolle, Haare, Seiden, Federn, unter den künstlichen Rohstoffen: Glas, Metall-, Kautschukfäden, künstliche Seide, Vanduraseiden usw. Charakteristische Ansichten aus den Kolonien, mikroskopische Aufnahmen einzelner Rohstoffe, sowie die neuesten maschinellen Einrichtungen werden im Bilde vorgeführt. So dürfte es kaum ein besseres Hilfsmittel geben, sich rasch und gründlich über dies wichtige Gebiet zu unterrichten." Die Baumwollindustrie.

Die Textilindustrie. Spinnen und Zwirnen. Von Geh. Rat H. Glafey. 122 S. m. zahlr. Abb. In Origbd. M. 1.25

„Das Bändchen bildet gewissermaßen die Ergänzung des äußerst beifällig aufgenommenen Bändchens desselben Verfassers. ... So dürfte es kaum ein besseres Hilfsmittel geben, sich rasch und gründlich über dieses für Deutschlands Wirtschaftsleben so wichtige Gebiet zu unterrichten. Das schmucke Bändchen wird seiner Aufgabe in hervorragendem Maße gerecht." Textilarbeiter-Zeitung.

Die Txtilindustrie. Herstellung textiler Flächengebilde. Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey. 171 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Unter Verwendung zahlreicher Abbildungen werden die Fundamentalbegriffe der Textilindustrie: Filzen, Flechten, Klöppeln, Weben, Netzen und Wirken erläutert. Es wird gezeigt, wie unter Anwendung dieser Arbeitsverfahren die einzelnen Erzeugnisse hervorgebracht werden und welche technischen Hilfsmittel hierzu erforderlich sind."

Unsere Kleidung und Wäsche in Herstellung und Handel. Von Direktor B. Brie, Prof. P. Schulze, Dr. K. Weinberg. 136 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Dies Werkchen gibt knapp und doch umfassend in fließender und leicht faßlicher Form einen Überblick über die Textilindustrie, über Rohstoffe der Textilwaren, Fabrikation und Handel, über Konfektion im Bekleidungsfach, Seiden- und Wäschefabrikation und -handel und endlich über Modeartikel, wie Hüte, Handschuhe, Schirme, Pelzwaren usw. ... Ich empfehle das Buch ganz besonders für die genannten Schulen." Zeitschr. f. gewerbl. Unterr.

Verlagskataloge

Großer Verlagskatalog ... Reich illustriert

Kleiner Verlagskatalog .. Reich illustriert

Verzeichnis Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk
Reich illustriert

Verzeichnis schönster Festgeschenke
aus allen Wissensgebieten

Verzeichnis der Exkursions- und Hausbücher für Naturfreunde

Auswahl pädagogischer und fachwissenschaftlicher Werke

Verzeichnis der Lehr- u. Hilfsbücher für d. naturwissenschaftl. Unterricht

Verzeichnis der Lehr- u. Hilfsbücher für das höhere Mädchenschulwesen

Diese Verzeichnisse stehen unentgeltlich und postfrei zur Verfügung

Quelle & Meyer in Leipzig

Das Süßwasser-Aquarium. Von C. Heller.

„Dieses Buch ist nicht nur ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Aquarienfreund, sondern es macht vor allen Dingen seinen Leser mit den interessanten Vorgängen aus dem Leben im Wasser bekannt ..."

Bayersche Lehrerzeitung.

Reptilien- und Amphibienpflege. Von Dr. P. Krefft.

„Die einheimischen, für den Anfänger zunächst in Betracht kommenden Arten sind vorzüglich geschildert in bezug auf Lebensgewohnheiten und Pflegebedürfnisse, — die fremdländischen Terrarientiere nehmen einen sehr breiten Raum ein." O. Kr. Pädagogische Reform.

Die Ameisen. Von H. Viehmeyer.

„Viehmeyer ist allen Ameisenfreunden als bester Kenner bekannt. Von seinen Bildern kann man sagen, daß sie vom ersten bis zum letzten Wort der Natur geradezu abgeschrieben sind."

Thüringer Schulblatt.

Die Schmarotzer der Menschen und Tiere. Von Dr. v. Linstow.

„Es ist eine unappetitliche Gesellschaft, die hier in Wort und Bild vor dem Leser aufmarschiert. Aber gerade jene Parasiten, die unserer Existenz abträglich sind, gerade sie verdienen, von ihm nach Form und Wesen gekannt zu sein, weil damit der erste wirksame Schritt zu ihrer Bekämpfung eingeleitet ist." K. Süddeutsche Apotheker-Zeitung.

Unsere Wasserinsekten. Von Georg Ulmer.

Für Freunde des Wassers, für Liebhaber von Aquarien ist dies Buch geschrieben. Es bietet eine Fülle von Anregungen und wird den Leser veranlassen, selbst hinauszuziehen in die Natur, sie mit eigenen Augen zu betrachten.

Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer. Eine Einführung in die Naturgeschichte der einfachsten Lebensformen nebst kurzer Anleitung zu deren Studium. Von E. Reukauf.

„Nur wenige haben eine Ahnung von dem ungeheuren Formenreichtum und eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Wesen jener Mikroorganismen, die unsere Gewässer bevölkern. Als ein Schlüssel hierzu wird das vorliegende Bändchen vorzüglich geeignet sein. ..." Deutsche Zeitung.

Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt. Von Dr. W. Gothan.

An einer solchen allgemeinverständlichen Einführung in die Geschichte der Pflanzenwelt fehlte es bisher. Der Verfasser bespricht zunächst die geologischen Grundbegriffe, geht dann auf die Art der Erhaltung der fossilen Pflanzenreihe ein und schildert die Vorgeschichte der großen wichtigsten Gruppen des Pflanzenreiches der Jetzt- und Vorzeit.

Niedere Pflanzen. Von Prof. Dr. R. Timm.

„In dieser Weise führt das kleine Büchlein den Leser in die gesamte Welt der so mannigfachen Kryptogamen ein und lehrt ihn, sie verständnisvoll zu beobachten." Naturwissenschaftliche Rundschau.

Häusliche Blumenpflege. Von Paul F. F. Schulz.

„Der Stoff ist mit großer Übersichtlichkeit gruppiert, und der Text ist so faßlich und klar gehalten, außerdem durch eine Fülle von Illustrationen unterstützt, daß auch der Laie sich mühelos zurechtfinden kann. . . . Dem Verfasser gebührt für seine reiche, anmutige Gabe Dank." Pädagogische Studien.

Chemisches Experimentierbuch. Von O. Hahn.

Das Buch will jedem, der Lust zum chemischen Experimentieren hat, mit einfachen Apparaten und geringen Mitteln eine Anleitung sein, für sich selbst im Hause die richtigsten Experimente auszuführen.

Die Photographie. Von W. Zimmermann.

„Das Buch behandelt die theoretischen und praktischen Grundlagen der Photographie und bildet ein Lehrbuch bester Art. Durch die populäre Fassung eignet es sich ganz besonders für den Anfänger." „Apollo", Zentralorgan f. Amateur- u. Fachphotogr.

Beleuchtung und Heizung. Von J. F. Herding.

„Ich möchte gerade diesem Buche, seiner praktischen, ökonomischen Bedeutung wegen, eine weite Verbreitung wünschen. Hier liegt, vor allem im Kleinbetrieb, noch vieles sehr im argen." Frankfurter Zeitung.

Kraftmaschinen. Von Ingenieur Charles Schütze.

„Schützes Kraftmaschinen sollten deshalb in keiner Schülerbibliothek, weder an höheren noch an Volksschulen, fehlen. Das Büchlein gibt aber auch dem Lehrer Gelegenheit, seine technischen Kenntnisse schnell und leicht zu erweitern." Monatsschrift für höhere Schulen.

Signale in Krieg und Frieden. Von Dr. Fritz Ulmer.

„Ein interessantes Büchlein, welches vor uns liegt. Es behandelt das Signalwesen von den ersten Anfängen im Altertume und den Naturvölkern bis zur jetzigen Vollkommenheit im Land- und Seeverkehr." Deutsche Lehrerzeitung.

Seelotsen-, Leucht- und Rettungswesen. Ein Beitrag zur Charakteristik der Nordsee u. Niederelbe. Von Dr. F. Dannmeyer.

„Mit über 100 guten Bildern interessantester Art, mit Zeichnungen und zwei Karten versehen, führt das Buch uns das Schiffahrtsleben in anschaulicher, fesselnder Form vor Augen, wie es sich täglich an unseren Flußmündungen abspielt." Allgemeine Schiffahrts-Zeitung.

Schönste Festgeschenke
aus dem
zig
ns
ken.
iten.
fel
00 S.
muck.
art
ngen.
fer
zu je
arten.
11.–
n von
4.40
cts.
.–,
ben
äts.
Ausführliche Prospekte unentgeltlich und postfrei.
ROB. CORDES
Buch- u. Musikalienhandlung
Schleswig-Holsteinisches Antiquariat
KIEL
BRUNSWIKERSTR. 35A

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

LG.
G599
.Y81
190840
Goethe, Johann Wolfgang von. Biog. & crit.
Author Alt, Karl
Title Goethe und seine Zeit.